

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

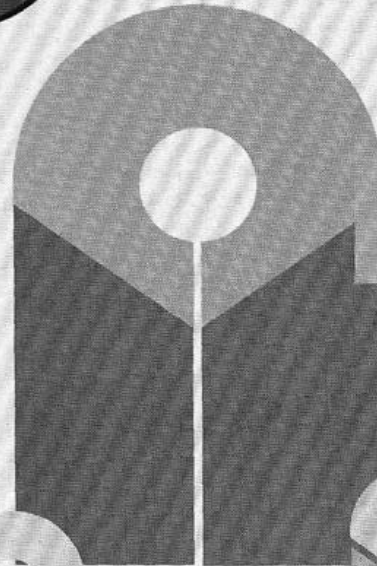
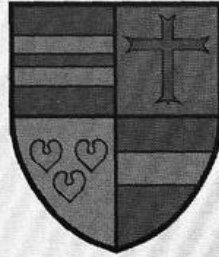
**Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland**

**Vechta, Oldb, 1969-**

Kulturgeschichte Oldenburger Münsterland

**urn:nbn:de:gbv:45:1-5285**

# Kulturgeschichte Oldenburger Münsterland





## Landkreis Cloppenburg und Landkreis Vechta - 600 Jahre gemeinsame Geschichte

### 50. Jahrgang des periodischen Heimatbuches für das Oldenburger Münsterland

Das Jahr 2000 ist für das Oldenburger Münsterland von denkwürdiger Bedeutung; denn das einst tecklenburgische Amt Cloppenburg wurde durch Vertrag vom 25. Oktober 1400 territorial - wie zuvor im Jahre 1252 das Amt Vechta - dem Bischof von Münster unterstellt. Seit diesem für unsere Region wichtigen historischen Einschnitt blieben die beiden aneinandergrenzenden ehemaligen Ämter, die jetzigen Landkreise Cloppenburg und Vechta, als „Einheit in der Zweiheit“ bis heute über 600 Jahre miteinander verbunden.

Die historischen Bande zur münsterschen Territorialherrschaft hatten bis zum Jahre 1803 Bestand, als im Zuge der Säkularisierung der geistlichen Fürstentümer der Herrschaftswechsel zum Herzogtum Oldenburg und damit die Auflösung des einstigen Niederstifts Münster als Teil des Hochstifts Münster erfolgte. Die traditionsreichen und engen münsterländisch-westfälischen Beziehungen wurden jedoch fortgesetzt und noch intensiviert durch den Verbleib der überwiegend katholisch geprägten Regionen Cloppenburg und Vechta im Bistum Münster. Da die partielle Selbstverwaltung dieser Exklave des Bistums Münster ihren Verwaltungssitz im bischöflich-münsterschen Offizialat in Vechta hatte, wurde diese Institution zur Identitätsstätte unserer Region. Infolge der „Einverleibung“ des Oldenburger Münsterlandes als Teilregion des Staates Oldenburg in das 1946 gebildete Bundesland Niedersachsen wurde aus dem Oldenburger Münsterland nun „Niedersachsens Oldenburger Münsterland“. Auf diese Weise war zwar erneut eine herrschaftspolitische Neuausrichtung erfolgt, aber die bewährte Klammer gemeinsamer Geschichte nicht gelöst, so daß die „zweipolige Einheit“ des Oldenburger Münsterlandes auf der Basis konfessioneller, mentaler, kultureller und wirtschaftlicher Entsprechungen und Kooperationen bis heute Bestand hatte und als Erfolgsrezept auch in Zukunft Bestand haben kann. Zwei Institutionen des Oldenburger Münsterlandes bemühen sich entsprechend ihres vorgegebenen Satzungsauftrags in signifikanter Weise, die traditionellen Werte umzusetzen und auszubauen, einerseits mehr aus kultureller Perspektive der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland sowie andererseits mehr aus wirtschaftlicher Blickrichtung der Verbund Oldenburger Münsterland.



Wenn diese und die vielen anderen Institutionen sowie deren Führungskräfte, die sich demselben hohen Ziel der Aufwertung und Weiterformung des Oldenburger Münsterlandes verpflichtet wissen, auch künftig zielstrebig und engagiert die anstehenden Probleme bewältigen sowie innovative Denkanstöße und Strategien vermitteln und realisieren, dann dürfte das Oldenburger Münsterland unbeschadet aller neuen Regionalisierungsbestrebungen in Niedersachsen und in der Europäischen Union seine Eigenart und Eigendynamik auf Dauer erhalten und fortentwickeln können.

Der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland kann mit der diesjährigen Auslieferung seines „Jahrbuches 2001“ ein weiteres Jubiläum begehen; denn seit dem Jahre 1952 regelmäßig wiederkehrend erscheint nun das „Heimatbuch des Oldenburger Münsterlandes“ zum 50. Mal, zunächst in Form eines Heimatkalenders, seinerzeit herausgegeben von Dr. Heinrich Ottenjann, und ab dem Jahre 1969 mit einem Redaktionsteam in der Aufmachung eines Jahrbuches.

Während der Heimatkalender Oldenburger Münsterland, entsprechend der Zeitsituation, nur in einer Auflagenhöhe von durchschnittlich 2.000 Exemplaren erschien und nach Umfang, Verarbeitung und Bildausstattung aus heutiger Sicht eher als bescheiden klassifiziert werden darf, änderte sich dies alles augenfällig mit dem Übergang zur Jahrbuchform. Heute präsentiert sich das Jahrbuch Oldenburger Münsterland vor allem seit der Millennium-Ausgabe 2000 in zeitgemäßem Gepräge, es ist farbiger geworden und im Umfang dreimal stärker als der Heimatkalender-Vorgänger. Auch die Auflagenhöhe ist in erfreulichem Maße gestiegen; denn derzeit werden alljährlich 6.500 Exemplare aufgelegt und abgesetzt. Damit ist das Jahrbuch Oldenburger Münsterland „das“ heimatkundliche Lese- und Nachschlagewerk von Rang für breitere Bevölkerungsschichten.

Auch für dies „Heimatbuch“ gilt die Devise, die Kultur-, Natur- und Wirtschaftsgeschichte aller Spezies breitgefächert, fundiert und lesbar zu vermitteln, den herrschenden Zeitgeist einzufangen und den Zukunftstrend aufzuspüren. Möge es dem Redaktionsteam, dem Fachleute unterschiedlicher Disziplinen angehören, stets gelingen, den „Nerv der Zeit“ freizulegen und Wissenswertes aus unserer Region und für unsere Region vorzulegen.

Der Heimatbund Oldenburger Münsterland spricht allen, die sich im Verlauf einer langen Geschichte für das Entstehen, den Erhalt und die Weiterentwicklung des Oldenburger Münsterlandes im Bundesland Niedersachsen, sei es an exponierter Stelle, sei es mehr im Verborgenen, eingesetzt haben, großen Dank aus.

Hartmut Frerichs – Präsident des Heimatbundes



*Alwin Hanschmidt*

## 600 Jahre Niederstift Münster 1400 bis 2000

- Teil 2\* -

1803: Zerstückelung des Niederstifts Münster –

### Entstehung des Oldenburger Münsterlandes

Im Jahre 1803 wurde die politisch-administrative Zugehörigkeit des Niederstifts zum Fürstbistum Münster mit dessen Untergang aufgelöst. Das gilt bis heute. Denn in Umbruchsituationen – so nach 1866 und nach 1945 – angestellte Überlegungen, die ehemals niederstiftischen Gebiete im Zuge politisch-territorialer Neuordnungen wieder mit Westfalen zu verbinden, wurden nicht verwirklicht.

Als unter dem Druck Napoleons durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 die geistlichen Territorien im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation aufgehoben wurden, um zur Entschädigung von Fürsten verwendet zu werden, die auf der seit 1794 von Frankreich besetzten linken Rheinseite Gebiete verloren hatten, fiel dieser Säkularisation auch das Fürstbistum Münster zum Opfer. Vom Oberstift kam der östliche Teil mit der Landeshauptstadt an Preußen; Teile der Ämter Bevergern und Wolbeck fielen dem Herzog von Loos-Corswarem zu (Fürstentum Rheina-Wolbeck); das Amt Dülmen ging an den Herzog von Croy, das Amt Horstmar an den Wild- und Rheingrafen zu Grumbach; die Ämter Ahaus und Bocholt fielen zusammen an die Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg. Das Niederstift wurde ungefähr hälftig aufgeteilt. Das Amt Meppen erhielt der Herzog von Arenberg, dem auch das bis dahin kurkölnische Vest Recklinghausen zugefallen war. Die Ämter Cloppenburg und Vechta gingen an den Herzog von Oldenburg.<sup>53</sup>

Der Herzog von Oldenburg hatte zwar keine linksrheinischen Gebiete verloren, mußte aber 1803 in Regensburg auf französischen Druck

hin auf den höchst einträglichen Elsflether Weserzoll verzichten. Als Entschädigung für diesen Verlust und für die Abtretung winziger Gebietsteile an die Stadt Bremen und die Stadt Lübeck wurden dem Herzog das säkularisierte Bistum Lübeck als Erbfürstentum, das kurhannoversche Amt Wildeshausen und die beiden münsterischen Ämter Cloppenburg und Vechta zugewiesen. Herzog Peter Friedrich Ludwig (1785-1829), der die territorialen Zugewinne in der Nachbarschaft seines Stammgebietes nur widerstrebend akzeptierte, bezeichnete im „Patent zur Besitznehmung“ vom 30. Juni 1803 die beiden Ämter Vechta und Cloppenburg „von nun an als unzertrennliche Bestandtheile des Herzogthums Oldenburg“ und ergriff von ihnen durch beauftragte Beamte am 18. Juli 1803 in Vechta und am 20. Juli 1803 in Cloppenburg förmlich Besitz.<sup>54</sup> Von seinen neuen Untertanen erwartete er „die Beweise der Treue, Liebe, des Gehorsams und der Anhänglichkeit ..., womit sie gegen ihre vormalige Regenten sich stets rühmlich ausgezeichnet haben“ und versicherte sie umgekehrt seiner „Zuneigung und unermüdeten Sorgfalt für die Erhaltung ihres wahren Wohls“, wobei er ihnen auch die „Beybehaltung ihrer Gesetze und Gewohnheiten, in so weit solche mit der gegenwärtigen Lage und Verfassung vereinbarlich seyn wollen“, zusagte.<sup>55</sup>

Dies war ein Programm, das mit Leben gefüllt werden mußte. Rückschauend läßt sich sagen, daß das Verhältnis der „Münsterländer“ zum oldenburgischen Fürstenhaus und Staat mehr und mehr von einer Anhänglichkeit geprägt war, die sie im Jahre 1975 in der Volksabstimmung über die Wiederherstellung eines selbständigen Oldenburg zu den eifrigsten Anhängern dieses – allerdings gescheiterten – Zieles werden ließ, viel eifriger als die „Nordoldenburger“. Ob diesem Verhalten die vom neuen Landesherrn 1803 versprochene Zuneigung und Fürsorglichkeit im Sinne völlig gleichberechtigter Wertschätzung und Behandlung durch Fürst, Staat und nordoldenburgische Gesellschaft stets entsprochen haben, kann dagegen wohl nicht mit einem uneingeschränkten Ja beantwortet werden. Neben der selbstverständlichen Vertrautheit der alteingesessenen und der Fremd- und Unsicherheit der neuen Untertanen spielte dabei der konfessionelle Unterschied zwischen den protestantischen Gebieten im Norden und den katholischen Gebieten im Süden eine bestimmende Rolle für die jeweilige Selbsteinschätzung und Fremdwahrnehmung. Dabei stand eine katholische Minderheit von einem guten Viertel der Bevölkerung des Herzogtums einer knapp



Patent  
zur  
Besitznahme  
der beiden bisherigen  
Ämter  
Vechta  
und  
Cloppenburg.

**V**on Gottes Gnaden Wir  
**Peter Friedrich Ludwig,**  
Erbe zu Norwegen, Herzog zu  
Schleswig, Holstein, Stormarn  
und der Ditmarschen, Fürst zu Lübek,  
Herzog und regierender Administra-  
tor zu Oldenburg &c.

entbieten allen und jeden Einwohnern und Untertanen geistlichen und weltlichen Standes, imgleichen den Lebens-Basallen der zum vormaligen Hochstift Münster gehörig gewesenen beiden Ämter Vechta und Cloppenburg, Unsere Fürstliche Gnade, geneigten Willen und alles Gute.

Da bey der in Folge des Lüneviller Friedens geschehenen Regulirung der Entschädigungen in Deutschland, Unserm Herzoglichen Hause die zu dem vormaligen Hochstift Münster gehörig gewesenen beiden Ämter Vechta und Cloppenburg und zwar in secularisirtem Zustande, mit allen denselben anlebenden Gerechtsamen, Gütern und Einkünften, wo sie auch belegen seyn mögen, und mit der völligen Lan-

deshoheit, so wie auch mit den in beiden Ämtern belegenen geistlichen Corporationen, Stiftern, Klöstern und deren Gerechtsamen und Gütern, zugefallen sind; auch ferner wegen sothaner Uns gebührender Schadloshaltung am 6ten April d. J. zu Regensburg eine nähere Vereinbarung abgeschlossen und zur Kenntniß Römisch Kaiserl. Majestät und der gesammten Reichs-Tags-Versammlung gebracht worden;

So haben Wir nunmehr die Besinnahme vorgedachter beiden Ämter und deren Incorporation mit dem Herzothum Oldenburg für gut gefunden und beschlossen, und zu dieser feierlichen Handlung, imgleichen zur Bekanntmachung Unserer hieby erforderlichen provisorischen Anordnungen und Einrichtungen, den Etats-Rath und Vice-Canzlei-Director Johann Conrad Georg und den Regierungs-Canzlei-Professor und Landes-Archivar Christian Ludwig Runde als Unsere besonders dazu bevollmächtigte Commissarien abgeordnet und bestellt.

Wir übernehmen demnach hiemit und Kraft dieses Patents für Unser Herzogliches Haus, namentlich zuvorderst für Unsern Herrn Vettern, des Herzogs Peter Friedrich Wilhelm Liebden, für den Wir die Landes-Administration führen, dann für Uns Selbst, Unsere beiden Söhne und deren Fürstliche Erben und Nachkommen, den Besitz

und die Regierung der Ämter Vechta und Cloppenburg, wollen selbige von nun an als unzertrennliche Bestandtheile des Herzogthums Oldenburg demselben incorporiret haben und gesinnen gnädigst an den Adel, an die Geistlichkeit, an die Basallen, auch an alle Bürger, Einwohner und Untertanen dieser beiden Ämter, künftig Uns als ihren alleinigen Landes- und Lehnsherrn anzuerkennen, und Uns, Unsern Fürstlichen Erben und Nachkommen, ihrer zu leistenden Eidespflicht gemäß, treu, hold und gewärtig zu seyn.

Wir leben dabey der völligen Zuversicht, daß vorgedachte Unsere nunmehrige Untertanen mit unbedingtem Zutrauen auf Unsere Landesväterliche Gesinnung, in diese neue Verbindung mit Uns, und allen übrigen Einwohnern und Untertanen dieses Herzogthums treten und bey jeder Gelegenheit eben die Beweise der Treue, Liebe, des Gehorsams und der Anhänglichkeit an den Tag zu legen bemühet seyn werden, womit sie gegen ihre vormalige Regenten sich stets rühmlich ausgezeichnet haben, und Wir ertheilen ihnen dagegen die bindigste Versicherung, daß sie jederzeit sammt und sonders Unserer Zuneigung und unermüdeten Sorgfalt für die Erhaltung ihres wahren Wohls, möglicher Abstellung aller Mißbräuche, so wie der Handhabung einer unpartheiischen Gerechtigkeit, der Beförderung ihres Fortkommens und Wohlstandes, endlich der Veybehaltung ihrer Befehle und Gewohnheiten, in

so weit solche mit der gegenwärtigen Lage und Verfassung vereinbarlich seyn wollen, auf das vollkommenste sich versehen können.

Urkundlich Unserer eigenhändigen Namens-Unterschrift und vorgebrachten Herzoglichen Inseignels.

Gegeben auf dem Schlosse zu Oldenburg, den 30. Junius 1803.



Peter.

F. L. Gr. v. Holmer.

L. D. Trede.

*Patent zur Besitznahme der münsterschen Ämter Vechta und Cloppenburg durch den Herzog von Oldenburg vom 30.6.1803.*



dreimal so großen protestantischen Mehrheit gegenüber. Daß dies unter den Bedingungen eines das ganze 19. Jahrhundert hindurch – übrigens nicht nur in Deutschland – noch prägenden, in der Regel selbstbewußten und militanten Konfessionalismus, der sich zu „Kulturkämpfen“ steigern konnte, nicht ohne Auswirkungen bleiben konnte, läßt sich leicht einsehen. So wird verständlich, daß es neben einem gesamtoldenburgischen Selbstverständnis in beiden Landesteilen stets auch eine spezifische Identität gegeben hat, die von konfessionell unterfütterten historischen und kulturellen Prägungen lebte. Daß dabei die Selbstdefinition der Südoldenburger mit dem Begriff „Oldenburger Münsterland“ allem Anschein nach schärfer umrissen war als eine entsprechende nordoldenburgische Bewußtseinslage, die sich durchweg weniger als partiell, sondern eher als „eigentlich“ oldenburgisch und somit als „gesamtoldenburgisch“ verstanden haben dürfte, hängt gewiß nicht zuletzt damit zusammen, daß Minderheiten, wenn sie sich behaupten wollen, ein klares Selbstbild brauchen.<sup>56</sup>

Mentalitäten, Milieus und Loyalitäten bedürfen institutioneller und symbolischer Stützen. Hier erwies es sich für die Bewohner der beiden neuoldenburgischen Ämter Cloppenburg und Vechta als glücklicher Umstand, daß die kirchliche Zugehörigkeit zur Diözese Münster bestehen blieb, und zwar nicht nur vorläufig bis zur Regelung der Diözesaneinteilung durch ein Reichsgesetz, wie es der Reichsdeputationshauptschluß vorsah und der Herzog in seinem Normativ für die kirchlichen Angelegenheiten (2. August 1803) festlegte, sondern auf Dauer, nämlich bis zum heutigen Tag. Dabei sicherte der Herzog sich von Anfang an ein den damaligen staatskirchenrechtlichen Vorstellungen entsprechendes Aufsichtsrecht über die katholische Kirche dadurch, daß alle kirchlichen Verfügungen dem landesherrlichen Plazet (Genehmigung) unterlagen, das von einer für die katholische Kirche zuständigen Kommission zu erteilen war.<sup>57</sup> Gemäß dem staatlichen Aufsichtsinteresse dachte der Herzog zeitweilig an „ein eigenes Bistum nur für Oldenburg“, „das seinen Sitz in Vechta hätte haben sollen“. Solche Überlegungen erwiesen sich aber, nicht zuletzt aus Kostengründen, als nicht realisierbar.<sup>58</sup>

Als in der Zirkumskriptionsbulle „De salute animarum“ (1821), in der die Diözesangrenzen im Königreich Preußen neu umschrieben wurden, das Herzogtum Oldenburg ohne Absprache mit der oldenburgischen Regierung der Diözese Münster zugeteilt wurde, kam es für den Herzog darauf an, zu verhindern, daß seine katholischen Untertanen einem

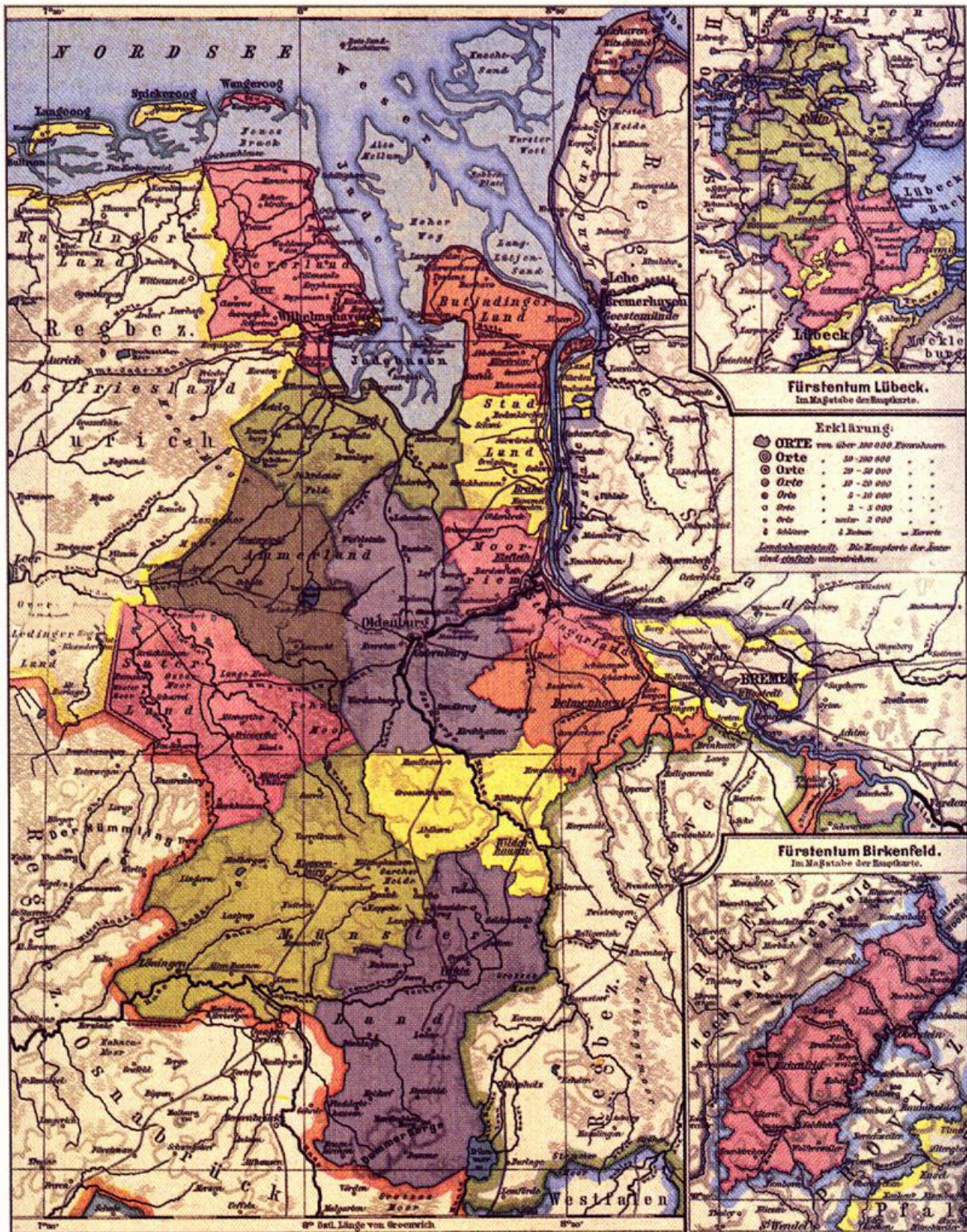
Bischof unterstanden, der einem anderen Souverän, nämlich dem König von Preußen, Loyalität schuldete. Nach komplizierten Verhandlungen mit dem Ermländer Fürstbischof Joseph Prinz zu Hohenzollern als Exekutor (Durchführungsbeauftragter) der erwähnten Bulle und der oldenburgischen Regierung kam am 5. Januar 1830 die Konvention von Oliva zustande, die der Herzog unter Beifügung des „Normativ für die Wahrnehmung des Landesherrlichen Hoheitsrechts (jus circa sacra) über die Römisch-Catholische Kirche im Herzogthum Oldenburg vom 5. April 1831“ als Grundlage für die Gestaltung der Jurisdiktionsgewalt der Katholischen Kirche anerkannte. Dadurch wurde das „Bischöflich Münstersche Offizialat“ in Vechta als kirchliche Oberbehörde für das ganze Herzogtum Oldenburg eingerichtet. Da der „Offizial“<sup>59</sup> als Leiter dieser Behörde unabhängig vom Generalvikar in Münster unmittelbar unter dem Bischof von Münster steht, da ihm „die gesamte ordentliche Amtsgewalt des Bischofs übertragen“ ist,<sup>60</sup> überragt seine Stellung diejenige eines gewöhnlichen Generalvikars beträchtlich. Zu erwähnen ist allerdings, daß die Konvention von Oliva, die diese kirchenrechtlich ganz außergewöhnliche Stellung ermöglicht hat, vom Hl. Stuhl nicht förmlich anerkannt, allerdings auch nicht bestritten wurde.<sup>61</sup>

Mag die Stellung des Vechtaer Offizials auch kirchenrechtlich noch so einmalig sein, so darf doch zugleich nicht vergessen werden, daß Konvention und Normativ ein Instrument darstellten, „mit dessen Hilfe der oldenburgische Staat die katholische Kirche im Land den staatlichen Interessen absolut unterzuordnen gedachte“.<sup>62</sup> Dies änderte sich auch nicht wesentlich, als Oldenburg um die Jahrhundertmitte eine Verfassung (1849 Staatsgrundgesetz; 1852 revidiertes Staatsgrundgesetz) bekam. „Die katholische Kirche blieb die außerhalb der Verfassung stehende, beargwöhnte und nach den Grundsätzen des Staatskirchentums streng beaufsichtigte Kirche einer erst teilweise in den Staat integrierten Minderheit.“<sup>63</sup> Und die häufig anzutreffende, geradezu verklärende Meinung, während des Kulturkampfes der 1870er und 1880er Jahre in Preußen und im Reich sei Oldenburg ein „Eldorado für Katholiken“ gewesen, vergißt, daß es hier bereits seit der Mitte der 1850er Jahre einen rund zwanzig Jahre dauernden Streit zwischen Staat und katholischer Kirche gegeben hatte. In diesem hatte der Staat „streng auf der Vertretung der Souveränitätstheorie, nach der die Kirche in den Staat eingegliedert, ihm untergeordnet und seiner Kirchenhoheit unterworfen ist“, beharrt.<sup>64</sup> Bis zum Zusammenbruch der Monarchie 1918 blieb





# Großherzogtum Oldenburg



Das Oldenburger Münsterland war von 1879 bis 1933 in die drei Ämter Friesoythe, Cloppenburg und Vechta eingeteilt, seit 1933 in die beiden Kreise bzw. Landkreise Cloppenburg und Vechta. (s. Literaturverzeichnis)





der „vorkonstitutionelle territorialistisch-staatskirchliche Rechtszustand mit seiner scharfen Staatsaufsicht in Kraft“.<sup>65</sup>

Erst zur Zeit der demokratischen Republik (Freistaat Oldenburg seit 1919) besserte sich die Lage der katholischen Kirche im Sinne der Parität, d.h. der Gleichbehandlung der beiden großen christlichen Kirchen.<sup>66</sup> Diese staatskirchenrechtliche Besserstellung korrespondierte mit dem gewachsenen politischen Einfluß der Oldenburger, d.h. faktisch der münsterländischen Katholiken. „Die demokratische Verfassung mit parlamentarischem Regierungssystem führte ... bei der fast geschlossenen Stimmabgabe der katholischen Wähler für das Zentrum zu gesteigertem Einfluß. Mit Dr. Driver zog der erste katholische Minister in die Staatsregierung ein; auch im Beamtenkörper drangen die Katholiken vor. Dadurch entstand bei der Kirche und der Bevölkerung Süldoldenburgs ein Gefühl der Zufriedenheit und verstärkter Anhänglichkeit an Oldenburg. Dieses Gefühl wirkte auch auf die Schilderung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in der Zeit vor 1919 zurück und verstärkte die seit dem Kulturkampf bestehende Tendenz zu verklärender Darstellung.“<sup>67</sup>

Wichtig für die Konstituierung des Oldenburger Münsterlandes war an der Offizialatslösung vor allem, daß die kirchliche Zugehörigkeit der Ämter Vechta und Cloppenburg zur Diözese Münster deren alte Bindungen an Münster, die hinsichtlich der Staatszugehörigkeit 1803 gekappt worden waren, lebendig erhielt. Wäre Oldenburg etwa durch die Bulle „Impensa Romanorum Pontificum“ (1824) dem Bistum Osnabrück zugeordnet worden, das die Gebiete des benachbarten Königreichs Hannover westlich der Weser umfaßte, was geographisch gesehen nicht abwegig gewesen wäre, so wäre durch die damit gegebene kirchliche Ausrichtung auf das nahe gelegene Osnabrück das Münsterland-Bewußtsein der katholischen Oldenburger höchstwahrscheinlich beträchtlich geschwächt worden. Es wäre eine Entwicklung denkbar gewesen wie im Amt Meppen, wo das Münsterland-Bewußtsein sich gegenüber einer hannoversch-osnabrückisch ausgerichteten Loyalität nicht zu behaupten vermochte, jedenfalls nicht in der Intensität wie im Oldenburger Münsterland.<sup>68</sup>

Welchen Grad von Festigkeit und Selbstverständlichkeit hier die auch emotionale Verwachsenheit mit dem Bistum Münster erreicht hat, zeigte sich in den frühen 1990er Jahren anlässlich der Gründung des Erzbistums Hamburg, dessen Sprengel vom Bistum Osnabrück abgetrennt wurde

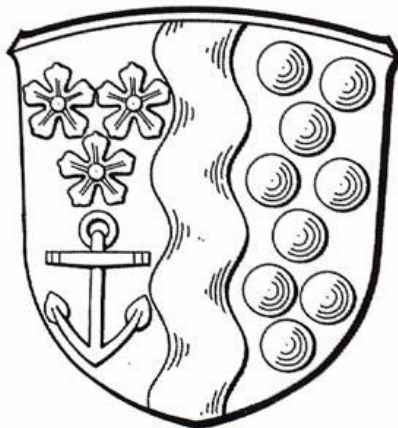
(Entscheidung des Vatikans vom 7. Mai 1993). Als in diesem Zusammenhang eine territoriale „Entschädigung“ der Diözese Osnabrück durch Eingliederung des von ihr umschlossenen Offizialatsbezirks Oldenburg diskutiert wurde, was geographisch gesehen im Sinne einer kirchenorganisatorischen „Flurbereinigung“ plausibel erschien, wurde dagegen entschiedener Widerspruch erhoben.<sup>69</sup> Ob es allerdings dieser war, der eine solche Rückgliederung – man denke an die Zugehörigkeit des Niederstifts zur Diözese Osnabrück bis 1668 – nach Osnabrück nicht zustande kommen ließ, oder ob dafür andere Gründe (z.B. der vatikanischen Bistums- und Konkordatspolitik in Deutschland) maßgebend waren, wird man – zumindest gegenwärtig – offen lassen müssen.<sup>70</sup>

Schon Ende der 1920er Jahre hatte es bei den Verhandlungen für das Konkordat zwischen dem Heiligen Stuhl und Preußen (1929) ähnliche Überlegungen gegeben. Als damals ein Bistum Hamburg für den norddeutschen Raum erwogen wurde, bezeichnete der Bischof von Münster „in einem Schreiben an den Kölner Erzbischof vom 3. Januar 1928 die Überweisung Oldenburgs an das Bistum Osnabrück vom geographischen Gesichtspunkt als das Gegebene, wies aber darauf hin, daß die Katholiken Oldenburgs aus politischen Gründen auf die Aufrechterhaltung des Offizialats größten Wert legten, vor allem wegen der Stellung des Offizials im Oberschulkollegium. Durch die Überweisung des Offizialats an das Bistum Osnabrück würde Vechta an Bedeutung verlieren und sei das Fortbestehen des katholischen Oberschulkollegiums in Vechta unzweifelhaft gefährdet“.<sup>71</sup> Sowohl die oldenburgische Regierung als auch der Offizial in Vechta brachten starke Bedenken dagegen vor, weil es einerseits bei den gegebenen Tendenzen im Landtag „zur Aufhebung des Offizialats, zur grundsätzlichen Trennung von Staat und Kirche und zur Aufhebung des katholischen Oberschulkollegiums und zur Gefährdung der Konfessionsschule kommen könnte“<sup>72</sup> und weil es andererseits „der einmütige Wunsch aller Beteiligten [sei], sowohl der Laien wie des Klerus, beim angestammten Bistum Münster zu bleiben“.<sup>73</sup>

Der Hinweis auf eine mögliche Gefährdung des Katholischen Oberschulkollegiums in Vechta hatte seinen guten Grund. Diese 1855 eingerichtete Behörde war nämlich wie ihr Gegenstück, das Evangelische Oberschulkollegium in Oldenburg, für die Leitung des konfessionell ausgerichteten Schulwesens einschließlich der Lehrerausbildung zuständig. Da das leitende geistliche Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrates und der Bischöfliche Offizial dem jeweiligen Oberschulkolle-

EMSLÄNDISCHER HEIMATBUND E.V.  
Schloss Clemenswerth  
49751 Sögel

**EHB**



*Institutionen der Heimat- und Kulturpflege im Gebiet des ehemaligen Niederstifts Münster.*

*Das Logo des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland führt auch der „Verbund Oldenburger Münsterland e.V.“ – Links unten das Wappen der „Emsländischen Landschaft e.V.“*



gium als ständige Mitglieder angehörten und die vom Landesherrn ernannten übrigen Mitglieder der betreffenden Konfession angehören sollten,<sup>74</sup> stand den beiden Kirchen in den Oberschulkollegien das entscheidende Instrument zur Verfügung, mit dem sie durch die Schule in die Bevölkerung hineinwirken und diese im kirchlichen Sinne zu formen versuchen konnten. Die konfessionelle Schule und daraus folgend die konfessionelle Lehrerausbildung, die in Oldenburg auch zur Zeit der Weimarer Republik und wieder nach der NS-Zeit bis Ende der 1960er Jahre verbindlich waren,<sup>75</sup> besaßen für die Bewahrung und Festigung des Sozial- und Mentalmilieus des Oldenburger Münsterlandes zentrale Bedeutung. Die beiden Oberschulkollegien wurden 1932 im Zuge der Verwaltungsvereinfachung aufgelöst und durch zwei Abteilungen im Ministerium für Kirchen und Schulen ersetzt.<sup>76</sup>

Die ausgesprochen kirchenfeindliche Schulpolitik der NS-Regierung seit 1936 schweißte die münsterländische Bevölkerung in Verweigerung und Abwehr zusammen, wobei der „Kreuzkampf“ um die schließlich zurückgenommene Entfernung der Kruzifixe und Lutherbilder aus den Schulen den weit über die oldenburgischen, ja deutschen Grenzen hinaus Aufsehen erregenden Höhepunkt bildete.<sup>77</sup> In den Debatten um das niedersächsische Schulgesetz von 1954, durch das in den meisten Gebieten des Landes die christliche Gemeinschaftsschule als Regelschule eingeführt wurde, während im Verwaltungsbezirk Oldenburg wegen des Schutzes des Rechtes und der kulturellen und historischen Belange der ehemaligen Länder (§§ 55 und 56 der Vorläufigen Niedersächsischen Verfassung von 1951) die Bekenntnisschule noch erhalten blieb, kam es bei dem Widerspruch dagegen, der sich u.a. in Massenversammlungen manifestierte, auch zu miteinander abgesprochenen Aktionen im Oldenburger Münsterland und im Emsland. Das mochte wie ein Nachhall aus der Zeit der Zusammengehörigkeit im Niederstift Münster klingen, war aber bestimmt von der Gemeinsamkeit des Minderheitenstatus der Katholiken in Niedersachsen.<sup>78</sup>

Ein kleiner Restbestand an Konfessionsschulen konnte durch das Niedersachsen-Konkordat von 1965 und bei dessen Novellierung 1973 gesichert werden. Die katholische Pädagogische Hochschule Vechta wurde im Gefolge der Entkonfessionalisierung der Schulen und im Blick auf ihre Eingliederung in eine der neuen westniedersächsischen Universitäten Oldenburg und Osnabrück 1973 entkonfessionalisiert. In der Konkordatsnovellierung von 1973 wurde ihr – im Status einer





Abteilung der Universität Osnabrück – allerdings die Ausbildung katholischer Religionslehrer garantiert, und an dieser Garantie, die – erweitert um eine Ausbauperspektive für Nichtlehramtsstudiengänge – in den konkordatären Vereinbarungen des Jahres 1994 erneuert wurde, hängt die Existenz der „Hochschule Vechta“, wie sie seit dem 1. Januar 1995 heißt.<sup>79</sup>

Die Entkonfessionalisierung des Bildungswesens war einerseits das Ergebnis einer von Landtags- und Regierungsmehrheiten (v.a. der SPD und FDP) verfolgten, weltanschaulich begründeten Politik. Andererseits aber stand sie in Zusammenhang mit einer zunehmenden Säkularisierung der Gesellschaft, die auch die früher bestimmende Binde- und Prägekraft der geschlossenen katholischen Milieus des Oldenburger Münsterlandes und des Emslandes schwächte. Wenn aber die Konfessionsfrage und eine breite selbstverständliche, die Schichten übergreifende und verbindende volksskirchliche Praxis im Zuge der fortschreitenden Säkularisierung zurücktreten, worauf stützt sich dann die kulturelle Identität der Region?<sup>80</sup> Welches etwa sind für den 1919 gegründeten „Heimatbund für das Oldenburger Münsterland“ die gegenwarts- und zukunftsbezogenen existentiellen und substantiellen, also Identität stiftenden Elemente seiner kulturellen Aufgabe und Arbeit, die über das historische Erinnern hinausgehen?<sup>81</sup> Und da die Gegenwart ja nicht nur von Säkularisierung, sondern zugleich von vereinheitlichender zivilisatorischer Nivellierung bestimmt ist, stellt sich auch die Frage, welche kulturelle Gestalt und Funktion eine Region noch über eine emotional aufgeladene heimatliche Nischenfunktion (z.B. massenhafte Heimkehr auch oder gerade der jungen Leute zum Vechtaer Stoppelmarkt) hinaus hat und haben kann. Verfügt das „Kulturelle“, wenn es sich denn unter den Bedingungen von Säkularisierung und „globaler“ Nivellierung als regional spezifisch beschreiben läßt, noch über die entscheidende Kraft, die die kollektive Ausrichtung und Verhaltensweise bestimmt?

## 1946: Ende des Staates Oldenburg –

### Gründung des Landes Niedersachsen

Die partielle Zusammenarbeit zwischen dem Oldenburger Münsterland und dem Emsland in der Auseinandersetzung um das niedersächsische Schulgesetz zu Beginn der 1950er Jahre war bereits einige Jahre zuvor erprobt worden, als es darum ging, dem Nordwestraum eine

neue politische Gestalt zu geben. Die durch die britische Besatzungsmacht zum 1. November 1946 angeordnete Gründung des Landes Niedersachsen wurde nämlich weder in dem am 1. August 1945 wiedergegründeten Lande Oldenburg noch im preußisch-hannoverschen Emsland und Osnabrücker Land (Regierungsbezirk Osnabrück) für selbstverständlich angesehen.<sup>82</sup> Insbesondere eine Wiederangliederung des ehemaligen Nordwestfalen an die Provinz Westfalen stand dabei 1945/46 zur Debatte. Als sich durch einen am 28. September 1945 zwischen Hannover, Oldenburg und Braunschweig geschlossenen Staatsvertrag die Bildung eines Landes Niedersachsen am Horizont abzuzeichnen begann, entstand im Oldenburger Münsterland eine starke „Los von Oldenburg“-Bewegung. Um einer im gesamtoldenburgischen Verbund befürchteten Eingliederung in ein Land Niedersachsen, das es „weder geschichtlich, wirtschaftlich, kulturell noch stammesmäßig“ gebe, zu entgehen, wies man in Resolutionen von Bürgermeisterversammlungen der Kreise Cloppenburg und Vechta im Oktober 1945 auf folgendes hin: Die „mehr als 100jährige Zugehörigkeit zum Lande Oldenburg hat nicht bewirken können, daß die wirtschaftlichen, verkehrsmäßigen, kirchlichen und kulturellen Verbindungen mit Westfalen sich lösten oder lockerten“.<sup>83</sup> Man nahm Kontakte nach Münster auf, wo sich Oberstadtdirektor Dr. Karl Zuhorn nachdrücklich für eine Rückgliederung der „altwestfälischen“ Gebiete Osnabrück, Emsland und Südoldenburg in ein zu gründendes Land Westfalen oder Rheinland-Westfalen einsetzte.

Im Mai und Juni 1946 kam es zu einem Zusammenwirken des Oldenburger Münsterlandes und des Emslandes in dieser Frage, als die Kreistage in Meppen, Lingen und Cloppenburg und der Hauptausschuß des Vechtaer Kreistages Resolutionen verabschiedeten, die zuvor bei einem Treffen der Spitzen der emsländischen und südoldenburgischen Kreise in Meppen im Beisein Dr. Zuhorns verabredet worden waren. Darin lehnte man „einen Staat Groß-Hannover als Fortsetzung des alten Preußentums“ und einen befürchteten „rigorosen hannoverschen Zentralismus“ entschieden ab und sprach sich für eine Angliederung an Westfalen aus, was angeblich „dem wahren Willen der Bevölkerung“ entsprach. Bemerkenswert ist aber auch, daß neben diesem gewissermaßen „separatistischen“ Maximalprogramm auch Positionen vertreten wurden, die sich für einen fortdauernden Zusammenhalt des Regierungsbezirks Osnabrück und für einen Verbleib im Lande Oldenburg





# ZUM VOLKSENTSCHEID

am 19. Januar 1975

## Stimmen Sie am 19. Januar 1975 für OLDENBURG

Wir sind legitimiert, die gesamte wahlberechtigte Bevölkerung Süldenburgs aufzurufen, am 19. Januar 1975 die Ja-Stimme dafür abzugeben, „daß das frühere Land Oldenburg als selbständiges Land wiederhergestellt wird,“ denn

- Wir Oldenburger können den Bundesgesetzgeber zwingen, endlich eine gerechtere und für uns vorteilhaftere Einteilung der Bundesländer zu beschließen.
- Wir verhindern das Abtrennen von Gebietsteilen der Landkreise Cloppenburg und Vechta von Oldenburg zu Osnabrück.
- Wir bekennen uns als Oldenburger Münsterland zu unseren Landkreisen Cloppenburg und Vechta.
- Wir erhalten unsere bestehenden und bewährten regionalen Einrichtungen wie: Kirchen, Kammern, Sparkassen, Brandkassen, Bibliotheken, Museen etc.



Nutzen Sie die Chance für alle Bürger! –

Stimmen Sie für Oldenburg!  
Es geht um unsere Zukunft  
in Land und Kreis.

Heimatbund  
Oldenburger Münsterland  
Aktionskomitee:  
Landkreis  
Vechta  
Landkreis  
Cloppenburg

Wer am 19. Januar  
keine Zeit hat,  
kann jetzt durch  
Erfahrung  
wählen.

**Wahlrecht ist Wahlpflicht – auch am 19. Januar**

*Im Oldenburger Münsterland sprach sich über die Hälfte der abgegebenen Stimmen für die Wiederherstellung eines selbständigen Landes Oldenburg aus.*

aussprachen.<sup>84</sup> Da der Zuschnitt des Landes Niedersachsen sich nach den alten Landes- bzw. Provinzgrenzen richtete, wurden die Westfalen-Pläne hinfällig, wenngleich sie auch in den folgenden Jahren noch benutzt wurden, um Unzufriedenheit mit der Politik, namentlich der Kultur- und Schulpolitik Hannovers zu artikulieren.<sup>85</sup>

Den Vorbehalten gegen einen unifizierenden hannoverschen Zentralismus wurde dadurch Rechnung getragen, daß es in der Verordnung Nr. 70 der Britischen Militärregierung, durch die das Land Niedersachsen konstituiert wurde, hieß, die Gesetzgebung des neuen Landes solle „die Belange der früheren Länder auf dem Gebiet der Überlieferung, Kultur, Architektur und Geschichte gebührend berücksichtigen“.<sup>86</sup> Damit war die Norm gesetzt für den Artikel 56 der Vorläufigen Niedersächsischen Verfassung vom 13. April 1951, der mit unverändertem Wortlaut als Artikel 72 in die Niedersächsische Verfassung vom 19. Mai 1993 übernommen wurde. Er gewährleistet die Wahrung und Förderung der „kulturellen und historischen Belange“ und der „überkommenen heimatgebundenen Einrichtungen“ der ehemaligen Länder Hannover, Oldenburg, Braunschweig und Schaumburg-Lippe. Als Teil Oldenburgs kann auch das Oldenburger Münsterland sich darauf berufen.

Der Kampf um ein selbständiges Oldenburg endete erst, als das Bundesverfassungsgericht durch Entscheidung vom 1. August 1978 eine Verfassungsbeschwerde abwies, die sich gegen den Deutschen Bundestag richtete, weil dieser dem erfolgreichen Volksentscheid für die Wiederherstellung des Landes Oldenburg vom 19. Januar 1975 nicht folgte (Bundesgesetz vom 9. Dezember 1975: Oldenburg und Schaumburg-Lippe bleiben bei Niedersachsen).<sup>87</sup> Daß ein Großteil der Beschwerdeführer aus Südoldenburg (Cloppenburg, Vechta, Delmenhorst) kam, war kein Zufall. Denn sowohl beim Volksbegehren (1956) wie beim Volksentscheid (1975) waren die höchsten Stimmenanteile für die Wiederherstellung Oldenburgs in diesen Gebieten erzielt worden (Volksentscheid: Landkreis Vechta 62,6 %, Cloppenburg 52,8 %, Stadt Delmenhorst 53,3 %; im Verwaltungsbezirk Oldenburg insgesamt 31 %; 25 % waren erforderlich).

Die hohen prooldenburgischen Stimmenanteile in den beiden münsterländischen Kreisen waren auch – vielleicht sogar hauptsächlich – als Protest gegen die seit 1969 von der Landesregierung geplante Kreisreform (Gesetzentwurf auf der Grundlage des Weber-Gutach-



tens) gedacht, die u.a. eine Zusammenlegung der Kreise Cloppenburg und Vechta vorsah. Die damit für das Oldenburger Münsterland gebotene Gelegenheit, zu einer Verwaltungseinheit in einem Großkreis zu werden, wofür neben der „gleichartigen Struktur“ auch die „traditionellen und konfessionellen Bindungen der Bevölkerung“ (Weber-Gutachten 1969) ins Feld geführt wurden, stieß jedoch in den beiden Landkreisen, am stärksten wohl in Vechta, auf schärfste Ablehnung.<sup>88</sup> Durch einen hohen Grad an Mobilisierung nicht nur der politischen, publizistischen und wirtschaftlichen „Eliten“, sondern auch der Bevölkerung gelang es, die Selbständigkeit der beiden Landkreise zu retten. Es zeigte sich dabei allerdings auch eine Interessenkonkurrenz zwischen Cloppenburg und Vechta, weil bei einer Großkreis-Lösung eine der beiden Städte den Kreissitz eingebüßt hätte. So lohnte es sich im Sinne der Sicherung der Institutionen (Kreistag und Kreisverwaltung) und des damit verbundenen wirtschaftlichen und repräsentativen Interessenumfeldes (Mandate, Ämter, Stellen) auch eher, für Gemeinsamkeit in der administrativen Zweiheit als für administrative Einheit zu kämpfen. Dies wurde schließlich in dem Gebietsreformgesetz vom 9. Juni 1977 auch erreicht.

Im Blick auf die Kampagne und die in ihr verwendeten Argumente könnte sich für die Frage nach der gegenwärtigen Beschaffenheit der regionalen Identität des Oldenburger Münsterlandes ergeben, daß diese „eine besondere Dynamik“ gewinnt, wenn sich – wie beim Streit um die Kreisreform – „die soziokulturellen Gegebenheiten mit den wirtschaftlichen Interessen verbinden“, weil dabei „subjektive Überzeugung und konkrete Interessenorientierung verschwimmen“.<sup>89</sup>

Unter den Argumenten für den Erhalt des Landkreises Vechta wurde nachdrücklich auch auf dessen demographisches und wirtschaftliches Wachstums- und Entwicklungspotential hingewiesen. Tatsächlich wuchs die Bevölkerung von 1970 bis 1998 im Kreis Vechta um 36,6 % (von 89.952 auf 122.983), im Kreis Cloppenburg sogar um 39,6 % (von 104.645 auf 146.031).<sup>90</sup> Die Zahl der sozialversicherungspflichtigen Beschäftigten nahm von 1980 bis 1995 im Kreis Vechta um 53 %, im Kreis Cloppenburg um 37 % zu, diejenige der sozialversicherungspflichtigen Frauen wuchs von 1980 bis 1994 im Arbeitsamtsbezirk Vechta, der das Oldenburger Münsterland umfaßt, um 58,6 %.<sup>91</sup> Die Industriedichte, d.h. die Zahl der Beschäftigten im verarbeitenden Gewerbe je 1000 Einwohner, wuchs im Kreis Vechta von 1975 bis 1994

von 75,6 ‰ auf 103,5 ‰, im Kreis Cloppenburg von 66,9 ‰ auf 84,3 ‰; in Niedersachsen sank sie von 94,5 ‰ auf 77,7 ‰.<sup>92</sup>

Diese wenigen Zahlen mögen andeuten, welcher tiefgreifende wirtschaftliche Wandel sich in den letzten Jahrzehnten im Oldenburger Münsterland vollzogen hat. Die Gegend, die nach landläufigen Vorstellungen als arm und rückständig, allenfalls im agrarischen Bereich (Massentierhaltung, Veredelungswirtschaft) als fortschrittlich galt, hat sich zu einer überwiegend aus mittelständischen Betrieben bestehenden Industrieregion gewandelt, die nicht nur wohlhabend, sondern „sehr reich“ ist.<sup>93</sup>

Nicht ohne Grund gibt es bei der Industrie- und Handelskammer Oldenburg einen „Beirat Oldenburger Münsterland“. Doch die Wirtschaft kennt keine Grenzen, zumal in Zeiten der Globalisierung. So agieren viele Firmen aus dem Oldenburger Münsterland weltweit, was heutzutage selbstverständlich ist, wenn auch erst 11 % ihres Umsatzes durch Exporte erwirtschaftet werden.<sup>94</sup> Doch auch die Organisation der kommunalen und staatlichen Wirtschafts- und Strukturförderung greift seit längerem über die südoldenburgischen Grenzen hinaus, von den Brüsseler EU-Förderungstöpfen ganz zu schweigen.

Die beiden Landkreise Cloppenburg und Vechta haben 1995 den „Verbund Oldenburger Münsterland e.V.“ gegründet, „um die Entwicklung der gemeinsamen Region in den identitätsprägenden Handlungsfeldern aktiv voranzutreiben“, wobei „die Förderung und Entwicklung der wirtschaftlichen, fremdenverkehrlichen und kulturellen Belange“ im Vordergrund stehen.<sup>95</sup> In den Grenzen des ehemaligen Landes Oldenburg hält sich die „Strukturkonferenz Land Oldenburg“ (gegründet 1990), der die Landkreise Cloppenburg und Vechta zusammen mit den anderen vormals oldenburgischen Landkreisen und Städten angehören und deren Aktivitäten sich hauptsächlich auf die Bereiche Wirtschaft, Verkehr, Umwelt richten.<sup>96</sup> Aus oldenburgischer Sicht gewissermaßen „fremdgegangen“ sind die beiden münsterländischen Landkreise, als sie sich 1993 der „OBE-Initiative“ anschlossen, die ihren Namen den Anfangsbuchstaben der ihr von Anfang an (1992) angehörenden Landkreise Osnabrück, Grafschaft Bentheim und Emsland und der Stadt Osnabrück verdankt. Im Zentrum des Interesses stehen hier ebenfalls Fragen von Wirtschaft, Verkehr, Fremdenverkehr und Infrastruktur.<sup>97</sup> Schließlich ist hier die länderübergreifende „Gemeinsame Landesplanung Bremen-Niedersachsen“ zu nennen,

die sich anfangs vor allem mit Stadt-Umland-Problemen im Raum Bremen befaßte, sich heute aber weiter ausgreifend raumplanerischen Problemen widmet. Seit 1992 gehören auch die Landkreise Vechta und Cloppenburg zu ihrem Planungs- und Förderraum.<sup>98</sup>

Nimmt man hier noch die Zuordnungsfragen hinzu, die sich für einen so kleinen Raum wie das Oldenburger Münsterland in dem von vielen beschworenen „Europa der Regionen“ stellen, so wird unübersehbar, daß bereits vollzogene oder zu erwartende wirtschaftliche und politische Entwicklungen dem Oldenburger Münsterland neue wirtschaftliche, politische und administrative Verflechtungen bescheren, denen es in solcher Schärfe bisher nicht ausgesetzt war. Worin besteht die historisch-kulturell überlieferte und geprägte Eigenart eines solchen Kleinraumes angesichts wirtschaftlicher Globalisierung und politischer Europäisierung? Und welches Bewußtsein und Bild hat dieser von sich unter den Existenzbedingungen eines tief umpflügenden Wandels, der nicht nur von Wirtschaft und Politik, sondern auch von den immer weniger durch Traditionen normierten unterschiedlichen Bewußtseinslagen und Lebensstilen einer säkularisierten und pluralisierten Gesellschaft bewirkt wird?

In einer vergleichbaren Lage befindet sich das Emsland, der Erbe des Amtes Meppen, gewissermaßen des dritten Drillings des Niederstifts Münster. Bei einer wegen des hohen Anteils an Moor- und Heidegebieten und Ödländereien schlechteren Ausgangslage als im Oldenburger Münsterland setzte die wirtschaftliche Modernisierung hier bereits 1950 mit dem vom Bund finanzierten Emslandplan ein.<sup>99</sup> Nach anfänglicher Schwerpunktsetzung bei der Moorkultivierung und bei infrastrukturellen Maßnahmen trat später „die Industrialisierung mit dem Strukturwandel zur agrarindustriellen Mischzone“ in den Vordergrund.<sup>100</sup> Die durch den Emslandplan erzielten Verbesserungen in der Landeskultur und Infrastruktur haben „für die Bevölkerung des Emslandes neben diesem materiellen Vorteil gleichzeitig eine stärkere Identifikation mit der Region bewirkt, die Zusammenarbeit der Behörden über Verwaltungsgrenzen hinaus verstärkt und ein zu einseitiges Ressortdenken eingeschränkt“.<sup>101</sup>

Da die Landkreise Aschendorf-Hümmling, Meppen, Lingen und Bentheim ganz zum Arbeitsgebiet der Emsland GmbH gehörten, verband sich mit dem Begriff Emsland, der bereits im 19. Jahrhundert die Grenzen des münsterischen Amtes Meppen überschritten und die ehemalige



Niedergrafschaft Lingen einbezogen hatte, immer selbstverständlicher eine relative Großräumigkeit.<sup>102</sup> Das hat dazu beigetragen, daß man sich dort bei der Kreisreform von 1977, wenn auch nicht ohne Widerstände, mit einer Großkreis-Lösung abgefunden hat. Immerhin kommt der die vormaligen Kreise Aschendorf, Meppen und Lingen umfassende Landkreis Emsland an Flächengröße dem Saarland gleich.

Der Kreisreform verdankt das Emsland die „Emsländische Landschaft“.<sup>103</sup> Sie wurde 1978 in der Rechtsform eines eingetragenen Vereins mit den Landkreisen Emsland und Grafschaft Bentheim, dem Heimatverein der Grafschaft Bentheim und dem Emsländischen Heimatbund als Mitgliedern gegründet und hat ihre Geschäftsstelle in Clemenswerth, dem von Kurfürst Clemens August und dem Baumeister Johann Conrad Schlaun erbauten Jagdschloß der Fürstbischöfe von Münster auf dem Hümmling. In gewisser Hinsicht kann der „Emsländische Heimatbund“, 1951 als „Emsländischer Heimatverein“ unter Beteiligung der drei Landkreise Aschendorf-Hümmling, Meppen und Lingen gegründet, als Vorläufer der Emsländischen Landschaft angesehen werden. Nicht zufällig fiel die Gründung des Emsländischen Heimatvereins in die Zeit, als die Emsland GmbH ihre Arbeit aufnahm. Deren Geschäftsführer hatte darauf gedrängt, weil er der Auffassung war, daß „nicht nur wirtschaftliche Entwicklung betrieben werden“ dürfe. Vielmehr bedürfe „ein Raum, dem durch umwälzende wirtschaftliche Fortschritte Identität verloren gehen könnte, ... der Sorge gerade darum, diese Unverwechselbarkeit zu erhalten und sie immer wieder deutlich zu machen“.<sup>104</sup>

## 2000: Überleben das Oldenburger Münsterland und das Emsland?

Seit über 50 Jahren sind die einst niederstiftischen Ämter Meppen, Cloppenburg und Vechta, die vom Beginn des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts als hannoversches bzw. preußisches Emsland und als oldenburgisches Münsterland ein Eigenleben geführt haben, im Lande Niedersachsen, das sie nicht ersehnt hatten, wieder vereint; seit über 20 Jahren außerdem im Regierungsbezirk Weser-Ems, zu dem die Regierungsbezirke Aurich, Oldenburg und Osnabrück 1978 zusammengefaßt wurden. Zwar hat es in den 1940er und 1950er Jahren kurzfristige, auf bestimmte Sachfragen (Eingliederung nach Niedersachsen;



Schulpolitik) bezogene defensive Kooperationen zwischen dem Emsland und dem Oldenburger Münsterland gegeben. Als diese Probleme aber entschieden und damit von der Tagesordnung verschwunden waren, ist es zu keiner dauerhaften, in irgendeiner Weise institutionalisierten Zusammenarbeit dieser Gebiete gekommen. Die durch die Grenzziehungen des 19. Jahrhunderts geschaffenen politisch-administrativen Zugehörigkeiten und Identitäten haben sich als stärker erwiesen.

Was nach dem Wegfall dieser politischen und administrativen Grenzen an historisch-kulturellem Erbe dieser Gebiete zu bewahren und im öffentlichen Bewußtsein wachzuhalten ist, geschieht durch Institutionen, die sich nach den Grenzen des 19. Jahrhunderts richten (Emsländischer Heimatbund und Emsländische Landschaft einerseits; Heimatbund für das Oldenburger Münsterland und Oldenburgische Landschaft andererseits). Es sieht nicht danach aus, als würde unter dem heutigen gemeinsamen politisch-administrativen Dach von Land und Regierungsbezirk ein neues Bewußtsein von der gemeinsamen Herkunft aus dem vor 200 Jahren zerbrochenen Niederstift Münster erwachen und wachsen. Insofern ist das Niederstift nur noch ein historischer Erinnerungsposten. Allerdings bleibt es dabei, daß nicht Weniges aus seiner historischen Wirklichkeit die gesellschaftliche und mentale Verfaßtheit sowohl des Oldenburger Münsterlandes wie des Emslandes bis heute prägt. Ob aber dieses Erbe, ob eine spezifische Eigenart dieser vergleichsweise kleinen Regionen sich unter den heutigen Bedingungen von Säkularisierung, kulturell-zivilisatorischer Nivellierung, politischer Europäisierung und wirtschaftlicher Globalisierung behaupten kann, ist eine Frage, die Aufmerksamkeit verdient. Es kann nicht schlichtweg ausgeschlossen werden, daß dem Oldenburger Münsterland und dem Emsland langfristig ein ähnliches Schicksal der Vergessenheit im öffentlichen Bewußtsein widerfährt wie seinerzeit dem Niederstift Münster.

Wer das nicht will, und wem die bloße Aufrechterhaltung heutiger administrativer, institutioneller und wirtschaftlicher Gegebenheiten nicht genügt, der muß Aufmerksamkeit und Kraft darauf verwenden, daß auch die geistigen Wurzeln des Selbstverständnisses und der Lebensgestaltung der hier lebenden Menschen hinreichende Nahrung finden.



**Literatur**

- \* Durch redaktionelles Versehen wurden im Teil 1 dieses Aufsatzes (Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 2000, S. 143-163) die Bildunterschriften auf Seite 145 und Seite 159 verwechselt, die Anmerkungen 46 bis 48 mit einer falschen Zählung (50 bis 52) versehen und die Anmerkungen 49 bis 52 nicht abgedruckt. Es folgen hier also zunächst die Anmerkungen 46 bis 52 als Nachtrag zu Teil 1. Die Anmerkungen zu Teil 2 beginnen mit der Zahl 53.
- <sup>46</sup> Zum Verlauf im einzelnen: Unger, S. 140-181. – Zum Widerstand des Adels: Christian Hoffmann, Ein Streit um das geltende Reichsrecht. Die Auseinandersetzung der Stände im Niederstift Münster mit Fürstbischof Ferdinand von Bayern um die Freistellung der Augsburgerischen Konfession. In: Krieg – Konfessionalisierung – Westfälischer Frieden (wie Anm. 26). Sögel 1998, S. 229-269.
- <sup>47</sup> Franz Bölsker-Schlicht, Die Gegenreformation im münsterschen Amt Meppen. In: Krieg – Konfessionalisierung – Westfälischer Frieden (wie Anm. 26). Sögel 1998, S. 157-227; Zitat S. 221.
- <sup>48</sup> Er unterließ dies auf Anraten seiner münsterschen Räte und des dortigen Domkapitels, weil das römische Schreiben nicht nur den Osnabrücker Bischof, sondern unzutreffenderweise auch sämtliche dortigen Domherren als Häretiker bezeichnete. – Dazu: Alois Schröer, Der Erwerb der kirchlichen Jurisdiktion im Niederstift Münster durch Christoph Bernhard von Galen. In: Westfalen 51, 1973, S. 254-260, hier S. 255f. (künftig zitiert: Schröer, Erwerb).
- <sup>49</sup> Dazu neben Schröer, Erwerb (wie Anm. 48) auch: Hans Schlömer, 300 Jahre beim Bistum Münster. Die Dekanate Cloppenburg und Vechta kamen 1668 zum Bistum Münster. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1969, S. 195-208. – Zu Galens politischem und kirchenreformerischem Werk: Wilhelm Kohl, Christoph Bernhard von Galen. Politische Geschichte des Fürstbistums Münster 1650-1678. Münster 1964. – Manfred Becker-Huberti, Die Tridentinische Reform im Bistum Münster unter Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen 1650-1678. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Reform. Münster 1978. – Zur Bedeutung Galens für das Niederstift: Hans Schlömer, Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen und das Niederstift Münster. Rückblick auf eine Ausstellung im Museumsdorf Cloppenburg. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1974, S. 218-237. – Elfriede Heinemeyer, Stiftungen Christoph Bernhards von Galen an Kirchen in Südoldenburg. In: Ebda., S. 238-246.
- <sup>50</sup> Zitat nach Schröer, Erwerb, S. 257.
- <sup>51</sup> Schröer, Erwerb, S. 259.
- <sup>52</sup> Schlömer (wie Anm. 49), S. 203-208; Abbildungen des Protokolls über die Befragung der niederstiftischen Dechanten (27.8.1668) und des Schreibens Galens an diese (13.10.1668): S. 200f. und 204f.

**Anmerkung für den Teil 2**

- <sup>53</sup> Alwin Hanschmidt, Das 18. Jahrhundert: In: Westfälische Geschichte. Hrsg. von Wilhelm Kohl. Bd. 1. Düsseldorf 1983, S. 605-685, hier S. 678f. – 1817 kamen noch der hannoversche Teil Goldenstedts und – ebenfalls von Hannover – die Gemeinden Damme und Neuenkirchen zu Oldenburg; im Gegenzug wurde Twistringen von Oldenburg an Hannover abgetreten.
- <sup>54</sup> Zu den rechtlichen Verhältnissen und der politischen Bedeutung der beiden münsterischen Ämter im Herzogtum Oldenburg: Heinrich Schmidt, 175 Jahre Oldenburger Münsterland. Vortrag auf der Festveranstaltung der Oldenburgischen Landschaft und des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland in Vechta am 21. November 1978 zur Erinnerung an den Anschluß der münsterischen Ämter Vechta und Cloppenburg und des hannoverschen Amtes Wildeshausen an das Herzogtum Oldenburg im Jahre 1803. Oldenburg 1979. – Heinz-Joachim



- Schulze, Peter Friedrich Ludwig als Landesherr des Oldenburger Münsterlandes. In: Peter Friedrich Ludwig und das Herzogtum Oldenburg. Beiträge zur oldenburgischen Landesgeschichte um 1800. Hrsg. von Heinrich Schmidt im Auftrage der Oldenburgischen Landschaft. Oldenburg 1979, S. 181-199. – Hans Schlömer, 175 Jahre Oldenburger Münsterland. Die Ämter Vechta und Cloppenburg kamen 1803 zu Oldenburg. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1979, S. 9-20. – Heinz-Joachim Schulze, Vom Niederstift Münster zum Oldenburger Münsterland. Das Werden einer historischen Landschaft. In: Oldenburger Jahrbuch 80, 1980, S. 77-97. – Joachim Kuropka, Zur historischen Identität des Oldenburger Münsterlandes. Münster 1982. – Friedrich Wilhelm Schaer und Albrecht Eckhardt, Herzogtum und Großherzogtum Oldenburg im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus (1773-1847). In: Geschichte des Landes Oldenburg (wie Anm. 26). Oldenburg 1987, S. 271-331, hier S. 282f.
- <sup>55</sup> Abbildung des Besitznahmepatents in diesem Beitrag auf S. 10.
- <sup>56</sup> Zur Entstehung und Verwendung der Bezeichnung „Oldenburger Münsterland“: Alwin Hanschmidt, 'Oldenburger Münsterland'. Zur Geschichte eines Namens. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1989, S. 5-20. – Alwin Hanschmidt, Noch einmal: „Oldenburger Münsterland“. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1990, S. 203-213.
- <sup>57</sup> Schulze, Peter Friedrich Ludwig (wie Anm. 54), S. 189.
- <sup>58</sup> Zu den vielfältigen Überlegungen und Verhandlungen zur Organisation der katholischen Kirche im Herzogtum: Schulze, Peter Friedrich Ludwig (wie Anm. 54), S. 189-191, 194-197 (Zitat S. 189). – Ferner: Heinz-Joachim Schulze, Die Begründung des Bischöflich-Münsterschen Offizialats in Vechta. In: Oldenburger Jahrbuch 62, 1963, S. 71-121. – Helmut Hinxlage, Die Geschichte des Bischöflich Münsterschen Offizialates in Vechta. Vechta 1991, S. 9-35. – Zur Geschichte der katholischen Kirche im Lande Oldenburg im 19. und 20. Jahrhundert jetzt die umfassende Darstellung von Joachim Kuropka in: Oldenburgische Kirchengeschichte. Hrsg. von Rolf Schäfer in Gemeinschaft mit Joachim Kuropka, Reinhard Rittner und Heinrich Schmidt. Oldenburg 1999, S. 473-641 (künftig zitiert: Kuropka, Katholische Kirche).
- <sup>59</sup> Diese Bezeichnung trägt normalerweise der Leiter des bischöflichen Gerichts in einer Diözese; warum sie für die Vechtaer Funktion gewählt wurde, ist letztlich ungeklärt (Hinxlage, wie Anm. 58, S. 22f.).
- <sup>60</sup> Hinxlage, S. 18.
- <sup>61</sup> Hinxlage, S. 35. – Da die Konvention vom 30.1.1830 in dem Konkordat zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Lande Niedersachsen vom 26.2.1965 zur Grundlage der Regelungen genommen wurde, „sind die Zweifel an der Gültigkeit der Konvention wegen Nichtratifizierung seitens des Heiligen Stuhles endgültig behoben“ (Zürlik, wie Anm. 63, II, S. 163f.).
- <sup>62</sup> Johannes Hesse, Staat und katholische Kirche in Braunschweig, Oldenburg, Schaumburg-Lippe und Waldeck-Pyrmont vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gründung des Landes Niedersachsen. Osnabrück 1982, S. 125 (zitiert nach Hinxlage, S. 23).
- <sup>63</sup> Josef Zürlik, Staat und Kirchen im Lande Oldenburg von 1848 bis zur Gegenwart. In: Oldenburger Jahrbuch 82, 1982, S. 33-98 (Teil I) und 83, 1983, S. 107-166 (Teil II); hier: I, S. 70f., auch S. 74.
- <sup>64</sup> Zürlik I, S. 74; die Einzelheiten: S. 72-89.
- <sup>65</sup> Zürlik I, S. 87, auch 92.
- <sup>66</sup> Diese neue Stellung manifestierte sich vor allem in dem Gesetz vom 28.4.1924 betreffend die Berechtigung der katholischen Kirche zur Erhebung von Steuern; Einzelheiten: Zürlik II, S. 141-147. – Zum politischen Umfeld und zur Entstehungsgeschichte dieses Gesetzes: Kuropka, Katholische Kirche, S. 524-530.
- <sup>67</sup> Zürlik II, S. 147.
- <sup>68</sup> Zur Geschichte des Amtes Meppen und des über dieses hinausgreifenden Emslandes: Wolf-

Dieter Mohrmann, Überlieferung und archivalische Quellen zur bentheimischen und emsländischen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert. In: Emsland/Bentheim. Beiträge zur neueren Geschichte (wie Anm. 26). Bd. 2. Sögel 1986, S. 1-47. – Gerd Hugenberg, Horst H. Bechtluft, Werner Franke, Das Emsland. Hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung. Hannover 1982. – Michael Schmidt, Wirtschaft und Verkehr im Herzogtum Arenberg–Meppen 1815–1875 (= Emsland/Bentheim. Bd. 13). Sögel 1997. – Christof Haverkamp, Die Erschließung des Emslandes im 20. Jahrhundert als Beispiel staatlicher regionaler Wirtschaftsförderung (= Emsland/Bentheim. Bd. 7). Sögel 1991. – Die hannoversche Loyalität des Emslandes, als deren Personifikation Ludwig Windthorst (1812-1891), vormals hannoverscher Minister, dann Reichstags- und preußischer Landtagsabgeordneter des Emslandes, gelten kann, manifestierte sich in dem Widerstand gegen einen von ostfriesischen Wirtschaftskreisen 1866 bis 1869 angestrebten Anschluß an eine zu vergrößernde preußische Provinz Westfalen. Dazu: Aloys Schulte und Eduard Schulte, Der Plan der Angliederung von Ostfriesland, Emsland und Osnabrück an die Provinz Westfalen 1866-1869. In: Der Raum Westfalen. Hrsg. von Hermann Aubin und Eduard Schulte. Bd. II: Untersuchungen zu seiner Geschichte und Kultur. Zweiter Teil. Berlin 1934, S. 159-209.

- <sup>69</sup> Resolutionen für einen Verbleib beim Bistum Münster verabschiedeten: der Pastoralrat des Offizialatsbezirks Oldenburg am 22.6.1992 (Oldenburgische Volkszeitung 24.6.1992); der Kreisausschuß des Landkreises Vechta am 25.6.1992 (OV 26.6.1992); der Verwaltungsausschuß der Stadt Oldenburg am 10.08.1992 (Mitteilung der Stadt Oldenburg); der Diözesanpastoralrat des Bistums Münster am 7.9.1992 (KNA Länderdienst Nord Jg. 40, Nr. 92, 8.9.1992). – Im Frühjahr 1994 schlug der Bremer Bürgermeister Klaus Wedemeier (SPD) dem Apostolischen Nuntius in Bonn in einer Denkschrift vor, nach der Schaffung des Erzbistums Hamburg auch ein Bistum Bremen zu gründen, das außer Bremen, das unter die Bistümer Hildesheim und Osnabrück aufgeteilt ist, angrenzende Teile dieser beiden Bistümer und den Offizialatsbezirk Oldenburg umfassen solle (Nordwest-Zeitung 5.3.1994; Kirche und Leben 13.3.1994).
- <sup>70</sup> Daß man die Wirksamkeit solcher Voten „von unten“ nicht überbemessen darf, zeigte sich am Beispiel des Bischöflichen Amtes Schwerin, das dem Erzbistum Hamburg eingegliedert wurde, obwohl das eindeutige Votum aller seiner kirchlichen Gremien für einen Verbleib beim Bistum Osnabrück lautete (KNA Länderdienst Nord Jg. 40, Nr. 64, 20.6.1992). – Zur Geschichte und zum heutigen Stand des Offizialatsbezirks: Die katholische Kirche im Oldenburger Land. Ein Handbuch. Im Auftrag des Bischöflich Münsterschen Offizialats hrsg. von Willi Baumann und Peter Sieve. Vechta 1995.
- <sup>71</sup> Zürlük II, S. 148.
- <sup>72</sup> Zürlük II, S. 148.
- <sup>73</sup> Schreiben des Offizials Meyer an den Apostolischen Nuntius in Berlin vom 14.8.1928 (zitiert nach Zürlük II, S. 149).
- <sup>74</sup> Zürlük II, S. 121.
- <sup>75</sup> Schulgesetze von 1855 und 1910, Verfassung vom 1919; dazu: Zürlük II, S. 130. – Das 5. Gesetz zur Änderung des Gesetzes über das öffentliche Schulwesen in Niedersachsen vom 4. Juli 1969 beendete die Zeit der Bekenntnisschule als Regelschule in Oldenburg. Daraufhin wurden in den Landkreisen Oldenburg, Ammerland, Friesland und Wesermarsch 15 evangelische Volksschulen, in den Landkreisen Vechta und Cloppenburg 10 katholische Volksschulen „in Volksschulen für Schüler aller Bekenntnisse“ umgewandelt (Nds. GVBl. Nr. 17/1969, S. 140f.).
- <sup>76</sup> Zürlük II, S. 155f.
- <sup>77</sup> Dazu: Zur Sache – Das Kreuz! Untersuchungen zur Geschichte des Konflikts um Kreuz und Lutherbild in den Schulen Oldenburgs, zur Wirkungsgeschichte eines Massenprotests und



- zum Problem nationalsozialistischer Herrschaft in einer agrarisch-katholischen Region. Hrsg. von Joachim Kuropka. Vechta 1986.
- <sup>78</sup> Zu den Auseinandersetzungen um die Bekenntnisschule: Joachim Kuropka, Eine Minderheit in Niedersachsen: Die Katholiken. In: Woher kommt und was haben wir an Niedersachsen? Hrsg. von Joachim Kuropka und Hermann von Laer. Cloppenburg 1996, S. 187-218, hier S. 200-214.
- <sup>79</sup> Zur Geschichte der Lehrerausbildung in Vechta im Ganzen: Von der Normalschule zur Universität. 150 Jahre Lehrerausbildung in Vechta 1830-1980. Hrsg. von Alwin Hanschmidt und Joachim Kuropka. Bad Heilbrunn 1980. – Zur neueren Entwicklung: Alwin Hanschmidt, Die pädagogische Hochschule Vechta auf dem Wege von der Abteilung der Pädagogischen Hochschule Niedersachsen zur Abteilung der Universität Osnabrück. Eine Skizze. In: Von der Normalschule zur Universität (wie vor), S. 307-337. – Frank Käthler, Hochschule Vechta – Gesetz zu dem Vertrag zur Änderung des Konkordats mit dem Heiligen Stuhle und parlamentarische Beratung. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1995, S. 241-250. – Der jüngste bis zur Gegenwart führende Gesamtüberblick: Alwin Hanschmidt, Hochschule Vechta. In: Oldenburg. Ein heimatkundliches Nachschlagewerk. Hrsg. vom Verband Bildung und Erziehung (VBE). Lönningen 1999, S. 285-292. – Zur Zukunftsperspektive aus der Sicht eines Mitglieds des Hochschulrates: Wolfgang Eichler, Universitäre Bildung und Forschung – Die Hochschule Vechta in Gegenwart und Zukunft. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 2000, S. 72-77.
- <sup>80</sup> In dem programmatischen Teil „Das Oldenburger Münsterland auf dem Weg ins neue Jahrtausend. Bilanzen und Perspektiven“ (Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 2000, S. 5-116) äußern sich zur Lage, Bedeutung und Zukunft der minderheitlichen evangelisch-lutherischen und der mehrheitlichen römisch-katholischen Kirche Peter Krug (S. 88-91), Wilfried Hagemann (S. 91-99) und in Interviews, die Peter Waschinski wiedergibt, verschiedene Funktionsträger (S. 100-106). – Für das Emsland gibt es ebenfalls eine Rück- und Vorschau an der Jahrtausendwende: Werner Franke, Das Emsland an der Schwelle zum neuen Jahrtausend. In: Jahrbuch des Emsländischen Heimatbundes 46, 2000, S. 178-225.
- <sup>81</sup> Dazu: Helmut Ottenjann, Zum 75jährigen Bestehen des Heimatbundes Oldenburger Münsterland. Ein Abriß der Heimatbundarbeit des Vierteljahrhunderts 1969-1994. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1995, S. 452-465. – Martin Feltes, Die Kultur-Landschaft Oldenburger Münsterland – Perspektiven und Visionen. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 2000, S. 82-86. – Zum Kulturcharakter von Volksfesten, die im Oldenburger Münsterland nach wie vor starken Zulauf haben (z.B. Stoppelmarkt in Vechta, Mariä-Geburts-Markt in Cloppenburg, Karneval in Damme, örtliche Kirmessen und Schützenfeste), sagte der Vizepräsident des Deutschen Schaustellerbundes auf dem Vechter Stoppelmarkt 2000 folgendes: Volksfeste „sind ein wertvolles Kulturgut und sollten deshalb auch besonders geschützt werden. Schließlich bieten die Schausteller Volkskultur, ohne einen Pfennig Subventionen vom Staat zu bekommen.“ (Oldenburgische Volkszeitung 15.8.2000, S. 21).
- <sup>82</sup> Dazu: Joachim Kuropka, Territoriale Neuordnungspläne und -entscheidungen im westlichen Niedersachsen nach dem Zweiten Weltkrieg: Westfalen – Oldenburg – Niedersachsen. In: Westfälische Forschungen 46, 1996, S. 338-365 (künftig zitiert: Kuropka, Neuordnungspläne).
- <sup>83</sup> Die Zitate nach Kuropka, Neuordnungspläne, S. 341f.
- <sup>84</sup> Kuropka, Neuordnungspläne, S. 343-345, Zitate S. 344.
- <sup>85</sup> Kuropka, Neuordnungspläne, S. 347-350, 356f.
- <sup>86</sup> Zitiert nach Kuropka, Neuordnungpläne, S. 346. – Für das ehemalige Land Oldenburg werden diese Belange heute institutionell gewahrt durch die zum 1. Januar 1975 als Körperschaft des öffentlichen Rechts geschaffene „Oldenburgische Landschaft“ (Gesetz vom



- 27.5.1974), der die private „Oldenburg-Stiftung“ von 1961 vorangegangen war (Albrecht Eckhardt, Oldenburg und Niedersachsen. In: Geschichte des Landes Oldenburg, wie Anm. 26, S. 491-512, hier S. 505-507).
- <sup>87</sup> Kuroпка, Neuordnungspläne, S. 338. - Zu den Einzelheiten von Volksbegehren (1956) und Volksentscheid (1975): Eckhardt, Oldenburg und Niedersachsen. (wie Anm. 86), S. 503-505, 507-509. - Zur vorangegangenen langfristigen Entwicklung: Alwin Hanschmidt, Hannovers Griff nach Westen. Ziele und Etappen der Expansion von 1500 bis zur Gründung des Landes Niedersachsen 1946. In: Woher kommt und was haben wir an Niedersachsen? (wie Anm. 78), S. 85-119.
- <sup>88</sup> Dazu: Joachim Kuroпка, „Hände weg vom Landkreis Vechta!“. Der Kampf um den Landkreis Vechta 1965-1977. Vechta 1997.
- <sup>89</sup> Kuroпка (wie Anm. 88), S. 74. - Appellativ-politisch akzentuierte Beschreibungen dieser Identität („Wesenseinheit mit sich selbst“) finden sich in: Joachim Kuroпка, Historische Identität für Gegenwart und Zukunft. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 2000, S. 108-111 (Zitat S. 108). - Clemens-August Krapp, Das Oldenburger Münsterland zwischen Bewahrung und Veränderung. In: Ebda., S. 112-116.
- <sup>90</sup> Albert Focke/Herbert Rausch, Die Bevölkerungsentwicklung aus der Perspektive der Landkreise Vechta und Cloppenburg. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 2000, S. 13-17. - Hermann von Laer, Die künftige Bevölkerungsentwicklung im Oldenburger Münsterland. In: Ebda., S. 8-12.
- <sup>91</sup> Hans-Wilhelm Windhorst, Erwerbsstruktur und Arbeitslosigkeit im Oldenburger Münsterland, In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1997, S. 183-208, hier S. 186 und 188, Tabellen 1 und 3.
- <sup>92</sup> Hermann von Laer, Wirtschaft und Wirtschaftspolitik in Niedersachsen und seinen Regionen. Geschichtliche Entwicklung und Vergleich mit anderen Bundesländern. In: Woher kommt ... Niedersachsen? (wie Anm. 78), S. 219-246, hier S. 239, Tabelle 3.
- <sup>93</sup> Zu den Ursachen und Bedingungen dieser Entwicklung: von Laer (wie Anm. 92), S. 232-246, Zitat S. 235. - 1998 wurden hier 34 % des industriellen Gesamtumsatzes im Bezirk der Industrie- und Handelskammer Oldenburg erwirtschaftet (Hans Georg Leuck, Die industrielle Entwicklung im Oldenburger Münsterland. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 2000, S. 50-53, hier S. 50).
- <sup>94</sup> Leuck (wie Anm. 93), S. 52.
- <sup>95</sup> Krapp (wie Anm. 89), S. 116.
- <sup>96</sup> Die „Strukturkonferenz“, die sich aus den Landräten bzw. Oberbürgermeistern und den Oberkreis- bzw. Oberstadtdirektoren der Mitgliedskreise und -städte zusammensetzt, verfügt über vier Arbeitskreise: Wirtschaft/Verkehr; Umwelt/Abfallwirtschaft; Kultur/Bildung/Wissenschaft; Soziales. Für Auskünfte zu dieser und den beiden folgenden Institutionen danke ich Herrn Gründung vom Landkreis Vechta.
- <sup>97</sup> Die „OBE-Initiative“ hat (auf der Ebene der Amtsleiter) ebenfalls vier Arbeitskreise: Wirtschaft/Fremdenverkehr; Verkehr/Infrastruktur; Umwelt; Kultur/Freizeit. Die Koordinierung der Arbeit erfolgt durch regelmäßige (drei- bis viermal jährlich) Treffen der Landräte, Oberbürgermeister und Hauptverwaltungsbeamten; Aufbau und Arbeitsweise von „Strukturkonferenz Land Oldenburg“ und „OBE-Initiative“ weisen somit große Ähnlichkeit auf. Das Gebiet der „OBE-Initiative“, das den südlichen Teil des Regierungsbezirks Weser-Ems umfaßt, entspricht dem alten Nordwestfalen vor 1803.
- <sup>98</sup> Die in den 1960er Jahren ins Leben gerufene, in den 1980er Jahren eingeschlafene und seit 1990 wiederbelebte „Gemeinsame Landesplanung Bremen-Niedersachsen“ verfügt über einen je hälftig von Bremen und Niedersachsen finanzierten Aufbaufonds von ca. 3.000.000 DM und hat acht Arbeitskreise gebildet; von der Schaffung des Naturparks „Wildeshäuser

Geest“ in den 1970er Jahren beispielsweise waren die Vechtaer Nordkreisgemeinden Visbek und Goldenstedt berührt.

- <sup>99</sup> Dieser wurde unter dem Titel „Erschließung der Ödländereien des Emslandes“ am 5. Mai 1950 vom Bundestag einstimmig beschlossen. Die Förderungsbereitschaft des Bundes hing auch damit zusammen, daß die Niederlande nach dem Zweiten Weltkrieg die Annexion des westlichen Teiles des Emslandes forderten. „Bis 1989 summierte sich der Gesamtaufwand der über die Emsland GmbH eingesetzten Gelder auf rund 2,1 Milliarden DM“ (Christof Haverkamp, Die Erschließung des Emslandes im 20. Jahrhundert, wie Anm. 68, S. 250). – Zur wirtschaftlichen Erschließung des Emslandes zuletzt: Gerd Steinwascher, Die wirtschaftliche Erschließung des Emslandes vor dem Emslandplan. In: Jahrbuch des Emsländischen Heimatbundes 46, 2000, S. 128-149. – Gerd Hugenberg, Ideen und ihre Ausführung – Die Arbeit in der Emsland GmbH. In: Ebda., S. 152-175.
- <sup>100</sup> Haverkamp (wie Anm. 99), S. 251.
- <sup>101</sup> Haverkamp, S. 251.
- <sup>102</sup> Übrigens gehörten auch die Landkreise Cloppenburg (mit ca. 50 % seiner Fläche) und Vechta (dieser nur zur Vorflutbeschaffung) zum Arbeitsgebiet der Emsland GmbH; ferner die Kreise Bersenbrück (ca. 33 %) und Leer (ca. 20 %) (Haverkamp, S. 153).
- <sup>103</sup> Das Koalitionspapier der CDU/FDP-Landesregierung zur Kreisreform hatte bestimmt: „Es wird eine Emsländische Landschaft mit Sitz in Clemenswerth gegründet“ (Werner Franke, Das Emsland nach dem 2. Weltkrieg. In: Hugenberg/Bechtluft/Franke, Das Emsland, wie Anm. 68, S. 51-71, hier S. 68).
- <sup>104</sup> Franke (wie Anm. 103), S. 68. – Das gleiche Motiv trieb übrigens Dr. Heinrich Ottenjann, den unermüdlichen Sammler ländlichen Kulturgutes im Oldenburger Münsterland und Gründer des Museumsdorfes in Cloppenburg.

Die Karte „Großherzogtum Oldenburg“, Seite 13, wurde dem „Atlas des Deutschen Reiches“, Archiv Verlag Braunschweig, Reprint 1999, entnommen.

Hans-Georg Knappik

## Damme – eine junge dynamische Stadt schaut nach vorne

Die Stadt Damme mit 15.300 Einwohnern und 33 Ort- und Bauerschaften ist die südlichste Stadt im *Oldenburger Münsterland* und mit 104,36 qkm die flächenmäßig größte Gemeinde im Landkreis Vechta. Damme, landschaftlich reizvoll am Südrand der Norddeutschen Tiefebene zwischen den *Dammer Bergen* und dem *Dümmer* gelegen, ist als Stadt noch recht jung, als Siedlung und Gemeinde aber Jahrhunderte alt.

Entwicklungen der Vergangenheit, die Damme in all seinen Erscheinungsformen und Lebenswelten prägten, wirken bis heute fort: ländliche Agrargesellschaft und bäuerliche Wirtschaftsweise, adelige Grundherrschaft, eine bis in das 19. Jahrhundert hineinreichende Konfliktslage im Streit der Territorialgewalten Münster und Osnabrück, die Jahrhunderte überspannende Einbindung und Prägung durch die christliche Kirche, deren Geschichte oftmals vom Gegenüber der Konfessionen und dann bis in die Gegenwart von der dominierenden Stellung der katholischen Konfession gekennzeichnet war. Die Sonderstellung Dammes auch innerhalb des Oldenburger Münsterlandes spricht aus dem zunächst außerhalb Dammes formulierten, dann zur Selbstbezeichnung gewordenen und positiv gewandelten Begriff der „Republik hinter den Bergen“.

Der individuelle Charakter und der spezifische Weg Dammes in die Moderne von einer einstmals rein agrarisch geprägten Dorfgemeinschaft zu einem aufstrebenden, zunehmend städtischen Wirtschafts- und Kulturzentrum gehören zu den zentralen Themen der Stadtentwicklung.

Damme ist für die Zukunft gerüstet und stellt sich seinen vielfältigen Aufgaben. Ein Schwerpunkt der derzeitigen und zukünftigen Entwicklung Dammes wird der Abschluß der *Innenstadtsanierung* sein. Mit der im Jahre 1985 begonnenen Maßnahme werden folgende Ziele verfolgt:



- Aussiedlung störender Gewerbebetriebe,
- Um- bzw. Neugestaltung der öffentlichen Einrichtungen wie Straßen, Plätze,
- Hilfestellung bei der Neugestaltung der Hochbauten durch Beratung und Förderung,
- Stärkung des Einzelhandels,
- Schaffung einer attraktiven Geschäfts- und Wohnstadt.

Investiert wurden bisher 20 Mio. DM. Dabei ist die Stadtsanierung zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht abgeschlossen. Sie ist so fortzuführen, daß die Baulücken im Innenstadtbereich geschlossen und die noch nicht fertiggestellten Straßenbereiche saniert werden, um ein städtebaulich abgerundetes Bild innerhalb der Stadt zu schaffen. Dies wird zu einer Attraktivitätssteigerung der Innenstadt führen und zu einer höheren Kaufkraftbindung für den Einzelhandel.



*Sanierter Innenstadtbereich in der Donaustraße mit dem Haus Mähler und dessen mit Efeu überwachsenem Hauseingang.*

Als Ergänzung zur Innenstadtsanierung wurden in den Ortschaften Dümmerlohausen, Osterdamme, Osterfeine und Rüschemdorf *Dorfer-*



*neuerungsmaßnahmen* durchgeführt, um die dörflichen Strukturen zu verbessern und die Infrastruktur auszubauen. Eine Fortsetzung der Dorferneuerung ist für die Ortschaft Haverbeck beschlossen worden.



*Fachwerkgebäude Meyer-Hülsmann in Osterdamme, das im Rahmen der Dorferneuerung restauriert werden konnte.*

Die reizvolle Lage mit der hervorragenden Infrastruktur macht Damme zu einem attraktiven *Wohnstandort*. Daher ist die Nachfrage nach Wohnbaugrundstücken für die Errichtung von Ein- und Zweifamilienhäusern ungebrochen.

In der Vergangenheit hat sich die städtebauliche Entwicklung von außen nach innen vollzogen. Nun gilt es, die freien Räume an den Ortsrändern zwischen der Innenstadt und den Baugebieten zu entwickeln. In diesem Zusammenhang ist es wichtig, die landschaftlichen mit den landwirtschaftlichen Belangen abzuwägen, um den einzelnen Interessen gerecht zu werden. Rechtzeitig sind von der Stadt Bauflächen auszuweisen, die für eine Wohnnutzung bereitgestellt werden können. Hierzu ist ein tragfähiges Konzept zu entwickeln, wie die zukünftige Erweiterung der gewerblichen und der Wohnbauentwicklung sichergestellt werden kann.





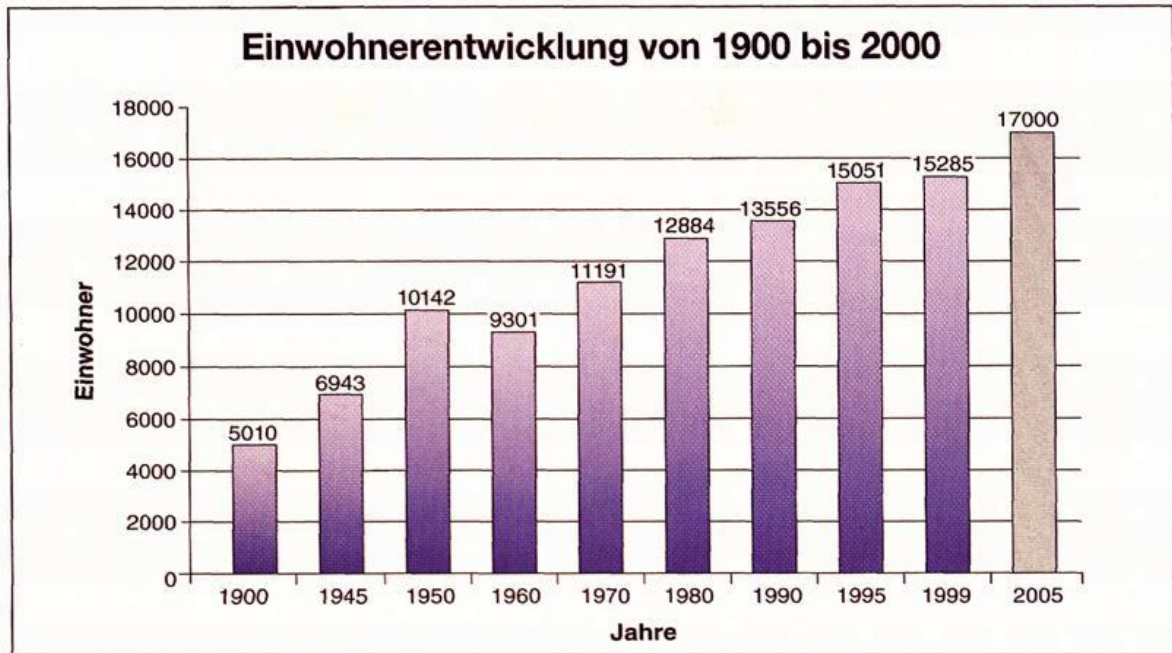
*Teilbereich des Baugebietes Wellenweg, in dem in den letzten Jahren ca. 130 Wohnhäuser entstanden sind.*

Um jungen Familien den Bau eines Eigenheimes zu erleichtern, hat die Stadt ein Familienförderprogramm aufgelegt. Danach erhalten Familien mit Kindern, die noch kein eigenes Baugrundstück oder Haus besitzen und eine bestimmte Einkommensgrenze nicht überschreiten, eine finanzielle Starthilfe.

Der Bedarf an Wohnbaugrundstücken in Damme wird aber nicht ausschließlich von öffentlicher Seite gedeckt. Nach Vereinbarungen mit der Stadt können auch Privatinvestoren Baugebiete erschließen und vermarkten. Daß eine weitere Ausweisung von Wohnbauflächen erforderlich ist, zeigt die kontinuierliche Bevölkerungsentwicklung, die sich voraussichtlich auch in den Folgejahren fortsetzen wird.

Die Grafik (s. S. 37) zeigt, daß die Einwohnerzahl von 1900 bis 2000 stetig anstieg. Der untypische Verlauf in den Jahren 1945 bis 1950 ist mit der Zuwanderung von Flüchtlingen und Vertriebenen zu erklären. Zwischen 1970 und 1980 war ein weiterer Anstieg zu verzeichnen. Mit der im Jahr 1970 umgesetzten Initiative von Monsignore Prälat Scheper-





jans wurden im Baugebiet Damme-West die ersten Wohnhäuser für Aussiedler aus Osteuropa errichtet. Dieses führte, bezogen auf den Zeitraum von zehn Jahren, zu einer überdurchschnittlichen Steigerung der Einwohnerzahl. Soziale Spannungen traten nicht auf, da die erste Welle der Aussiedler über gute Deutschkenntnisse verfügte, so daß es zu einer relativ schnellen Integration kam.

Der Umbruch im Zuge der Reformbewegungen in den Staaten des ehemaligen Warschauer Paktes bewirkte eine stärkere Zuwanderung von Aussiedlern seit 1990. Die Integration dieser Bevölkerungsgruppe, die sich aufgrund sprachlicher und sozialer Probleme schwieriger gestaltet als in den 70er Jahren, ist derzeit eine wichtige kommunalpolitische Aufgabe.

Im Bereich des *Straßenverkehrs* ist die Stadt durch das gut ausgebaute Landesstraßennetz über die Anschlußstellen Holdorf und Neuenkirchen-Vörden an die Autobahn angeschlossen.

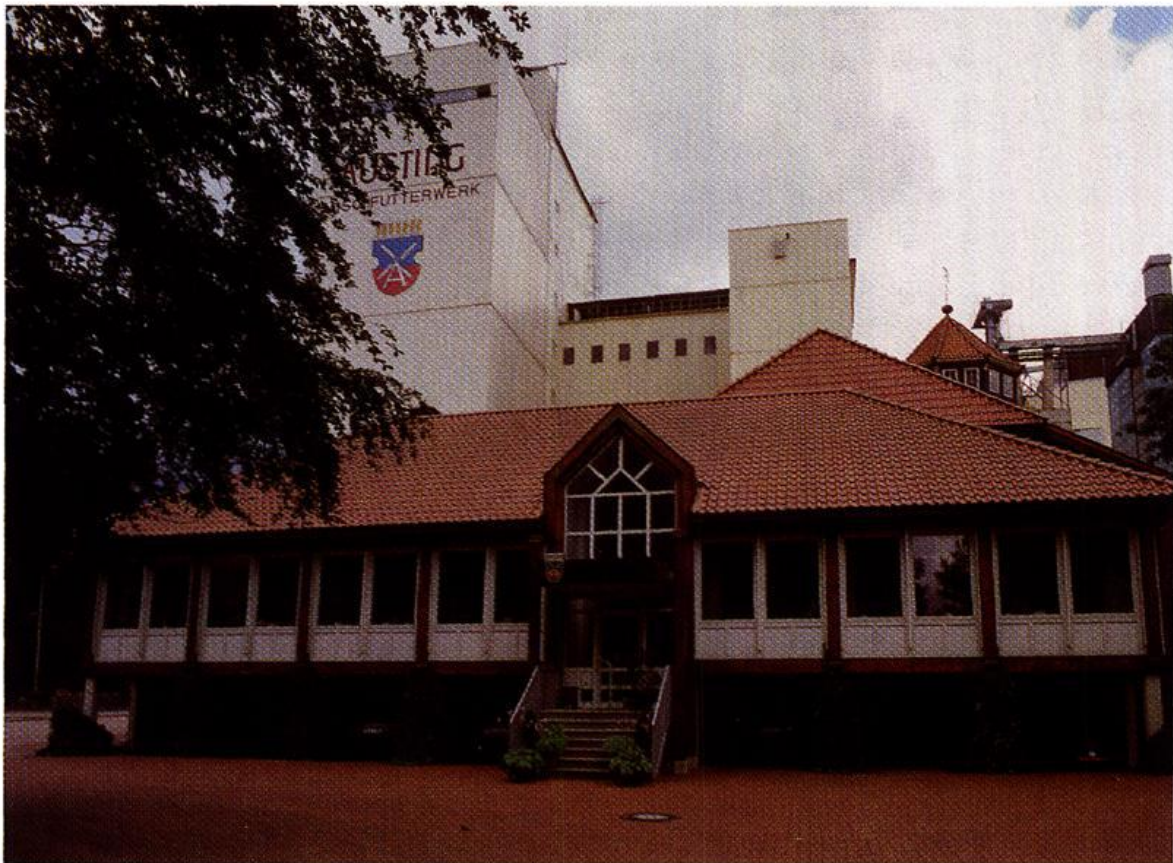
Seit der Fertigstellung des Inneren Rings wird der Durchgangsverkehr nicht mehr durch die Innenstadt geleitet. Das hat zu einer erheblichen Entlastung beigetragen. Zukünftig ist als östliche Umgehung der heute teilweise fertiggestellte Äußere Ring auszubauen, um die Anbindung vom Südring zur Steinfelder Straße zu vollenden.

Eine wachsende Bedeutung kommt dem *Verkehrslandeplatz* in Damme/Rottinghausen zu, der Geschäftsreisenden die Möglichkeit gibt, Damme in kürzester Zeit mit dem Flugzeug zu erreichen.



Die Agrar- und Ernährungswirtschaft mit ihren vor- und nachgelagerten Betrieben ist in Damme seit Jahrzehnten von besonderer Bedeutung. Im Laufe der Jahre ging das Potential an Arbeitskräften in der *Landwirtschaft* aufgrund des Strukturwandels allerdings erheblich zurück. Da sich die heutigen landwirtschaftlichen Erwerbsquellen zu einem großen Teil auf die Veredelung in der Tierhaltung beziehen, ist mit einem weiteren Rückgang der Arbeitskräfte in der Landwirtschaft zu rechnen. Dies wird besonders an der Schweinehaltung deutlich. Bestanden 1976 noch 515 Betriebe, so waren es 1996 noch 240 Betriebe, die allerdings eine größere Produktionsleistung erzielten.

Der Konzentrationsprozeß bei den Mastbetrieben führt auch zu Konfliktsituationen zwischen Landwirtschaft, Wohnen und Gewerbe, da landwirtschaftliche Geruchsimmissionen auf Baugebiete einwirken können. Um dies für die Zukunft auszuschließen, ist es erforderlich, Planungen so vorzunehmen, daß die langfristigen Entwicklungschancen auch der Landwirtschaft gesichert sind.



*Mischfutterwerk gr. Austing in Oldorf mit dem im vorderen Bereich neuerstellten Bürogebäude.*



Im *verarbeitenden Gewerbe* sind die beiden größten Firmen ZF Lemförder Fahrwerktechnik mit ihrer Tochter ZF Lemförder Elastmetall und Grimme Landmaschinen mit den einzelnen Tochterunternehmen von besonderer Bedeutung.

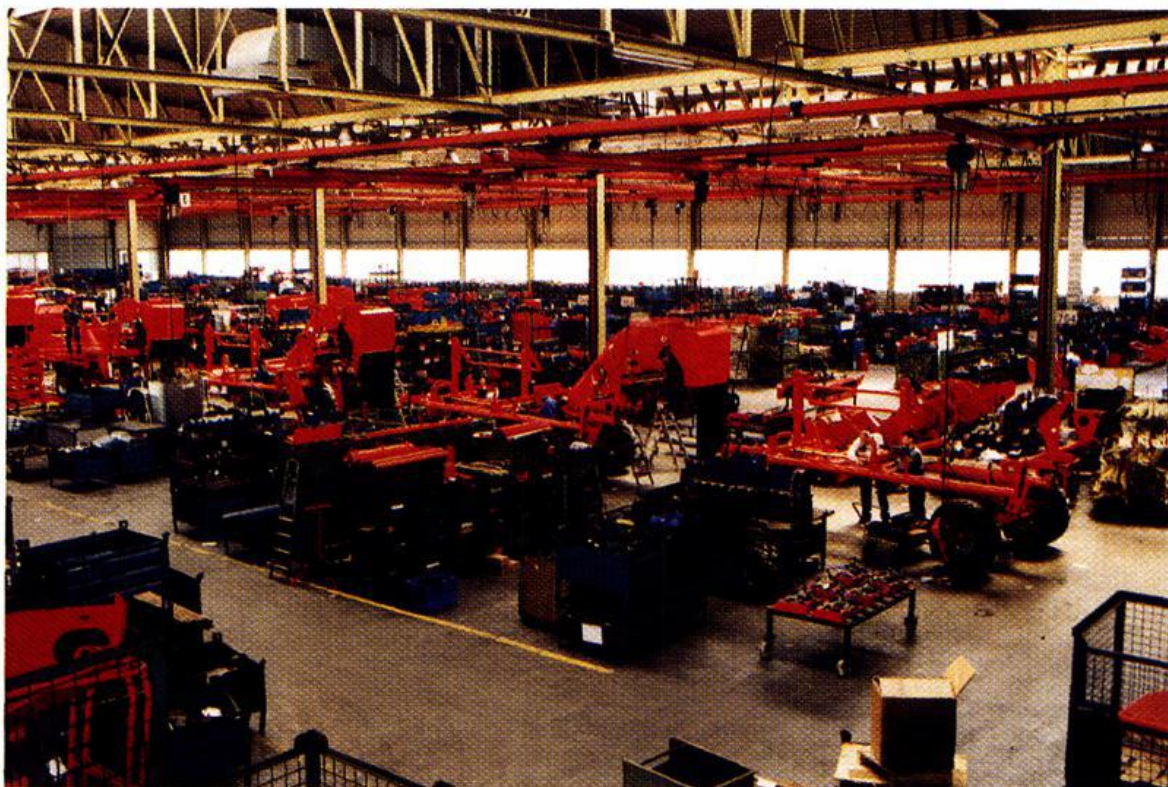
Die *ZF Lemförder Firmengruppe* ist ein Unternehmen, das seit über 50 Jahren Fahrwerk- und Lenksysteme für fast alle führenden Automobilmarken produziert. Aufgrund ihrer langjährigen Erfahrungen und darauf basierender Neuentwicklungen ist die ZF Lemförder weltweit zu einem anerkannten Partner der Automobilindustrie geworden. Aus dem einstigen Familienunternehmen ist eine Unternehmensgruppe mit mehr als 20 Standorten in Europa, Asien, Afrika und Amerika geworden, die weltweit über 6.500 Mitarbeiter hat. Die Firma ist mit über 1.200 Arbeitnehmern am Standort Damme der größte Industriebetrieb im Oldenburger Münsterland. Mit der geplanten Errichtung eines Entwicklungszentrums in Damme für die *ZF Lemförder Elastmetall* wird der Standort weiter ausgebaut. Dies trägt zur Sicherung bestehender und zur Schaffung neuer Arbeitsplätze bei.



*Blick in eine vollautomatische Kugelzapfenfertigung bei der ZF Lemförder Fahrwerktechnik.*



Das Familienunternehmen *Grimme Landmaschinen* mit der Zentrale in Damme ist der führende Hersteller im Bereich der Kartoffeltechnik. Die inzwischen stattliche Reihe der entwickelten Kartoffelvollerntemaschinen hat den Namen Grimme zu seiner heutigen Größe gebracht und weltweit die Voraussetzungen für ein innovatives Maschinen- und Technologieprogramm geschaffen. Heute ist Grimme mit über 550 Mitarbeitern der weltgrößte Anbieter von Kartoffelanbautechnik mit dem umfangreichsten Maschinenangebot. Des Weiteren haben sich in Damme die beiden Tochterunternehmen *Internorm* (Herstellung von Druck- und Lackierwalzen) mit über 60 Mitarbeitern und *RiCon* (Herstellung von Sieb- und Förderbändern) mit über 70 Mitarbeitern niedergelassen.



*Produktionsstraße der Landmaschinenfabrik Grimme für die Fertigung von Kartoffelvollerntemaschinen.*

Daneben bestehen weitere wichtige Produktionsbetriebe. So fertigen auf dem Firmengelände des ehemaligen Erzbergwerkes die Dammer Möbelwerke mit über 240 Mitarbeitern Küchen- und Badmöbel. Weitere bedeutende Betriebe sind in den Bereichen Kartonagen, Spedition und Dienstleistungen tätig. Durch diese Unternehmen und die vie-

len Handwerks- und Einzelhandelsbetriebe konnte die Zahl der in Damme Beschäftigten deutlich erhöht werden.

Sozialversicherungspflichtig Beschäftigte in Damme							
Jahr:	1970	1980	1985	1990	1995	1998	1999
Beschäftigte:	1.386	3.818.	3.791	4.188	5.261	5.341	5.674

Unter Berücksichtigung der vorhandenen und bereits belegten *Gewerbeflächen* muß die Stadt Damme frühzeitig weitere Gewerbeflächen bereitstellen, um den Bedarf decken zu können. Auch wenn sie derzeit noch über ca. 16 ha bebaubare Gewerbeflächen verfügt, ist es in den kommenden Jahren eine zentrale Aufgabe, vorausschauend Gewerbeflächen zu entwickeln. Auch ist die Bereitschaft, sich über Gemeindegrenzen hinaus an Gewerbeflächenerschließungen zu beteiligen, ein Schritt, der im Sinne einer Zusammenarbeit mit Nachbarkommunen die regionale Entwicklung fördert. Dies wird deutlich an der Beteiligung der Stadt Damme am *Dienstleistungspark A1* auf dem Gebiet der Gemeinden Neuenkirchen-Vörden und Rieste.

Nicht nur produzierendes Gewerbe und Handwerk bilden Säulen einer gesicherten Erwerbstätigkeit, sondern auch der *Einzelhandel* stellt einen wichtigen Faktor dar. Es ist unverzichtbar, die Kaufkraftbindung zu erhalten und weiter zu stärken, um die Arbeitsplätze im Einzelhandel zu sichern. Um dieses Ziel zu erreichen, ist das Einkaufserlebnis in der Innenstadt zu verbessern. Zusammenhalt und gemeinsame Aktionen innerhalb der Kaufmannschaft im Verbund mit einem umfassenden Stadtmarketing stellen dafür erfolgversprechende Wege dar.

Die drei katholischen *Kirchengemeinden* mit der Dammer Pfarrkirche St. Viktor, in Rüschemdorf mit der Pfarrkirche St. Agnes, in Osterfeine mit der Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt, mit dem Benediktiner-Kloster in der Wienerei, mit der Präsenz der Schwestern „Unserer Lieben Frau“ in der Betreuung von Kindern und Jugendlichen sowie mit den Mauritzer Franziskaner-Schwestern im Krankenhaus St. Elisabeth-Stift unterstreichen die Bedeutung der katholischen Konfession.





*Die katholische St. Viktor Kirche mit ihrem alten Turm, der im Sockel auf das romanische 11. Jahrhundert verweist.*

Daneben hat die evangelisch-lutherische Kirchengemeinde mit der Kirche „Zum guten Hirten“ und der Laurentius-Kapelle durch den Zuzug neuer Gemeindemitglieder an Bedeutung gewonnen. Seit 1946 besteht außerdem die neapostolische Kirchengemeinde mit Sitz im Ortsteil Bexadde.

Die vielfältige Arbeit der Kirchengemeinden im Kindergartenbereich, in der Erwachsenenbildung, der Jugend-, Senioren- und Sozialarbeit und in den sozialen Diensten zu unterstützen, wird eine wichtige Aufgabe der Stadt Damme bleiben.

Mit dem Krankenhaus St. Elisabeth-Stift und dem Gesundheits-Centrum an der Lindenstraße stehen im *Gesundheitswesen* moderne Einrichtungen zur Verfügung.

Dabei kommt dem Krankenhaus mit seinen Fach- und Belegabteilungen, seinen 258 Betten und den ca. 460 Beschäftigten eine besondere Bedeutung zu, deckt es doch mit seinem Einzugsbereich bis über die Landesgrenzen nach Nordrhein-Westfalen die Krankenversorgung ab.



Das 1999 fertiggestellte Gesundheits-Centrum mit zehn Arzt-, mehreren Therapiepraxen, Sauna und Schwimmbadbereich sowie die Apotheke mit Sanitätshaus sichern gemeinsam mit den am Ort praktizierenden Ärzten, Apotheken und Therapieeinrichtungen eine optimale Versorgung der Bevölkerung.

Im *Sozialwesen* stehen mit der Sozialstation für den Südkreis Vechta, dem Altenwohn- und Pflegeheim „Maria Rast“ sowie verschiedenen Seniorenwohnanlagen und den sozialen Diensten der Kirchen, Vereine und Verbände Einrichtungen zur Verfügung, die die Lebensqualität vor allem der älteren Bürgerinnen und Bürger sichern.

Der Krankentransport und das Rettungswesen sind seit Jahrzehnten beim Malteser Hilfsdienst (MHD) in guten Händen, der in Zusammenarbeit mit der Stadt die Errichtung einer Rettungszentrale am Südring plant.

Im *Feuerlöschwesen* verfügt die Stadt mit den Ortsfeuerwehren Damme, Borringhausen und Osterfeine gleich über drei gut ausgerüstete Freiwillige Feuerwehren. Geplant ist die Errichtung eines neuen Feuerwehrgerätehauses am Südring im Jahre 2001 für die Ortsfeuerwehr Damme.

Die *Jugendarbeit*, die in den letzten Jahren vom Stadtjugendring und vom Jugendtreff – einer städtischen Einrichtung – getragen wurde, muß zukünftig weiterentwickelt werden, wobei die Integration der jugendlichen Aussiedler und der ausländischen Jugendlichen einen Schwerpunkt bilden wird. In diese Arbeit sollen auch der Stadtjugendrat, mit dem die Stadt Damme einen neuen Weg beschreitet, und der Präventionsrat der Stadt verstärkt mit einbezogen werden.

Die *sportfreundliche Stadt* Damme bietet mit dem Dersa-Sportpark, bestehend aus einem Freibad mit Wasserspielgarten, einem neuen Kunstrasenplatz, zwei weiteren Naturrasenplätzen, einem Sportlerheim, einer Tennisanlage mit sechs Sandplätzen und weiteren Einrichtungen, den Sportanlagen in Osterfeine und Rüschenndorf, den Sporthallen, mehreren Reitsportanlagen und Hallenbädern ein breites Angebot für sportliche Betätigungen. Hinzu kommen die Wassersportmöglichkeiten am Dümmer, der Trimm-Dich-Parcours am Bergsee, der „Sportflugplatz Damme-Rottinghausen“, die Schießsportanlagen der Schützenvereine sowie weitere private Sport- und Fitnessanlagen. Fast 9.000 Mitglieder in 20 Sportvereinen und viele nicht organisierte Sportbegeisterte beweisen den hohen Stellenwert des Sportes in Damme.

Herausragend in der Arbeit der Sportvereine sind der Olympische Sportclub Damme als größter Breitensportverein mit über 2.300 Mitgliedern sowie die Sportvereine Rot-Weiß Damme und Schwarz-Weiß Osterfeine, die vor allem im Jugendbereich besondere Akzente setzen.

Die Unterstützung und Verstärkung dieser vielfältigen Arbeit in den Vereinen mit ihren zahlreichen ehrenamtlichen Helfern, die Unterhaltung der Anlagen und die Schaffung weiterer Sportangebote für die Bevölkerung wird angesichts des stetig größer werdenden Anteils an Freizeit eine der zentralen Aufgaben der kommenden Jahre werden.



*Neubau der Flugzeugreparaturwerkstatt Feseck auf dem Gelände des Flugplatzes in Damme/Rottinghausen.*

Die Stadt Damme im Erholungsgebiet „Dammer Berge“ und im „Naturpark Dümmer“ liegt in einer abwechslungsreichen Landschaft, ausgestattet mit landschaftlichen Schönheiten.

Markant sind die *Dammer Berge* mit dem 146 m hohen Signalberg, der höchsten Erhebung im Oldenburger Münsterland. Sie sind in der Region neben dem Dümmer von besonderer Anziehungskraft für Erholungssuchende.

Der *Dümmer* gilt als Paradies für Erholungssuchende, Wassersportler und Naturfreunde. Dem Naturliebhaber bieten die ausgedehnten Naturschutzgebiete rund um den See zu jeder Jahreszeit ein Erlebnis be-



sonderer Art. Eine Vielzahl von Wasser- und Watvögeln ist hier zu Hause. Der Wert dieses Gewässers für Natur, Landschaft und Wassersport ist langfristig zu sichern, um ein in Europa einmaliges Naturreiservat zu erhalten.



*Blick auf den Dümmer und den Olgahafen.*

Für die Zukunft gilt es, das Naherholungsgebiet Dammer Berge noch mehr zu fördern und über die Region hinaus bekannter zu machen. Zur Verwirklichung dieser Ziele wurde am 24.02.1999 der Verein „Tourist-Information Dammer Berge“ gegründet, ein Verein, der von den Kommunen Damme, Holdorf, Neuenkirchen-Vörden, Steinfeld und von privaten Mitgliedern getragen wird. Ziel des Vereins ist die Vermarktung des Erholungsgebietes Dammer Berge, um den Tourismus als einen wesentlichen Wirtschaftsfaktor weiter auszubauen.

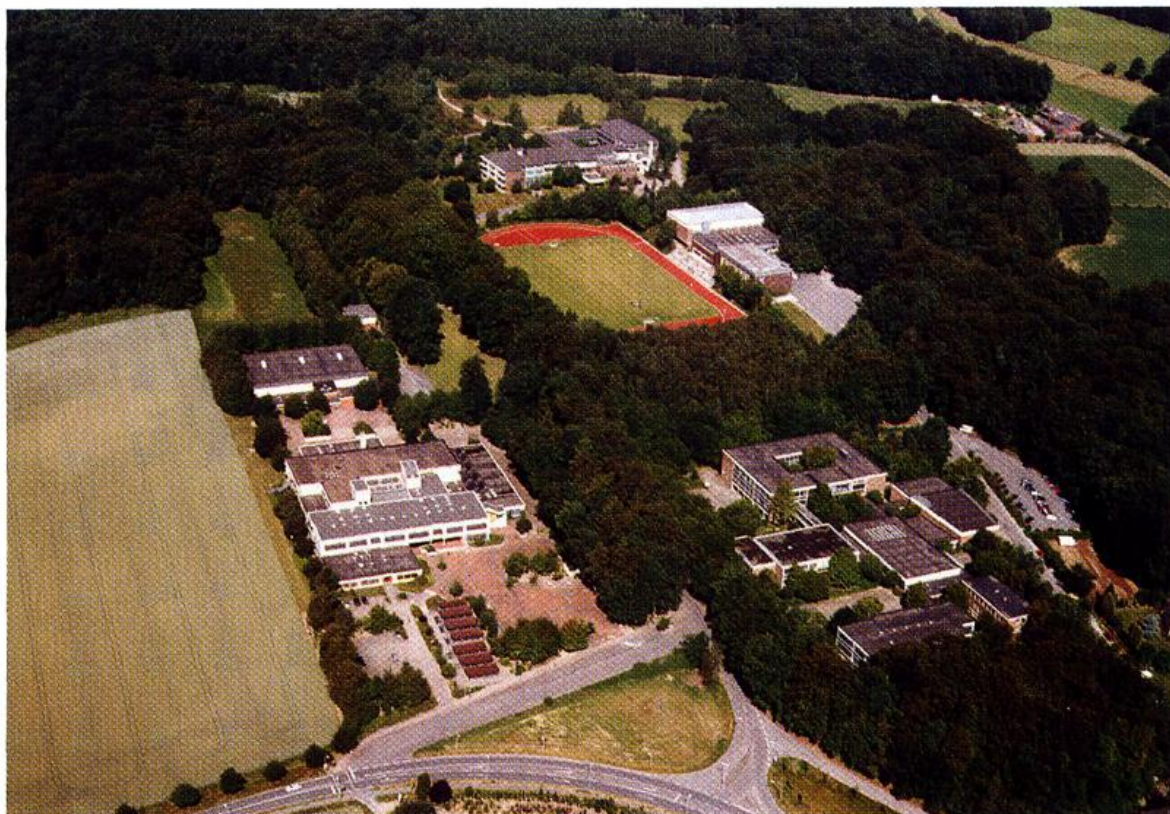
Eine weitere Aufgabe wird es sein, das bereits bestehende gute Angebot an Übernachtungsmöglichkeiten in den Hotels, Gastronomiebetrieben, der neu eingerichteten Jugendherberge, dem Jugend- und Freizeitzentrum am Dümmer und in weiteren Privatunterkünften, Ferienwohnungen und besonders Bauernhöfen zu verbessern.

Fünf *Kindergärten* – alle in kirchlicher Trägerschaft – decken die Angebote an Kindertagesstätten ab. Aufgrund der erfreulichen Einwohner-



entwicklung und einer steigenden Zahl junger Familien ist mittelfristig der Bau eines weiteren Kindergartens geplant.

Stark ausgeprägt ist der Bereich der *allgemeinbildenden Schulen*. Vier Grundschulen, Hauptschule mit Orientierungsstufe, Realschule, Gymnasium und Sonderschule, ergänzt durch drei Großsporthallen, drei kleine Sporthallen, zwei Hallenbäder und etliche weitere Freisportanlagen bieten Grundlagen für eine gute schulische und sportliche Ausbildung bei z. Zt. ca. 2.600 Schülerinnen und Schülern.



*Luftbild vom Schulzentrum Damme mit Hauptschule und Orientierungsstufe, Realschule und Gymnasium sowie zwei Sporthallen und Schwimmballe.*

Denkt man an die Herausforderungen, die Industrie und Wirtschaft in den kommenden Jahrzehnten in einer sich immer rasanter entwickelnden Industrie- und Informationsgesellschaft an die Jugend stellen, so ist dafür zu sorgen, daß die Schulen schon jetzt mit moderner Technologie ausgestattet werden.

Neben der schulischen Ausbildung und der musikalischen Erziehung durch die Kreismusikschule, die bereits einige Bundessieger hervorbrachte, kommt der beruflichen Aus- und Weiterbildung sowie der Er-



wachsenenbildung z.B. durch die Krankenpflegeschule des Krankenhauses St. Elisabeth-Stift, den Lehrwerkstätten der Firmen Grimme und ZF Lemförder, dem Erwachsenenbildungswerk und der Bildungsstätte des Benediktiner-Klosters eine große Bedeutung zu.

Im Bereich *Kultur* hat Damme mit dem 1991 erfolgten Umbau des ehemaligen Bahnhofsgebäudes zum Stadtmuseum und der mit Hilfe der Stadt sanierten Wassermühle Höltermann im Jahre 1999 Schwerpunkte gesetzt. Beide Objekte werden vom *Heimat- und Verschönerungsverein „Oldenburgische Schweiz“* betreut. Außerdem bietet das Stadtmuseum mit seinen Exponaten und wechselnden Ausstellungen Anschauungsmaterial über Brauchtum und über die Geschichte von Stadt und Region. Daneben sorgt der Verein für ein vielfältiges Angebot im Bereich Wandern, in der heimatkundlichen Arbeit und mit kulturellen Veranstaltungen.

Mittel- und langfristig will die Stadt die Schnatmühle, eine alte Holländer-Windmühle in Borringhausen, die Ziegelei Stölting in Wempenmoor und die Wassermühle Meyer-Nordhofe wiederherstellen.



*Die restaurierte Wassermühle Höltermann.*

Eine weitere tragende Säule in der Kulturarbeit stellt die Arbeit des *Kunst- und Kulturkreises* dar, der durch seine Mitglieder immer wieder Höhepunkte setzt, seien es Kunstausstellungen oder Konzerte im Rathaus oder der alljährlich im Sommer stattfindende Töpfermarkt, einer





*Einen Teil des Skulpturenpfades bildet der im letzten Jahr aufgestellte „Dammer Narr“, der die Bedeutung des Karnevals in Damme besonders hervorhebt.*



*Rosenmontagsumzug am Dammer Carnival, der Jahr für Jahr viele zehntausend Besucher anzieht.*



der bekanntesten und größten Märkte dieser Art im norddeutschen Raum. Einen weiteren Glanzpunkt in der Arbeit des Vereins stellt die Anlegung eines außergewöhnlichen Skulpturenpfades in der Innenstadt dar. Er soll mit Unterstützung der Stadt in den kommenden Jahren weiter ausgebaut werden.

Auch *Tradition und Brauchtum* besitzen einen hohen Stellenwert. Charakteristisch ist der *Dammer Carneval*, der traditionell eine Woche vor dem rheinischen gefeiert wird. Am Fastnachts-Sonntag und am Rosenmontag beweisen 5.000 Aktive mit über 200 Festwagen ihren Einfallsreichtum. Die ungeheure Anziehungskraft, die vom Dammer Carneval – die größte Karnevalsveranstaltung in Norddeutschland – ausgeht, zieht jedes Jahr Zehntausende von Besuchern an.

Daneben sind die Aktivitäten der fünf *Schützenvereine* mit den jährlich stattfindenden Schützenfesten wesentlicher Bestandteil der Brauchtumspflege.

Zu erwähnen ist die gemeinsame Arbeit im Städte-Quartett mit den Nachbarstädten Diepholz, Lohne und Vechta mit dem Ziel der Zusammenarbeit auf verschiedenen Gebieten zur Stärkung der Region.

Zukunftsweisend ist auch die enge Verbundenheit mit der *Partnerstadt* Damme/Flandern in Belgien, die seit dem 10.08.1986 besteht. Diese Partnerschaft, die im Laufe der Jahre durch gegenseitige Besuche immer stärker gewachsen ist, gilt es zu pflegen und weiter auszubauen. Vor allem vor dem Hintergrund eines vereinten Europas ist die enge Verbundenheit mit einer Stadt im europäischen Ausland von besonderer Bedeutung für das zukünftige gemeinsame Miteinander in Europa.

Abschließend sei erwähnt, daß die Stadt Damme derzeit ein zukunftsweisendes Konzept für ein kommunales Informationssystem mit einer Verknüpfung der drei Bereiche Bürgerinformation, Ratsarbeit und Ratsinformation sowie der Verwaltung als „Virtuelles Rathaus“ erstellt, das innerhalb der nächsten Zeit eingeführt werden soll.

Übrigens: Sie können uns jederzeit im Internet unter [www.damme.de](http://www.damme.de) erreichen.

#### **Quellen:**

Statistiken des Arbeitsamtes Vechta und der Stadt Damme  
Jahrbücher für das Oldenburger Münsterland 1984/85  
Damme. Eine Stadt in ihrer Geschichte, 1993



Jörg Eckert

## Ein bislang unbekanntes Großsteingrab bei Lastrup

1997 wurde die Bezirksarchäologie Weser-Ems informiert, daß in einem Acker westlich von Lastrup, Ldkr. Cloppenburg, der Landwirt G. Böckmann aus Groß Roscharden beim Pflügen an Findlinge gestoßen war, wobei er sich den Pflug beschädigt hatte. Bei seinen Versuchen, diese großen Steine zu entfernen, stellte er bald fest, daß offenbar noch eine größere Anzahl weiterer im Boden steckten und dies in einem ansonsten steinfreien Gelände. Dieser merkwürdige Umstand veranlaßte ihn, die Kreisverwaltung in Cloppenburg darauf aufmerksam zu machen, und von dort gelangte die Nachricht an den Bezirksarchäologen in Oldenburg. Da in solchen Fällen stets die Möglichkeit besteht, daß es sich dabei um ein zerstörtes Großsteingrab handeln könnte, wurde sogleich eine Besichtigung der Fundstelle vorgenommen. Schon nach kurzer Zeit konnten Feuersteingeräte und Tonscherben von verzierten Gefäßen der sog. Trichterbecherkultur gefunden werden, also von jenen Menschen, die etwa zwischen 3400 und 2900 v. Chr. die großen Findlingsgräber errichtet haben, von denen in Norddeutschland, aber auch in den Nachbarländern, noch manche vorhanden sind.

Mit diesen Funden war klar, daß an dieser Stelle ursprünglich ein Megalithgrab gestanden hatte, das weder in alten Karten verzeichnet noch in schriftlichen Überlieferungen erwähnt worden und damit bislang also gänzlich unbekannt war.

Eine systematische Sondierung mit einem Erdbohrer ergab, daß auf engem Raum eine große Anzahl von Findlingen noch im Boden vorhanden sein mußte. Da diese störenden und für den Pflug so schädlichen Steine entfernt werden sollten, entschloß sich die Archäologische Denkmalpflege der Bezirksregierung Weser-Ems zu einer vollständigen Ausgrabung. Sie begann im August 1997, mußte im Folgejahr wegen Personalmangels ruhen und konnte dann 1999 mit einer zweieinhalbmonatigen Grabungskampagne im November abgeschlossen werden.

Auf einer Fläche von über 400 m<sup>2</sup> um die sondierte Findlingshäufung herum wurde zunächst mit Hilfe eines Baggers der Ackerboden in einer dünnen Schicht abgetragen. Darunter zeigte sich ein großflächig gestörter Boden, der dadurch entstanden war, daß hier die Steine der Grabkammer vergraben worden waren. Dies war früher eine durchaus übliche Methode, um die großen Findlingsgräber, die der landwirtschaftlichen Nutzung im Wege waren, zu beseitigen – sofern die Steine nicht bereits gesprengt und als Baumaterial abtransportiert worden waren: Man grub direkt neben den jeweiligen Steinen entsprechend große und tiefe Gruben, rollte die Findlinge hinein, verfüllte alles wieder und hatte nun eine ungestörte Ackerfläche. Reichte die Bedeckung für die damalige geringe Pflugtiefe völlig aus, so dringen die Pflugscharen heute deutlich tiefer ein und stoßen öfter an solche „versenkten“ Großsteingräber, wie die Erfahrungen der Archäologen zeigen.

Die freigelegte Grabungsfläche wurde in ein System von mehreren Abschnitten mit dazwischenliegenden Profilstegen eingeteilt, um einerseits diese Einzelflächen horizontal allmählich ausgraben und tiefer legen zu können, andererseits in den zunächst stehengebliebenen Profilen den Vorgang der Zerstörung der Grabanlage und die Verfüllung der Gruben ablesen zu können (Abb. 1). Dabei wurde bis unter die am tiefsten liegenden Findlinge gegraben, um ein Gesamtbild vom Ausmaß der „Versenkung“ und der Lage und Anordnung der Steine zu erhalten (Abb. 2). Es zeigte sich, daß noch 19 große Granitfindlinge – 1997 waren bereits drei oder vier weitere entfernt worden – vorhanden waren und in einer annähernden Doppelreihe auf ca. 17 m Länge und 6,5 m Breite lagen. Da die Findlinge aus sehr praktischen Gründen stets unmittelbar neben ihrem damaligen Standort vergraben wurden, dürfte mindestens ihre Verteilung in der Länge das ungefähre Maß für die ursprüngliche Grabkammer wiedergeben. Es hatte sich danach offenbar um eine der sehr langen sog. Emsländischen Grabkammern gehandelt, die besonders westlich der Weser bis in die östlichen Niederlande verbreitet sind. Über sonstige Baudetails wie die Kammerbreite sowie Lage und Form des Eingangs ließ sich selbstverständlich nichts mehr ermitteln. Besonders bemerkenswert war die ungewöhnlich große Menge von kleinen Findlingen auf der ganzen Grabungsfläche und in den Versenkungsgruben. Da sie sich nach ihrer Größe und Form weder für die üblich gewesene Pflasterung der Grabkammer eigneten noch für die Füllung der großen Lücken zwi-







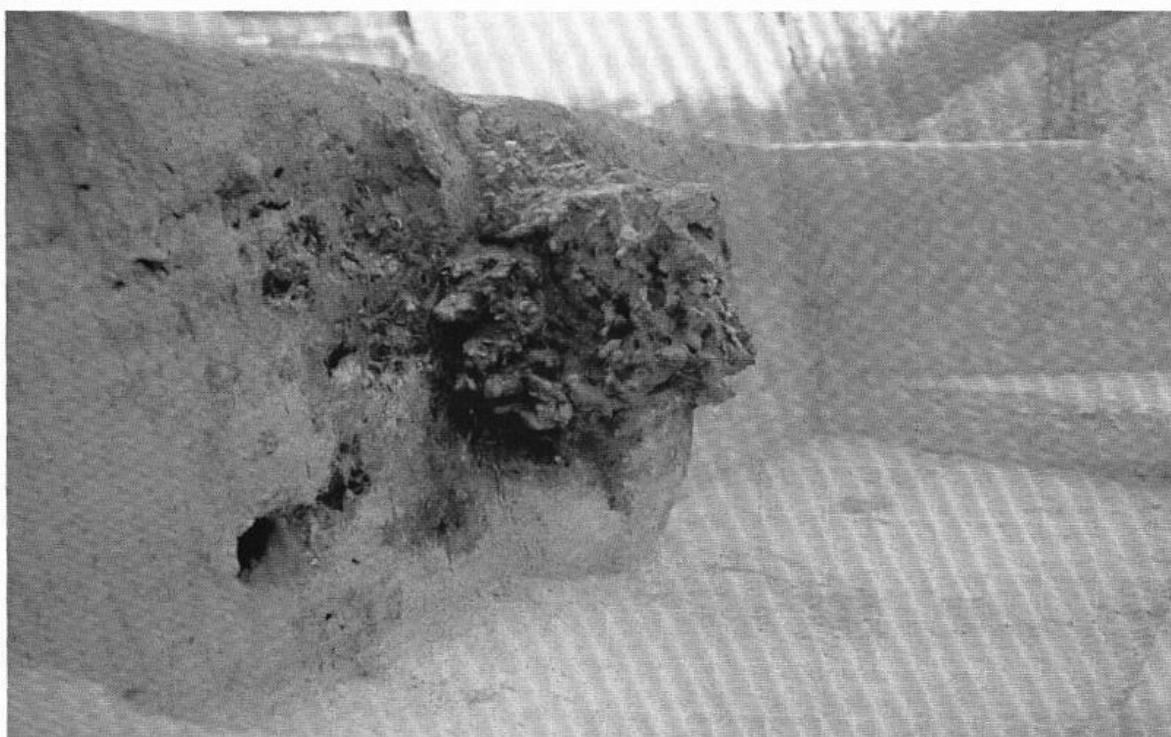
*Abb.1 Lastrup. Ausgrabungsfläche mit dem System von Schnitten und Profilstegen. Im Zentrum die Eingrabbungszone mit den ersten Findlingen.*



*Abb. 2 Lastrup. Lage und Anordnung der „versenkten“ und vollständig freigelegten Findlinge.*

schen den Träger- und den Decksteinen, die für eine Kammerabdichtung zu sorgen hatten, muß bei diesem Grab mit einer Rollsteinabdeckung gerechnet werden, also einem zusätzlichen Steinmantel zum Schutz der Grabkammer, wie er bei einigen anderen Megalithgräbern nachweisbar ist.

Irgendein ungestörter Befund, ein Bereich, in dem sich noch eine intakte Fläche gefunden hätte, war nicht vorhanden und nicht erwartet, wenn auch natürlich erhofft worden. In einer ähnlichen Situation war 1991 bei der Ausgrabung eines zerstörten Großsteingrabes in Visbek überraschenderweise ein erhaltenes Stück des Grabkammerpflasters mit einem vollständigen Beigabengefäß angetroffen worden. Davon konnte bei dem Lastruper Grab leider keine Rede sein. Hier war wirklich alles, jeder Stein und jede Scherbe, bei der Vergrabung bewegt worden, wobei es offenbar auch eine ältere Zerstörungsphase gegeben hatte, die möglicherweise damit zusammenhing, daß hier in der Zeit vor oder um Chr. Geb. ein Eisenverhüttungsplatz gelegen hatte, dessen Spuren und Schlackenreste noch erkennbar waren (Abb. 3). Solche Schmelzöfen, in denen das einheimische Raseneisenerz, auch Sumpferz genannt, zu Roheisen verarbeitet wurde, lagen in der Regel nahe



*Abb. 3 Lastrup. Reste eines Verhüttungsplatzes um Chr. Geb. mit Eisenschlacken.*



bei den Siedlungen, die ebenfalls Bedarf an Steinmaterial, z.B. für Herdstellen u.a., hatten und sich hier möglicherweise bedient haben. Der Nichtarchäologe mag sich die Fragen stellen, warum man solche doch weitgehend zerstörten Großsteingräber eigentlich ausgräbt, ob sich dieser beträchtliche Zeit- und Personalaufwand überhaupt lohnt und der Erkenntnisgewinn denn in einem vertretbaren Verhältnis zu dem Aufwand steht? Dies muß der Archäologe eindeutig bejahen. Auch wenn der Informationswert derart zerstörter Großsteingräber erheblich eingeschränkt ist, so bieten sie dennoch eine Fülle von neuen Erkenntnissen, auf die nicht verzichtet werden kann.

Zunächst wird mit jedem neu entdeckten Standort einer Grabanlage das Bild der Besiedlung der Landschaft in der Jungsteinzeit präzisiert und verdichtet. Nur so erhält man eine Vorstellung von der Erschließung und Nutzung eines Gebietes im 4. und 3. Jahrtausend v. Chr. Auch muß die Möglichkeit erwogen werden – dies legen archäologische Untersuchungen z.B. in Dänemark nahe –, daß die Großsteingräber auch Anzahl und Größe bestimmter Siedlungsgemeinschaften dokumentieren und damit Rückschlüsse auf den Umfang ihrer Territorien zulassen. Die Voraussetzung dafür ist natürlich, daß man die Belegungsdauer dieser Gräber kennt, d.h. wann sie erbaut und bis wann sie genutzt wurden. Darüber geben die ursprünglich als Grabbeigaben den Toten beigefügten noch erhaltenen Gegenstände, wie Steinwerkzeuge und –waffen, Schmuck und vor allem Tongefäße Auskunft. Anhand ihrer vielfältigen Formen und Verzierungsmuster lassen sich Stilstufen unterscheiden, deren Alter relativ genau bestimmt werden kann. Auch das umfangreiche Fundmaterial aus dem Lastruper Grab, dessen Bearbeitung noch am Anfang steht, läßt schon jetzt in dieser Hinsicht wichtige Erkenntnisse erwarten (Abb. 4). Weiter können sich aus der Lage der vergrabenen Findlinge oft bestimmte Aussagen über den Grabtypus ergeben, was in unserem Falle, wie bereits erwähnt, durchaus möglich ist. Mit allen bereits bekannten und noch zu erarbeitenden Resultaten wird die Ausgrabung dieses zerstörten Großsteingrabes unter den bislang zwölf bekannten aus dem Gemeindegebiet von Lastrup und auch darüber hinaus einen besonderen Stellenwert erhalten.

Schließlich lassen sich Zeitraum und Technik der Zerstörung derartiger Gräber oft nachweisen. Hier wurden zwei verschiedene Arten der Findlingssprengung angewendet: die Erhitzung der Steine durch star-



*Abb. 4 Lastrup. Auswahl von verzierten Scherben und Bruchstück einer steinernen Doppelaxt (links oben) aus dem zerstörten Großsteingrab.*

kes Feuer und das anschließende Begießen mit kaltem Wasser, was zur Spaltung bzw. zum Abplatzen großer Stücke führte, sowie die Sprengung mittels Pulver, das in zuvor ausgemeißelte Löcher gefüllt und gezündet wurde. Ein Anhaltspunkt für die „Versenkung“ der Findlinge und das vollständige Verschwinden des Großsteingrabes aus den Augen und aus der Erinnerung gibt eine Tonscherbe eines Gefäßes des 18. Jahrhunderts, die sich bei den Steinen fand.

Mit Hilfe der Gemeinde Lastrup wurden alle durch die Grabung freigelegten Findlinge abtransportiert und das Ackergelände wieder hergerichtet. An einem würdigen Platz im Ort sollen die Steine, mit einer Hinweistafel versehen, zur Erinnerung an die ersten jungsteinzeitlichen Bauern dieser Region, ihre technischen Leistungen und ihre Totenverehrung vor mehr als 5000 Jahren aufgestellt werden.

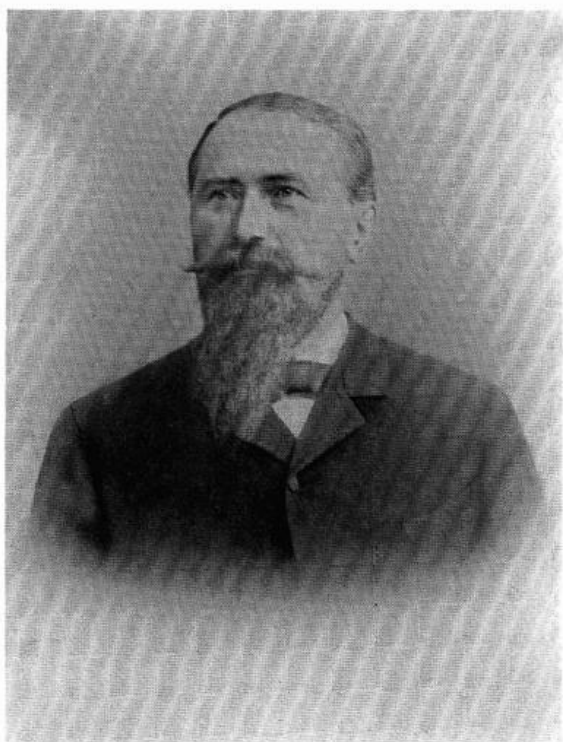


*Stephan Honkomp*

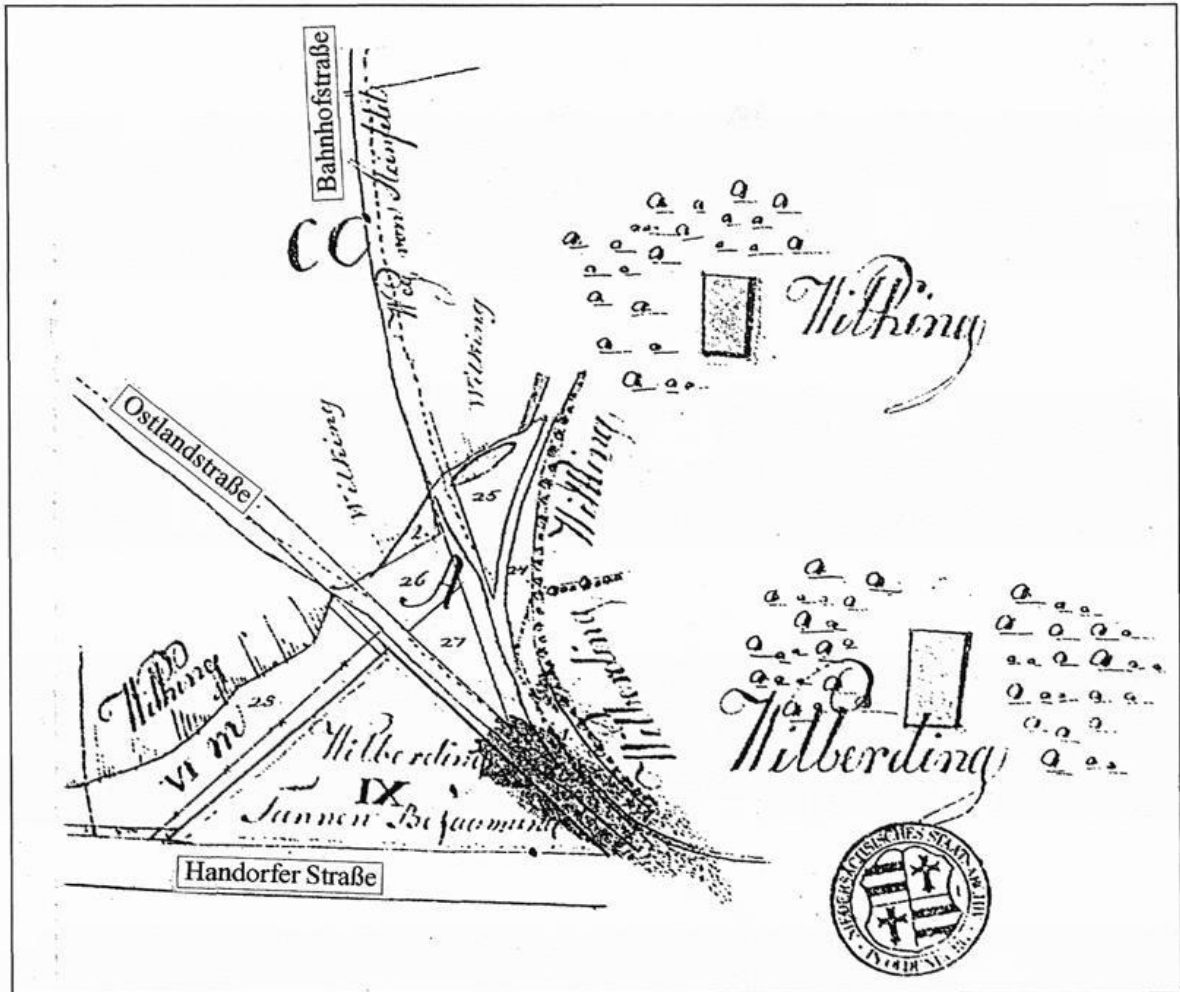
## Die Geschichte des Steinfelder Hofes Wilking

Der Name Wilking aus Steinfeld wurde erstmals 1187 im Rechnisverzeichnis zum Bau der Kirche des Kirchspiels „Steenvelde“ urkundlich erwähnt. Nach dem Buch „Bauernhöfe im Amte Vechta“ von Clemens Pagenstert zählte der Hof Wilking zu den drei „Ganzerben“ des Ortes Steinfeld. Während dort die ursprünglichen Hofgrößen von Wilberding mit 57 ha und Nieberding mit 40 ha angegeben werden, gehören im Jahre 1884 zum Wilkinghof nur 35 ha. Der Wilkinghof ist inzwischen im Gegensatz zu den Höfen Wilberding und Nieberding (heute Kolbeck) ganz von der Bildfläche verschwunden.

Um 1800 muß der Hof noch in voller Blüte gestanden haben. Das zumindest kann man aus der „Carte betreff der gemeinschaftlichen Mark der Zeller Wilberding und Wilking“ ersehen, die 1810 vom Vogt August Hildebrand herausgegeben wurde. Mindestens fünf Heuerhäuser im



*Johann August Wilking war der letzte Eigentümer des Ganzerben-Hofes Wilking in Steinfeld. In der Zeit von 1874 - 1883 war er zudem Gemeindevorsteher von Steinfeld.*



Die Lage des Hofes Wilking im Jahre 1810. Zur Orientierung sind die heutigen Straßennamen (in Kästchen) angegeben.

Bereich der heutigen Ostlandstraße, entlang des früheren Düper Kirchweges, am „Brümmelskamp“ und am „Bullenbusch“ zeugen davon. Eine ebenfalls sehr alte Erwähnung des Hofnamens erfolgte im Jahre 1458, als Hinrik van Elmendorpe vom Bischof Johann von Münster das Erbe von Lübbecke Wilking antrat. Das Lehn wechselte 1525 zum Gut Lohe, später wurde es (1799) an den Zeller Busse auf Baumanns Stelle in Schleddehausen verkauft. Um 1545 hieß der Zeller auf dem Hof Johann Wilking, der dort auch 1568 noch wirtschaftete. 1593 war dort der Zeller Arend Wilkinch.

Als nächster in der Wilkingischen Namensreihe ist, das geht aus dem Status Animarum des Kirchspiels Steinfeld von 1699 hervor, Joes Wilking (\*1619) mit seiner Gattin Lukretia verzeichnet, dessen Sohn Joan Theodor den Hof übernahm und 1697 Elisabetha Klatte heiratete.



Drei Jahre später starb Joan Theodor; seine Witwe heiratete im August 1700 Henrich Kruse, der - wie damals üblich - den Hofesnamen annahm. Die Hofnachfolge war mit sieben Kindern, davon zwei Zwillingspaare, gesichert. Der jährlich zu zahlende „Pröv“ in Form von einem Brot zu Michaelis, einem Malter Roggen, Eiern etc. für die Kirche wurde pünktlich bezahlt, die genauen Aufzeichnungen hierzu machte Pastor Karl Otto Fürstenau in der Zeit von 1723-1744.

Die Hofnachfolge trat Joes Gerd (\*1704) an, dessen Zwillingbruder Henrich nur vier Wochen alt wurde. Dafür wurde Joes Gerd um so älter; denn er starb 1795 im Alter von 91 Jahren. Sein Sohn Stephan Henrich, der 1764 bereits Anna Maria Schmiesing ehelichte, erbte die Wilkingstelle. 1804 übernahm dann Joan Henrich - nach dem Tod seines Vaters - mit 35 Jahren die Geschicke des Hofes. Er war verheiratet mit Anna Catharina Rackhorst.

Der Name Wilking wurde weitergegeben an den Sohn Johan Henrich (\*1806), der mit seiner Frau Maria Magdalena Meyer elf Kinder in die Welt setzte. Von den sechs Töchtern gingen fünf ins Kloster, die sechste, Sophia (\*1846), heiratete Clemens Bergmann, der am 1. September 1871



*Der kaiserliche Postexpediteur Clemens Bergmann mit seiner Frau Sophia, geb. Wilking.*

in Steinfeld zum kaiserlichen Postexpediteur ernannt wurde. Die Brüder Franz-Josef (\*1852) und Johann Henrich (\*1849) wanderten - jung an Jahren - 1869 in die USA aus. Während Johann Henrich dort bei einem Jagdunfall umkam, verlief der Start für den 17jährigen Franz-Josef nicht erfolgversprechend; schon bei der Einschiffung in Southampton beraubte man ihn seiner Habe. Mit unbändigem Willen und Ehrgeiz, gepaart mit bescheidenem Charakter, erarbeitete sich Franz-Josef Wilking in den Staaten ein kleines „Vermögen“. 12 Jahre nach seiner Auswanderung kam er auf einen Heimatbesuch nach Calhorn, wo die Eltern mittlerweile lebten. Er war bereits amerikanischer Staatsbürger. Während einer Kutschfahrt zu einem Kirchenbesuch nach Essen wechselte 1884 der Hof per Handschlag zwischen den Brüdern Johann August und Franz-Josef.



*Die Familie des USA-Rückkehrers Franz-Josef Wilking, der 1884 die Geschichte des Wilking-Hofes in Calhorn bei Essen in die Hand nahm.*

Das jüngste Kind Franz Ignatz erlernte den Beruf des Architekten und war u.a. für den Bau des 1994 abgerissenen Steinfelder Postamtes verantwortlich. Ihn zog es in jungen Jahren nach Berlin, seine Ehe mit einer Majorstochter blieb kinderlos. Als Architekt (Ingenieur) war er





*Franz Ignatz Wilking mit seiner Frau auf dem Balkon seines Hauses in Berlin.*

u.a. am Aufbau eines Elektrizitätswerkes der Fa. Siemens in Ägypten beteiligt. Nach seinem Tode ging die Witwe mit dem großen Erbe, das eigentlich zurück nach Südoldenburg fließen sollte, „auf und davon“. Den elterlichen Hof übernahm Johann August (\*28.10.1844). Er sollte der letzte Wilking auf dem altherwürdigen Hof sein. Er war ein studierter Bauer, oder wie man auf platt gern sagt: „Hei wass'n latiensenken Buur“. Von 1874-1883 war Johann August sogar Gemeindevorsteher in Steinfeld. Mit der Landwirtschaft hatte er „nichts am Hut“; er liebte das leichte und schöne Leben, sehr zum Leidwesen seiner Eltern. Darüber hinaus hatte er vermutlich wegen seiner Bildung auch andere Interessen. 1870 heiratete er Anna Maria Cäcilia Oesting, mit der er die Hochzeitsreise nach Ägypten machte, vielleicht um den Bruder Franz Ignatz dort zu besuchen. Kurz nach der Eröffnung des Suezkanals besichtigten die Flitterwöchler auch die Pyramiden von Luxor. Doch das Leben hatte für die 26jährige Braut ein jähes Ende, denn sie zog sich auf dieser Reise eine Virusinfektion zu, an der sie am 31. Mai 1871 in Steinfeld verstarb. Im Kirchenbuch von St. Johannes zu Steinfeld ist als Todesursache „Pockenkrankheit“ vermerkt. Johann August heiratete ein zweites Mal. Die Braut, Maria Elisabeth Meyer, kam gebürtig aus Winkum bei Lönningen. Gemeinsam verlebten die beiden nicht nur schöne Jahre, sondern sie wirtschafteten mit der Zeit auch den Hof herunter, der zumindest 1884 noch 35 ha groß war. Daß die Hofstelle größer gewesen sein muß, zeigt z.B. der Verkauf von 3 ha zur

Franzosenzeit im Jahre 1812 oder der Verkauf von Ländereien in Harpendorf am 1. März 1879 an den Steinfelder Lohgerber und Lederhändler Karl Josef Krapp für 1209 Mark. Krapp's Mutter war übrigens Maria Catharina Wilking, eine Großtante von Johann August Wilking.

Zwar scheint Johann August Wilking als Bauer „ein Versager“ gewesen zu sein, geschäftlich war er um so tüchtiger. Vermutlich kaufte er durch die Landverkäufe in Steinfeld zu günstigen Konditionen einen Hof auf dem „Stubbesbrauck“ in Calhorn, auf dem seinerzeit der Großbauer Stubbemann/gr. Darrelmann „residierte“, der diesen Hof heruntergewirtschaftet hatte. Dieser Kauf muß um 1882 getätigt worden sein. Johann August Wilking zog mit seinen Eltern nach Calhorn; gleichzeitig muß er aber auch noch in Steinfeld gewohnt haben. Auf dem Stubbesbrauck wurde er jedenfalls nicht heimisch. Seine Eltern starben kurz nach dem Kauf des Hofes und der Rückkehr des Sohnes Franz-Josef aus Amerika. Vater Johan Henrich starb 76jährig im Jahr des Kaufes und Mutter Maria Magdalena 1888 im Alter von 77 Jahren.

Vermutlich ist Johann August nach Steinfeld zurückgekehrt. Seine „Löninger“ Verbindung ist in dieser Zeit dennoch nicht abgerissen. Der 2. Ehe mit Maria Elisabeth Meyer entstammte die Tochter Johanna Caroline Irene (\*14.11.1877). Die einzige Tochter heiratete den Löninger Arzt Dr. med. Georg Schade, die natürliche Hofnachfolge war so mit dem Namen Wilking nicht fortzusetzen.

Die übrig gebliebenen Flächen wurden zwischen 1894 und 1897 zerstückelt und verkauft. Zusammen mit seiner Frau zog Johann August Wilking nach Löningen in die Nähe der Tochter. Im Alter von 74 Jahren verstarb am 5.2.1911 seine Frau. Wilking heiratete zum 3. Mal und zwar Katharina Jacobi. Im Alter von 72 Jahren starb Johann August Wilking am 13.8.1916 in Löningen.

Übrigens: Die Ländereien, die zum Hof gehörten, lagen zwischen dem Hof und der heutigen Bahnstrecke, auf dem sogenannten „Wilking's Esch“. Johann August Wilking verhinderte seinerzeit den Bau der Bahnstrecke, die ursprünglich näher an den Ort herangeführt werden sollte, weil er seine Ländereien nicht von der Bahn durchtrennt wissen wollte. Als ehemaliger Gemeindevorsteher hatte er seinen Einfluß wohl geltend gemacht. Seinerzeit war dies für die Bahnbenutzer keine gute Entscheidung. Heute kann man es - sieht man auf die Entwicklung Steinfelds - als eine damals weitsichtige Entscheidung deu-



ten. Nach dem Verkauf entstand an der heutigen Bahnhofstraße Wohnbebauung; als erster baute August Bergmann dort seinen Kohle- und Bierhandel (siehe Heimatblatt Juni 1999).

Der Hof Wilking stand etwa in der Nähe des heutigen Wohnhauses des Architekten Georg Tanklage. An den Hof erinnert heute nur noch die Straßenbezeichnung „Wilking Hof“. Der Heimatverein Steinfeld hat jetzt als Erinnerung an die Hofstelle, den kürzlich von Heimatfreund Josef Willenbrink gefundenen Grabstein der 1871 verstorbenen Wilking-Ehefrau Anna Maria Cäcilia Oesting, auf dem Tanklage-Grundstück aufgestellt.

*Jürgen Kessel*

## Dr. Franz August Böcker (1856-1935)

### Geschichtsschreiber und Erforscher der Bohlenwege

Schon im Reife-Zeugnis wurde seine spätere Vorliebe für die Geschichte erkennbar; darin heißt es: „In der Geschichte erstrecken sich seine Kenntnisse über das ganze Gebiet dieser Wissenschaft, über die er eine im ganzen klare auf sichere chronologische Kenntnisse gestützte Uebersicht sich angeeignet hat“. Dabei hatte der am 12. August 1856 geborene Franz Böcker in seiner Kindheit die Härten des Lebens zu spüren bekommen.

### Kindheit und Jugend

Seine Mutter Maria Elisabeth Lagemann war 39-jährig gestorben; nur fünf Jahre später starb sein Vater Clemens, auch erst 50 Jahre alt, und ließ sechs Vollwaisen zurück. Von 1864 an waren die Colonen Lagemann aus Reselage und Brinkhoff aus Osterdamme Vormünder des erst 7-jährigen Franz und seiner fünf älteren Geschwister, ehe sein Bruder Friedrich 1867 mit dem Haupterbe auch die Betreuung der Geschwister übernahm; in einem beim Amtsgericht hinterlegten Vertrag verpflichtete er sich, „seine Geschwister bis zu deren Großjährigkeit im elterlichen Hause wohnen zu lassen, selbe standesmäßig zu alimentiren, in gesunden und kranken Tagen zu pflegen“ und sich um ihren „gewöhnlichen Schulunterricht“ zu kümmern. Weitergehende Berufsziele mußten die Geschwister aus ihrer jeweils 1500 Reichstaler umfassenden Abfindung selbst bestreiten, die ihnen von den Eltern im Testament zugedacht worden war. Die Familie war von dem aus Lohne stammenden Urgroßvater Franz (1744-1810) begründet worden, der als Kapitän die Weltmeere befahren hatte, ehe er sich 40-jährig in Damme auf einer Markköttereierie niederließ und 1785 Anna Maria Schröder heiratete. Sowohl der Großvater Johann Bernhard Franz (1785-1855) als auch der Vater Clemens Friedrich Anton (1814-64), der zudem das Amt des Auktionators für die Gemeinde Damme innehatte, besaßen eine staatliche Schanklizenz als Gastwirte und waren auch als Kaufleute tätig.



## Ausbildung und Schuldienst

Trotz der schwierigen Familiensituation nach dem frühen Tod der Eltern wurde es Franz ermöglicht, 1874-76 die Realschule I. Ordnung in Münster zu besuchen; am 18. September 1876 konnte der 20-jährige die Schule mit dem Reife-Zeugnis verlassen, um das „Studium der neueren Sprachen“ aufzunehmen. Als Studienorte werden Münster, Bonn und Löwen genannt. Der Student schloß sein Studium mit der Promotion zum Dr. phil. ab.

Im Juli 1880 wurde er von der Ober-Ersatz-Kommission des Aushebungsbezirks Vechta „als dauernd untauglich zum Dienst im Heere und in der Marine“ vom Militärdienst freigestellt und konnte sich ganz auf seine Berufsausbildung konzentrieren. Am 5. September 1881 erhielt er das Ausbildungszeugnis des preußischen Provinzialschulkollegiums in Koblenz. Mit den Fächern Französisch, Englisch und Mathematik trat er eine Stelle als „Reallehrer“ in Düsseldorf an.

Franz Böcker hatte sich zwischenzeitlich mit Agnes Rüschen-dorf (1859-1919) verheiratet, die vom Sandermannshof stammte. Aus der 1881 geschlossenen Ehe gingen zwei Kinder hervor: Franz (1885-1941, Dr. phil., zuletzt in der Reichsgetreidekammer in Oldenburg) und Agnes (1894-1974, seit 1921 verheiratet mit Dr. med. Paul Kockelmann).



*Dr. med. Paul Kockelmann,  
Schwiegersohn des Dr. Böcker.*

Anfang August 1882 gab der Junglehrer seinen Wohnsitz in Düsseldorf, Schadowstr. 60 auf und kehrte mit seiner Frau in seinen Geburtsort Damme zurück. Schon 1884 übernahm er dort die Leitung der seit 1866 bestehenden Bürgerschule, der er 25 Jahre vorstehen sollte. In dieser Zeit sorgte er dafür, daß die Dammer Schule die Anerkennung als Rektoratsschule erhielt. Damit konnten die Schüler in fünf Jahren die Berechtigung zum Übergang auf die Untersekunda eines Gymnasiums oder zum einjährigen freiwilligen Militärdienst erwerben. Den Eltern konnten mit dieser längeren Verweildauer in Damme Kosten für eine externe Unterbringung im Internat erspart werden; den Absolventen stand zudem die Laufbahn als Reserveoffizier offen.

### Soziales Engagement

Da er die Höfe seiner Frau - u.a. den 1769 erbauten und 1953 nach Blitzschlag niedergebrannten Meierhof in Rüschenndorf - nicht selbst bewirtschaftete, sondern sie verpachtet hatte und sie nur verwaltete, konnte sich Böcker ganz auf die Schule, seine historischen Studien und seine ehrenamtlichen Tätigkeiten konzentrieren. So zeigte sich ganz früh sein soziales Engagement beim Dammer Waisenhaus St. Antonius-Stift, zu dessen Gründungskomitee er zählte. Nach nur vierjährigem Vorlauf konnte es als erstes Waisenhaus im Großherzogtum schon im Mai 1886 seiner Bestimmung übergeben werden. Den Reinertrag seines ersten Buches, das er dem Landesherrn, dem Großherzog Nicolaus Friedrich Peter von Oldenburg, gewidmet hatte, ließ er dem Waisenhaus zukommen.

### Historische Studien

Diese „*Geschichte von Damme und des Gaus Dersaburg*“, sein Hauptwerk mit 248 Seiten, erschien 1887 (und wurde 1980 auf Initiative seines Enkels nachgedruckt). Das Buch hat fast hundert Jahre die örtliche Geschichtskennntnis bestimmt und geprägt. Böcker riß darin neben einer Zusammenfassung der geschichtlichen Entwicklung in einem bunten Bilderbogen die verschiedensten Themen an; nicht immer erscheint allerdings die Bezeichnung der Herkunft seines Materials. So ist von der Schützengesellschaft ebenso die Rede wie von Waisenhaus und Bürgerschule. Auch werden die umliegenden Gemeinden, soweit sie zum Gau Dersaburg gehörten, und der Dümmer gestreift. Statistisches (münstersche Hofstellen, Einwohner der Gemeinde 1875) wird



ebenso aufgeführt. Selbst Sagen und Gedichte, die sich mit Damme beschäftigen, hat Böcker aufgenommen. Das erste Gedicht nimmt Bezug auf den „Mäßigkeitsfeldzug“ von Johann Mathias Seling, der den bekannten „Mäßigkeitsapostel“ im Februar 1844 auch nach Damme führte. Das war ein Mann ganz im Sinne Böckers, der wie einige andere Honoratioren der Gemeinde aus seiner Abneigung gegen das rheinische Karnevalstreiben keinen Hehl machte. Die beiden anderen Damme-Lieder stammen aus der Feder des Amtseinnehmers Josef Anton Salen (s. Jahrbuch OM 2000) und treffen mit ihrem pathetischen Grundton Böckers positive Einstellung zu seiner Heimatgemeinde. In einem Anhang druckte Böcker eine Reihe von Dokumenten ab, die die Ortsgeschichte von 785 bis 1817 berühren.

Seine ans Ende gesetzten 24-seitigen Überlegungen zu „Damme als mutmaßlicher Schauplatz der Niederlage der Römer im Jahre 9 n. Chr. und der Germanen im Jahre 16 n. Chr.“ nehmen römische Darstellungen, Münzen und andere archäologische Funde zum Anlaß „für Barenau und das an Damme angrenzende große Moor als Ort der



*Dr. Böcker (mit weißem Hut in der Hand) 1887 auf dem Dievenmoorboblenweg mit Professor Knoke, Osnabrück.*

großen Katastrophe“ einzutreten. Hierhin folgte Böcker auch den Osnabrückern K. G. W. Lodtmann (1753), J. Möser (1768) und J. E. Stüve (1789), die Mommsen den Weg bereiteten.

Das alles ergänzte Böcker; 1887 kamen seine erweiterten Überlegungen als eigene Schrift mit etwas abgeändertem Titel heraus: „*Damme als der mutmaßliche Schauplatz der Varusschlacht, sowie der Kämpfe bei den >pontes longi< im Jahre 15 und der Römer mit den Germanen am Agrivarierwalle im Jahre 16*“ (72 Seiten, 2 Tafeln, Nachdruck 1984). Sie war nicht nur das Ergebnis seiner Beschäftigung mit dem nicht immer verlässlichen Tacitus; sie entstand auch als Reaktion auf den 1885 veröffentlichten Aufsatz von Theodor Mommsen über „Die Örtlichkeit der Varusschlacht“. Mommsen hatte im Januar 1885 die Diskussion um die Varusschlacht mit einer Sichtung der Fakten bereichert; sein Bericht für die Berliner Akademie der Wissenschaften wurde im März als selbständige Schrift gedruckt. Auf 64 Seiten setzte er sich mit den bisher vorliegenden Nachrichten und Befunden (H. Hartmann, 1876, 1880; F. v. Alten, 1879; P. Höfer, 1884) auseinander; außerdem veranlaßte er den Leiter des Berliner Münzkabinetts zur Überprüfung des 226 Einzelstücke umfassenden Münzschatzes der Erblanddrosten zu Barenau. Das brachte Mommsen dazu, das Kampfgeschehen in der Gegend nördlich von Osnabrück für am wahrscheinlichsten zu halten.

Mit Mommsen und anderen Experten (Dr. Wermat aus Chemnitz, Suddendorf aus Hilter bei Neuenhaus) trat Böcker deswegen brieflich in Kontakt, um sich mit ihnen auszutauschen und sie zu Ortsbesichtigungen zu bewegen. Böckers unerfüllte Hoffnung blieb die Entdeckung des römischen Adlers der besiegten Heeresabteilung als endgültiger Beweis für seine Festlegung des Ortes der Varus-Schlacht in das Gebiet zwischen Venne, Barenau und Damme. Er hielt diese Schlacht auch für das Ende des Versuchs „die Herrschaft der Römer“ hier zu etablieren. Ganz sicher war sich Böcker, daß schon der Ortsname Damme als Schauplatz der Niederlage der Germanen im nachfolgenden Rache-Feldzug des Germanicus auswies.

### Archäologische Grabungen

Die Ausführungen in dem neuen Buch waren vor allem auch die Folge von Funden im Dievenmoor, die Oberleutnant Maximilian A. V. Morell um 1855 sowie Oberamtsrichter C. A. Kreymborg und auch Böcker selbst in den Jahren 1885-87 gemacht hatten. Dieser an der ab 1826 ent-





standenen Straße von Damme nach Hunteburg freigelegte und schon 1817 von Nieberding erwähnte Bohlenweg (XXV Pr) stammt, wie wir nach den Grabungen nach 1979 inzwischen wissen, schon aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert. Diese Grabungsarbeiten wurden von Böcker - z.T. mit Regierungsauftrag - in den Jahren 1891-93 u.a. mit Sanitätsrat Dr. Hermann Hartmann fortgesetzt; das geschah in mühsamer Handarbeit und wurde von Böcker weitgehend privat finanziert. Die Funde kamen zunächst in Verwahrung in das großherzogliche Museum nach Oldenburg. So wissen wir aus einer Postkarte vom 27. Juli 1887, die der Museumsleiter Wiepken an Böcker sandte, daß ausgegrabene Bohlen und Pfähle zusammen mit einem Rentier-Geweih, das Böcker dem oldenburgischen Landesarchäologen Friedrich von Alten überlassen hatte, von dem Dümmerlohauser Fuhrmann Franz Nienaber überbracht worden waren. Ein Stück dieses Bohlenweges überließ man dem Berliner Museum für Verkehr und Technik; es wurde dort bis 1904 in einer großen Moorausstellung gezeigt und erzielte als Teil der Präsentationen des deutschen Hauses auf der Weltausstellung in St. Louis 1904 eine Goldmedaille. Weitere Teilstücke des Bohlenweges gelangten 1906 in die Verkehrsabteilung des Deutschen Museums in München und 1984 an das Verkehrsmuseum in Dresden.

Ein unbekannter Cloppenburgler hat den Dammer „Bohlenweg-Pionieren“ mit seinem 32-Strophen-Gedicht „Der Bohlendamm“ in der am 5. August 1893 veröffentlichten Beilage zum General-Anzeiger für Oldenburg ein eigenwilliges Denkmal gesetzt; die Frage der Errichtung eines Hermannsdenkmals hat er dabei auf humorvolle Weise ganz im Sinne Böckers und seiner Mitstreiter entschieden; die letzten Strophen lauten:

(...) Drei gelehrte Leut in Damme,  
 Enkel vom Cheruskerstamme  
 Zogen aus dem Tacitus  
 Für des Denkmals Platz den Schluß:  
 „Es muß stehn bei Damme!“

Alles paßte hier zum Ganzen!  
 Hüensteinen, alte Schanzen,  
 Berge, Sümpfe, Wald und Feld,  
 Ja, selbst röm'sches Silbergeld  
 Wurde hier gefunden!

Eins nur fehlte in dem Kreise  
Dieser schlagenden Beweise  
Der berühmte Bohlendamm!!  
Wenn der nicht zum Vorschein kam,  
Hat man sich blamoren!

Bei des Diven-Moores Pfützen  
Tag für Tag die Forscher sitzen,  
Bohren in den Untergrund,  
Bis zuletzt ein Knüppelfund  
Ihre Mühe lohnet!

Freigelegt von Moormelasse  
Glänzt aufs neu die Römerstraße,  
Welche Hermann, Deutschlands Held  
Schickte in die Unterwelt  
Samt dem Römerheere!

Welt! erzähl es deinen Kindern!  
Damme setz den Bohlenfindern  
Dankbar bald ein Monument,  
Denn das Hermannsdenkmal könnt  
Doch dir ferne bleiben!

### „Erinnerungen eines Rom-Pilgers“

1889 hat Böcker ein weiteres Buch veröffentlicht; es kam, wie die beiden Schriften aus den Vorjahren, beim Verlagsbuchhändler J. P. Bachem in Köln heraus (52 S., 1 Abb.). Am 10. April 1888 hatte er sich vom Amt Vechta einen Reisepaß ausstellen lassen; einen Monat später befand sich der 31-jährige in Gesellschaft vieler Pilger auf dem Weg nach Rom. Böcker gehörte zur zweiten deutschen Pilgergruppe, die in Frankfurt a.M. zur Feier des 50-jährigen Priesterjubiläums des amtierenden Papstes Leo XIII. aufbrach. Der Leiter dieser Gruppe, Karl Fürst von Löwenstein, dankte Böcker am 27. April 1889 in einem persönlichen Handschreiben aus Prag für die Übersendung eines Exemplars dieser „Erinnerungen“ in der Hoffnung, daß „die Schrift allen Pilgern zum Kauf angeboten würde“. Das Buch wurde tatsächlich später in viele Sprachen übersetzt; da das aber ohne Namensnennung ge-



schah, kam der Autor nicht in den Genuß eines Honorars für die verkauften Exemplare. Wie das geschehen konnte, ist bislang ungeklärt. Nach einem von überschwänglicher Begeisterung getragenen Vorwort, in dem auch die von ihm bei der Abfassung benutzten Bücher genannt werden, folgt ein knapper sachlicher Bericht über die Anfahrt der Pilgergruppe und eine Auflistung der in Rom besuchten Sehenswürdigkeiten; hier referiert der Autor lediglich das Gesehene. In diesem ersten Teil gibt er nur vereinzelt seine Zurückhaltung auf: *„Aber so schön die Kirchen Rom's sind, so unangenehm berührt einen Norddeutschen das Treiben der Bettler vor den Thüren, welche die Gläubigen oft geradezu belästigen“*. Der Hinweis auf das erfolgte Gebet für eine Genesung des todkranken Kaisers Friedrich III. ist einer der wenigen aktuellen Bezüge.

Erst nachdem er die Glanzpunkte des *„christlichen“* und *„heidnischen“* Roms eher im Stile eines Tourismusführers abgehandelt hat, gibt Böcker in einem zweiten Teil Einblick in seine Erlebnisse und Empfindungen als Person und Mitglied der Gruppe. Ein eigenes Kapitel widmet er der von Papst Leo XIII. am 13. Mai 1888 für die Pilgergruppe gehaltenen Messe und der am Nachmittag folgenden Audienz. Von der Ansprache des Papstes beeindruckte Böcker gerade auch die Passage über die *„Leiden, welche die Deutschen im Culturkampfe erleiden“*, ohne ihre *„Treue und Anhänglichkeit“* an die Papstkirche aufzugeben. Böckers persönliches Fazit: *„Ich bin Zeuge des Dombaufestes in Köln gewesen, wo Kaiser Wilhelm, umgeben von den deutschen Fürsten und seinen Paladinen, in der ganzen Herrlichkeit eines mächtigen Fürsten erschien, eines Festes, wie es einzig in der Geschichte dasteht, aber was war es im Vergleich zu der einfachen Feier in der Sixtinischen Kapelle?!“* Gerade die am Nachmittag gewährte Audienz war für ihn *„das reinste Familienfest“*. Besonders geht Böcker auf die auf Französisch geführten kurzen Gespräche Leos XIII. mit einigen Pilgern ein, die alle eine Plakette mit einem Bild des Papstes als Geschenk erhielten.

Danach kehrt Böckers Schilderung zur Sachlichkeit zurück, wenn er über den weiteren Verlauf des Aufenthalts in Italien berichtet. Jetzt hatten die Pilger noch Gelegenheit, ihre Eindrücke in Rom in den bevorstehenden Pfingstfeiertagen zu vertiefen. Das war auch der Zeitpunkt, zu dem Böcker seinen schon wenigstens ein Jahr bestehenden Kontakt zum US-amerikanischen Botschafter am italienischen Königshof durch einen persönlichen Besuch intensivieren konnte. Ob

Böcker im Zusammenhang mit seinen archäologischen Grabungen die Verbindung zu dem aus Sierhausen stammenden Johann Bernard Stallo, seit 1886 auf dem Botschafterposten in Rom, knüpfte, muß offen bleiben. Erhalten hat sich lediglich ein Briefumschlag; der dazugehörige Brief ist verloren.

Böcker unternahm danach noch einen Abstecher nach Neapel, Capri und Pompeji; von hier aus hat er am 18. Mai 1888 auch eine Karte nach Hause geschickt, die erhalten geblieben ist. Darin ist von der bevorstehenden Rückreise die Rede; in Loreto, Assisi, Padua, Florenz, Mailand und Venedig wurde die Bahnreise dann noch einmal für die Pilger unterbrochen.

Am Schluß des Buches druckte Böcker noch im Wortlaut die Ansprachen ab, die die Kardinäle Hergenröther und Melchers während des Aufenthaltes in Rom vor der Pilgergruppe am 12. Mai hielten. Während Hergenröther auf eindringliche Weise in einer bilderreichen Sprache den Pilgern die Person des Papstes näherzubringen versucht, ist Melchers Ansprache kürzer und politischer. Paul Melchers, bis 1866 Bischof von Osnabrück und danach Erzbischof von Köln, ging in deutlichen Worten auf den kirchenpolitischen Zustand im Deutschen Reich ein; neben seiner Klage über das revolutionierte und verweltlichte Rom sprach der Kardinal über die vom Kulturkampf geprägten Zustände in Deutschland, die für ihn ganz von Unglauben und Liberalismus bestimmt waren.

Italien muß Böcker gut gefallen haben; anhand vorhandener Korrespondenzen lassen sich im April 1913 eine Sizilien-Reise und im April 1925 ein Venedig-Aufenthalt nachweisen.

Die Rom-Reise hat Böcker auch veranlaßt, später weitere heilige Stätten aufzusuchen. Im September 1891 hielt er sich in Trier auf, um den dort ausgestellten Heiligen Rock zu besichtigen. 1894 unternahm das Ehepaar in Erwartung eines weiteren Kindes eine Wallfahrt ins südfranzösische Monteligeon; eine aufgestellte Marienstatue auf der Rückseite des Sandermannshofs ist Ausdruck dafür.

### Aktivitäten im Gemeindeleben

Böcker, der zeitlebens im sog. Schröderschen Haus (Große Straße 23) in Damme wohnte, spielte im Kirchspiel und den Bauerschaften eine besondere Rolle. Er war zeitweise im Gemeinderat und stellvertretender Bürgermeister, vertrat auch die Gemeinde beim Amt Vechta. Dar-





über hinaus bekleidete er viele Ehrenämter und war als Festredner sehr beehrt. Seine Verankerung im Gemeinde- und Vereinsleben zeigt schon die Tatsache, daß er zweimal Schützenkönig war (1889, 1905). Als Mitglied des Vorstandes hatte Böcker 1888 bei C. H. Fauvel in Vechta eine 50-seitige Festschrift drucken lassen: „*Zur 50jährigen Jubelfeier. Geschichte des Dammer Schützenvereins von 1838-1888*“, um die Bedeutung der Neugründung nach außen zu unterstreichen. Die 6-seitigen chronikalischen Hinweise gehen nur wenig über die im Kapitel 13 gemachten Bemerkungen zur Dammer Schützen-Gesellschaft hinaus, die sich in seinem 1887 veröffentlichten Buch finden. Neben der Liste der Schützenkönige und der Mitglieder nehmen die 1872 erneuerten Statuten den meisten Raum ein; die Hälfte der Festschrift wurde mit Liedern gefüllt, die damals zum Vereinsalltag gehörten (Unser Verein, Festspruch, Vor dem Ausmarsch, Unser Schützenfest, Lied der Schützen, Einem Schützenbruder am Tage der Vermählung), der Heimatgemeinde gewidmet waren (Damme, Aus der Ferne) oder dem Land Oldenburg galten (Blau und Roth, Dem Landesvater).

Er gehörte auch als „Vizepräsident“ zu den Gründungsmitgliedern des damals noch „Verschönerungsverein“ genannten Heimatvereins; am 27. September 1897 hatte man sich im Restaurant Bollmann zusammengefunden. Der Amtseinnehmer Lange wurde der erste Vorsitzende, Heinrich Leiber fungierte als Kassierer, Friedrich Mähler und Christoph Ricking waren Schriftführer. Ein wesentliches Anliegen des Vereins sollte es sein, dafür zu sorgen, daß im Zuge der geplanten Anbindung Dammes an das oldenburgische Eisenbahnnetz „*die schönsten Aussichten und die lohnendsten Ansichten*“ der Dammer Berge „*von Fremden vielfach aufgesucht werden*“; insofern ist es nicht verwunderlich, daß die örtlichen Hotelbesitzer Gillmann und Robert als Beisitzer bei der Vereinsgründung mit von der Partie waren.

Am 2. Mai 1900 empfing Böcker ein Dankestelegramm aus Rom, in dem der angeschriebene Großherzog Peter gegenüber der Tags zuvor am neuen Bahnhof versammelten Festgemeinde seinen Dank für ihr Grußwort übermitteln ließ; er gab darin auch seiner Gewißheit Ausdruck, „*daß die Bahn Damme vielen Aufschwung bringen wird*“. Ob und inwieweit sich Böcker für den Gleisanschluß eingesetzt hat, muß offen bleiben.

1899 war Böcker als Vizehauptmann der Dammer Feuerwehr wiedergewählt worden; ob er von Anfang an dem Vorstand angehört hatte,





*Das älteste Gruppenfoto der Freiwilligen Feuerwehr Damme wurde wahrscheinlich im Jahre 1898 aufgenommen. Im Hintergrund sieht man noch die Kirche, die 1904/1906 abgebrochen wurde. (Böcker im Vordergrund 2. v. l.)*

läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Seit 1903 wird er als Ehrenmitglied der Feuerwehr geführt.

Besonders seit seinem 1909 erfolgten Ausscheiden aus dem Schuldienst konnte sich der zu diesem Zeitpunkt 53-jährige Böcker in den ihm noch vergönnten 25 Jahren dann ausgiebig den örtlichen Angelegenheiten widmen.

Böcker hatte am 31. Oktober 1903 die Rede bei der Grundsteinlegung für eine Kapelle in Rüschenndorf gehalten. Seine Verbundenheit mit dieser Bauerschaft wird auch daran deutlich, daß er mit seiner Frau das Gelände für die Rüschenndorfer Kapelle zur Verfügung stellte. Das wird auch in der Abmachung deutlich, die am 3. September 1923 mit dem Kapellenausschuß und dem Offizialat getroffen wurde. Darin wurde vereinbart, daß Böcker 0,4 ha Ackerland zur Anlegung eines Friedhofs bereitstellte; im Gegenzug erhielt er für seine Familie dort eine dauernde Grabstätte.



Vor dem 1903 erfolgten Abbruch der alten Dammer Kirche verfaßte Böcker eine Denkschrift, um in die Verhandlungen einzugreifen, die sich um die Frage drehten, ob man sich für einen An- oder einen Neubau entscheiden sollte; den 15-seitigen Druck der „*Gedanken eines Laien über den Dammer Kirchenbau*“ ließ er auf eigene Kosten von der Schulzeschen Hof-Buchdruckerei Oldenburg besorgen. Böcker bezog für den Anbau Position: „*Der Erweiterungsbau der Dammer Kirche ist ein dringendes Bedürfnis und zwar sowohl aus inneren Gründen, die das kirchlich-religiöse Leben kennzeichnen, wie auch aus äußeren, welche sich auf die Kirche als monumentales Bauwerk beziehen*“. In teils ironischer („*Die Gläubigen sitzen eingepökelt wie die Heringe*“), teils drastisch offener Weise („*Ich erinnere nur an das Gedränge bei dem Beichtstuhle, an die Störung des Gottesdienstes, wenn die Beichte gehört wird, an die Erregung, welcher man sich leicht hingeben kann, wenn man dort gestoßen und gedrängt wird. Frauen und Mädchen muß hier zwischen den Männern oft die Schamröte in das Gesicht getrieben werden. Welch unangenehme Szenen bilden sich häufig bei dem Zutritte zu dem Tische des Herrn!*“) listete Böcker in „*unserem einförmigen Baue*“ die Unzulänglichkeiten der damaligen Situation auf, die nach seiner Einschätzung die persönliche Sicherheit der Kirchenbesucher, deren Gesundheit und das Wohlbefinden beeinträchtigten. Einen Neubau, „*der Größe und Wohlhabenheit der Dammer Gemeinde entsprechend*“, der aber nach seinen Erhebungen eine Viertel Million Mark erforderte, hielt er auch wegen der geschwächten Finanzkraft der Gemeinde (Abpfarrung Osterfeines 1865; Kapellenbau Rüschenhof 1904/5) für nicht durchführbar. Der Anbau, der aus Böckers Sicht durch die bereits freiwillig gezeichneten 40.000 Mark der Kirchenmitglieder und eine Bürgschaft der Gemeinde in Höhe von 30.000 Mark zu schaffen war, trug auch der Meinung der Mehrheit der Gemeindeglieder Rechnung, die nach Darstellung Böckers einen vollständigen Abriß ablehnte. „*Jedenfalls hat die Gemeindevertretung Anspruch darauf, daß sie bei dem Baue durch beratende und wenn möglich, durch beschließende Stimmen wenigstens in der Minorität vertreten ist*“. Mit dieser bemerkenswerten Forderung hat sich Böcker nicht durchgesetzt. Die alte Kirche wurde abgerissen, von 1904-1906 wurde ein neugotischer Bau errichtet; nur der erhaltene spätromantische Turm, heute das Wahrzeichen der Stadt, konnte Kritiker wie Böcker mit der durchgeführten Lösung halbwegs versöhnen. Daß sich Böcker auch sonst als streitbarer Geist erweisen konnte, zeigt das am 9. Januar 1906 gefällte Urteil des Oberlandesgerichtes Celle



zugunsten Böckers und seiner Mitstreiter. Das preußische Finanzministerium hatte dem Gastwirt August Schomaker aus Dümmerlohau- sen und dem Heuermann Heitkamp aus Rüschen- dorf die seit 1901 stattfindende Nutzung der Dobben als Heuwiesen auf der Oldenburger Seite am Dümmer durch das Landgericht Osnabrück verbieten wollen. In den nächsten Instanz wurde Böcker an der Seite seines Pächters Heitkamp zum Prozeß zugelassen. Die Ortsbesichtigung im August 1905 brachte die Entscheidung: Das Gericht erkannte den An- wuchs am Westufer, so wie es die Staatsverträge von 1817 und 1842 zwischen Hannover und Oldenburg vorsahen, als tragfähigen Olden- burger Boden an, verneinte eine Zuständigkeit des Osnabrücker Ge- richts und gestattete den Beklagten die landwirtschaftliche Nutzung. Ansonsten wird von Böcker berichtet, daß er Paul von Hindenburg ge- kannt hat, der 1896 erstmals in Damme gewesen war, nämlich zur Beer- digung seines Regimentskameraden Morell. Seit 1917 bestand im Hotel Robert ein „Hindenburg-Winkel“; 1925 beglückwünschte Böcker zu- sammen mit anderen Dammer Honoratioren diesen zur Wahl zum Reichspräsidenten.

Am 26. Juni 1935 starb Franz Böcker, seit 16 Jahren Witwer, in Damme.

*(Ich danke F. Böckers Enkel, Herrn Franz-Heinz gr. Sandermann aus Rüs- schendorf, für die Überlassung zahlreichen Materials aus seinem Privatar- chiv und für vielfältige Hinweise.)*

#### Literatur :

- 100 Jahre St. Antonius-Stift Damme 1886-1986, Damme 1986.-  
 Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland 13, 1990 (Fansa/Schneider).-  
 Heinz Bell (Hg.), Von der Bürgerschule zur Realschule 1866-1966, Damme 1966.-  
 Damme. Eine Stadt in ihrer Geschichte, Sigmaringen 1993 (Karrenbrock).-  
 Wolfgang Dorfmueller (Hg), 100 Jahre Freiwillige Feuerwehr Damme, Lohne 1991. -  
 Heimatblätter 68.5, 18.11.1989 (gr. Sandermann); 77.3, 13.06.1998 (Friemerding). -  
 Oldenburgische Volkszeitung, 27. 09.1897.-  
 Osnabrücker Mitteilungen 15, 1890 (Philippi), 17, 1892 (Pfeffer) 18, 19, 1893,1894 (Hart-  
 mann), 21, 1896 (Plathner).-



*Bruno Hubnt*

## Untersuchung zum Um- und Erweiterungsbau der Pfarrkirche St. Gertrud in Lohne in den Jahren 1890-92

Wie das Thema ausweist, geht es in diesem Aufsatz um Detailfragen in drei Jahren der Baugeschichte der Pfarrkirche St. Gertrud. Diese mögen dem Leser nebensächlich und unwichtig erscheinen; sie sind es aber nicht, denn die Untersuchung wird Erkenntnisse über den Grad der Verlässlichkeit von Sekundärliteratur in der Regionalgeschichte vermitteln, über Ungenauigkeiten und Irrtümer in Berichten über Ereignisse, die mit gerade etwas mehr als 100 Jahren zeitlichem Abstand doch eigentlich leicht zu klären sein müßten. Weiter wird deutlich, wie auch in namhaften Handbüchern Fehler kopiert werden und damit wesentlich zu einer Verfestigung einmal eingeschlichener Irrtümer beigetragen wird. Die hier vorgelegte kurze Studie zeigt somit auf, wie unverzichtbar und unersetzlich die exakte Arbeit vor Ort, an den Quellen in den Archiven, ist. Es geht also in diesem Artikel neben dem notwendigen Interesse, für die Pfarrkirche St. Gertrud in Einzelpunkten aus der Fülle von „Angeboten“ die richtigen Fakten zu ermitteln, auch und nicht zuletzt um die Entdeckerfreude des Heimatforschers, der herauszufinden sucht, was die häufig noch nicht hinreichend ausgeschöpften Materialien vor Ort noch an Informationen bieten. So können die Lokalhistoriker den Verfassern von Handbüchern, die unmöglich überall vor Ort arbeiten können, in Detailfragen wertvolle Hilfe leisten.

Bevor wir uns der für die Untersuchung relevanten Bauphase 1890-92 zuwenden, soll kurz über die Vorgängerbauten von St. Gertrud und über die beiden ersten Bauphasen der heutigen Kirche berichtet werden.

Lohne ist um 800 wahrscheinlich von Visbek aus missioniert worden<sup>1</sup>, und es ist anzunehmen, daß die erste Kirche, wie es damals üblich war, aus Holz gebaut wurde. Erstmals wird im Jahre 1221 eine Kirche erwähnt. Diese Kirche ist im Laufe der Jahrhunderte immer wieder er-

weitert worden, weil sie sich für die wachsende Bevölkerung als zu klein erwies.<sup>2</sup>

Die heutige Kirche wurde im 19. Jahrhundert errichtet, nachdem die alte Feldsteinkirche abgerissen worden war. Es ist besonders das Verdienst von Pastor Bernhard Heinrich Topp, der für den Kirchbau 8.800 Reichstaler stiftete, daß in den Jahren 1815-1818 eine große klassizistische Wandpfeilerkirche gebaut werden konnte. Baumeister war der herzoglich-arenbergische Hofbaumeister August Reinking (1776-1819). Von 1835-1837 wurde der 52,9 m hohe Kirchturm errichtet. Die Ausführung übernahm Hofbaumeister Josef Alexander Niehaus (1802-1864), der sich bei der Gestaltung an dem Plan des verstorbenen Hofbaumeisters Reinking orientierte.

Bis zu diesem Zeitpunkt ist die Baugeschichte von St. Gertrud, die hier nur skizziert werden konnte<sup>3</sup>, durch Quellen gesichert und unumstritten. Das gilt jedoch nicht für den Um- und Erweiterungsbau von 1890-92.



*Zeichnung der Kirche St. Gertrud, angefertigt 1860 vom Strafanstaltsaufseher F. Böckmann aus Vechta.*

### St. Gertrud vor dem Um- und Erweiterungsbau

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts ergab sich wieder die Notwendigkeit, die Kirche zu vergrößern, da sie die wachsende Zahl der Gottesdienstbesucher nicht mehr aufnehmen konnte. Pastor Holzenkamp wandte sich in mehreren Schreiben an den Bischöflichen Official in



Vechta mit der Bitte, einer Vergrößerung der Kirche zuzustimmen. Er wies dabei auch darauf hin, daß es für die vier Geistlichen nur einen Altar gebe. Es fehle in der Kirche der Platz für Seitenaltäre.

Am 14. Januar 1889 richtete der Bischöfliche Official Anton Stukenborg an den Bischof von Münster, Hermann Dingelstad, ein Schreiben mit der Bitte, den beabsichtigten Vergrößerungsbau zu genehmigen.<sup>4</sup> Nach Vorlage der Genehmigung konnte der Bau im folgenden Jahr beginnen. Am 13. Januar 1890 teilte der Kirchenvorstand dem Bischöflichen Official in einem Schreiben mit, daß die Ausverdingung, d.h. die Ausschreibung, erfolgt sei.

Den Um- und Erweiterungsbau beschreibt Bernhard gr. Klönne<sup>5</sup> wie folgt: *Baumeister Hilger Hertel aus Münster erstellte den Plan für den 1891/92 durchgeführten Anbau einer romanischen Chorapsis mit zwei Türmen. Die beiden den Chor flankierenden Osttürme waren aus künstlerischer Perspektive erforderlich, um dem langgestreckten Hallenbau die Eintönigkeit zu nehmen. An den Stirnseiten des zum Kirchenraum erweiterten bisherigen Chores war nun Platz für zwei Seitenaltäre.*

*Die Außenwände des verhältnismäßig zu niedrigen Kirchenraumes wurden höhergezogen und oben durch eine äußere Säulengalerie mit blinden Fenstern unterhalb des Dachansatzes abgeschlossen.*

*Der Einbau größerer, dem romanischen Stil angepaßter Fenster brachte mehr Licht in den bisher dunklen Innenraum. Das im Verhältnis zur Chorapsis flache Gewölbe im Langhaus ließ sich jedoch nicht mehr beseitigen.*

*Zur Verdeckung der Flickarbeiten wurden die Außenwände der Kirche mit einer Einsteinmauer aus Steinen der alten Kirchenziegelei neu eingefasst.*

*Die mit großem künstlerischem Sachverstand vorgenommenen Veränderungen verbesserten erheblich den Gesamtanblick der Lobner Kirche St. Gertrud, auch wenn der Westturm nun wieder im Verhältnis zum Langhaus und zur Chorapsis zu klein erscheinen mag.*

*Nach Berichten Lobner Bürger war Dechant Holzenkamp fast täglich auf den Baugerüsten zu sehen, um sich selbst über den Fortschritt der Bauarbeiten zu informieren. Für die Finanzierung der Kosten suchte er im Rahmen einer Haussammlung fünf Jahre hindurch jede Familie der Gemeinde auf.*

Diese Darstellung deckt sich jedoch nicht mit den Angaben in den Handbüchern und in der relevanten Fachliteratur. Wir finden dort widersprüchliche Angaben, was den Architekten, die Bauleitung und die Bauzeit betrifft:

- So liest man im „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler Bremen/Niedersachsen“ unter dem Stichwort „Lohne St. Gertrud“ auf S. 864: „...der Chor 1891/92 von H. Flügel, Bremen, in frühgotischen Formen erweitert sowie das Langhaus erhöht, Chorflankentürme 1898.“
  - Diese Angaben werden in einer umfangreicheren Darstellung in dem 1993 erschienenen Werk „Westfalen in Niedersachsen“ auf S. 129 übernommen.
  - Im Handbuch „Die Katholische Kirche im Oldenburger Münsterland“ findet sich auf S. 533 die folgende Version: „...neugotische Chorapsis und zwei Osttürme erbaut 1891/92 nach Plänen von Hilger Hertel d.Ä. (Münster).“
  - Demgegenüber werden im Handbuch „Das Bistum Münster“, Bd. 3, auf S. 749 die folgenden Angaben gemacht: „...Chorapsis und zwei Osttürme 1891-92, H. Hertel der J., Münster.“
  - In ihrer 1996 erschienenen Dissertation über die Sakralbauten der Baumeisterfamilie Hertel im Bistum Münster nennt Ursula Markfort nur einmal - auf S. 323 - St. Gertrud Lohne (Restaurierungs- und /oder Erweiterungsbauten) ohne Angabe der Bauzeit in einer Liste von Sakralbauten, „bei denen die Baumeisterfamilie [Hertel] tätig gewesen sein soll“, d.h. für sie ist die Beteiligung Hertels überhaupt fraglich.
  - Schließlich ist in dem von Josef Böker publizierten Werkverzeichnis Hilger Hertels d.Ä. unter Nr. 54 St. Gertrud als Kirchenneubau aufgeführt. Diese Liste ist vermutlich von Bernhard Hertel, dem jüngeren Sohn von Hilger Hertel und späteren Dombaumeister, erstellt worden. Die Verlässlichkeit dieser Liste ist gering, da Böker selbst anmerkt, daß zahlreiche bisher Hertel zugeschriebene Kirchen nicht aufgelistet seien. Andererseits seien in der Liste auch Bauwerke aufgeführt, die nicht von Hertel und seinen Söhnen ausgeführt wurden. Außerdem ist in der Liste bei einer Reihe von Kirchenbauten nicht zu erkennen, welche der Vater Hilger Hertel und welche seine Söhne Hilger und Bernhard ausgeführt haben.
- Diese widersprüchlichen Angaben veranlaßten den Heimatverein Lohne e.V. durch Nachforschungen im Archiv der Pfarrgemeinde St. Gertrud, im Archiv des Bischöflichen Offizialats in Vechta und bei der Oldenburgischen Volkszeitung (OV) zu versuchen, den Sachverhalt zu klären. Folgendes ist durch Dokumente und Belege, die als Anlage beigefügt sind, gesichert:
- Die Bauzeit für die Chorapsis und die zwei Osttürme sowie die Erhöhung des Langhauses, ist nicht - wie einstimmig in der oben angege-

benen Literatur angeführt - von 1891-1892, sondern von 1890-1892 anzusetzen. Kurzberichte in der Vechtaer Zeitung geben eine lückenlose Darstellung des Baufortschritts von der Ausverdingung (Ausschreibung) am 7. Januar 1890 bis zur Fertigstellung des Baus im Jahre 1892.

Wie aber ist die irriige Angabe der Bauzeit 1891/92 in den Handbüchern und der Fachliteratur zu erklären? Wahrscheinlich geht die Fehlangebe auf Karl Willoh zurück, der in der „Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg“, veröffentlicht 1898, in einem kurzen Hinweis die Bauzeit mit 1891/92 angibt. Die gleiche Zeitangabe findet sich zwei Jahre später in der vom Großherzoglichen Staatsministerium herausgegebenen Dokumentation „Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg“. Von dort ist die Bauzeit 1891/92 offensichtlich auch von den Lokalhistorikern wie Georg Reinke und Hans Schlömer übernommen worden.<sup>6</sup>

Weiterhin ergaben die Nachforschungen:

- Der Um- und Erweiterungsbau ist nach den Plänen von Hilger Hertel d.Ä. (1830-90) ausgeführt worden.

- Hinweise für eine Beteiligung Hilger Hertels des Jüngeren (1860-1918) an Planung und/oder Bauleitung wurden nicht gefunden. Das schließt nicht aus, daß er und sein jüngerer Bruder Bernhard (1862-1927) an der Planung des Um- und Erweiterungsbaus beteiligt gewesen sein könnten. Beide waren nämlich nach ihrem Architekturstudium von Januar 1887 an im Büro ihres Vaters tätig, das sie nach dem Tod des Vaters am 26.01.1890 als Architektenbüro Hertel weiterführten.<sup>7</sup> Es ist also möglich, daß sie an den Plänen für den Um- und Erweiterungsbau von St. Gertrud mitgearbeitet haben. Dies ist jedoch nicht mehr feststellbar, und das gilt auch für eine Reihe von anderen Kirchenbauten, bei denen die Familie Hertel als Baumeister aufgeführt ist.<sup>8</sup> Für den Kirchenbau von St. Gertrud ist jedoch gesichert, daß Hilger Hertel d.Ä. die Verhandlungen mit Pfarrer Holzenkamp geführt hat und für die Planung verantwortlich war.<sup>9</sup>

Im Bericht über den neuen Choranbau der Kirche in Lohne in der Vechtaer Zeitung Nr. 10 vom 23. Januar 1892 findet sich dafür ein weiteres Indiz. Dort heißt es: „Der Chorraum in Lohne, ein Produkt des kunstsinnigen verst. Hertel in Münster, ist allerdings nicht im strengen romanischen Stil ausgeführt,...“ Dieses Zitat kann sich nur auf Hilger Hertel d.Ä. beziehen, denn er war zwei Jahre vorher, am 26. Januar 1890, verstorben. Aus diesem Grunde kann er für die Bauleitung







obere Reihe von links: August Niemann (Handlanger), Theodor Wilkens (Maurergeselle), Bernhard Buschmann (Maurergeselle), Franz Wilkens (Maurergeselle), Anton Eckhoff (Maurergeselle), Heinrich Hagemeyer (Maurergeselle), Ferdinand Rittmeyer (Zimmererpolier).  
 untere Reihe von links: Anton Eiken (Maurerlehrling), Friedrich Meyer (Maurerlehrling), Casper Willenberg (Maurerlehrling), Johann Fohling (Maurerpolier), Conrad Weltmann (Architekt), Josef Brinkmann (Zimmermeister), Gerhard Küpker (Maurermeister), Josef Fahling (Maurermeister), Gerhard Klostermann (Maurermeister), Bernd Niemann (Handlanger).

*St. Gertrud im Jahre 1892; die Aufnahme zeigt den Bauleiter Conrad Weltmann inmitten der Handwerker.*

nicht in Betracht kommen. Berichte der Vechtaer Zeitung aus dem Jahr 1890 sprechen dafür, daß der Bauunternehmer Conrad Weltmann aus Wildeshausen die Bauleitung hatte. Die Vechtaer Zeitung berichtet am 21. Februar 1890, kurz nach Abschluß der Ausschreibung, daß die Ausführung des Anbaus der Kirche Weltmann übertragen wurde, da er bereits bei mehreren Kirchenbauten tüchtige Arbeit geleistet habe, und am 28. Juni 1890 berichtet die Zeitung über eine Besichtigung des Baus durch den Baumeister Flügel aus Bremen. Flügel spricht sich lobend über die schöne Arbeit des Bauunternehmers Weltmann aus, „der mit Sachkenntnis und Umsichtigkeit geleitete Bau verspricht ein herrlicher zu werden.“<sup>10</sup> Heinrich Flügels Name wird im Zusammenhang mit dem Bau von St. Gertrud nur an dieser einen Stelle erwähnt.<sup>11</sup> Auf dem Foto aus dem Jahre 1892 ist in der unteren Reihe mitten unter den Handwerkern Conrad Weltmann mit dem Bauplan in den Händen zu sehen. Er wird von dem Zeitgenossen, der die Namen unter das Foto geschrieben hat, als Architekt bezeichnet. Nachforschungen in Wildeshausen über die Person Conrad Weltmann erbrachten keine weiteren Ergebnisse. Über die Tätigkeit Weltmanns war in dem besagten Zeitraum nichts bekannt. Der letzte Nachkomme der Familie ist 1938 verstorben. Auch in Lohne hatten Klärungsversuche zur Person Weltmanns keinen Erfolg. In einem Gespräch berichtete der Maurermeister Johann Fahling aus Lohne (geb. 1904), Sohn des auf dem Foto von 1892 abgebildeten Maurerpoliers Johann Fahling (geb. 1863), daß ihm sein Vater viel über den Kirchenbau erzählt habe. Er meinte, daß es damals üblich gewesen sei, daß der Bauunternehmer auch die Bauleitung innegehabt habe, aber er könne das im Fall Conrad Weltmann nicht sicher sagen, da sein Vater darüber mit ihm nicht gesprochen habe. Man darf wohl abschließend als Ergebnis festhalten, daß Conrad Weltmann mit hoher Wahrscheinlichkeit die Bauleitung innegehabt hat.

Zwar ist der Um- und Erweiterungsbau der Pfarrkirche St. Gertrud von 1890-1892 zu Unrecht Heinrich Flügel (1848-1930) zugeordnet worden, das schließt jedoch nicht aus, daß er tatsächlich in Lohne tätig war - nur zehn Jahre später. Wahrscheinlich erklärt sich aus dieser Tatsache und der Tätigkeit Flügels u.a. als Architekt und Bauleiter mehrerer Kirchenbauten in Südoldenburg zu Anfang des 20. Jahrhunderts der Irrtum, daß er auch schon 1890/92 in Lohne als Architekt beim Bau von St. Gertrud genannt wurde.

Eindeutig belegt ist Heinrich Flügels Tätigkeit in Lohne für den Beginn des 20. Jahrhunderts im Zusammenhang mit den Bauten auf dem 1863 angelegten neuen Friedhof. Im Archiv der Pfarrgemeinde befinden sich von ihm die folgenden Dokumente:

- a) Entwurfszeichnung nebst Massenberechnung und Kostenvoranschlag für eine Kirchhofskapelle (1902), sie wurde wohl aus Geldmangel nicht gebaut. Diese Annahme wird gestützt durch einen Brief vom 16. Mai 1902, in dem Flügel dem Dechanten Holzenkamp Vorschläge zur Kostenersparnis für den Bau der geplanten Friedhofskapelle macht.
- b) Entwurf nebst Massenberechnung und Kostenvoranschlag für eine Kirchhofsmauer (1902).
- c) Entwurf für eine Gethsemane-Grotte (1902).  
Zu diesen drei Bauvorhaben liegen drei Briefe von Heinrich Flügel an den Dechanten Holzenkamp - ebenfalls aus dem Jahre 1902 - vor. Außerdem ist eine Überweisung von 500,- Mark an Flügel im Jahre 1904 belegt.
- d) Eine Entwurfszeichnung zu der Eingangshalle des Friedhofs aus dem Jahr 1913.

In der Oldenburgischen Volkszeitung (seit 1895 der neue Name der Vechtaer Zeitung) finden sich am 9. Juli 1912 Berichte über den Friedhof und in der Ausgabe vom 12.08.1913 Artikel über die Gethsemane-Grotte und über die im Bau befindliche Eingangshalle des Friedhofs.

Diese Tätigkeit deckt sich zeitlich mit den von Flügel geplanten und ausgeführten Kirchenbauten im Großherzogtum Oldenburg:

1902 St. Peter, Wildeshausen

1901/03 St. Marien, Delmenhorst

1904 St. Marien, Bevern

1904/06 St. Viktor, Damme

1908/10 St. Gorgonius, Goldenstedt

1913 St. Heinrich, Ellenstedt.<sup>12</sup>

Ein Versuch bei den Nachkommen Flügels über die Arbeit des Baumeisters vor 1901 etwas zu erfahren, verlief ergebnislos. Patentanwalt Karl-Heinz Serwe aus Trier, der mit einer Urenkelin Flügels verheiratet ist, teilte uns mit, sein Schwiegervater habe seinerzeit einen Schrank des Baurats Flügel voller Konstruktionszeichnungen geerbt. Da jedoch ein Nachkomme der Familie Flügel in Bremen Architektur studierte, habe



er diese Pläne nach Bremen zurückgegeben, wo sie leider vernichtet worden seien. Serwe versicherte, daß weitere Unterlagen über die Tätigkeit des Baurats Flügel in Bremen nicht vorhanden seien.

*3. Als so die Sache stand, ging ich zu Hertel, einem sehr bewährten Baumeister in Münster, nahm den alten Plan unserer Kirche mit und trug ihm meine Sache vor. Was jeder bauverständige Mann sieht, bemerkte auch sofort Baumeister Hertel, daß an unserer Kirche das Chor fehlt und er sprach sich dahin aus, daß ohne Chorbau aus unserer Kirche niemals etwas Gutes werden kann. Hertel fragte dann nach dem Geldpunkte, und ich nannte ihm die Summe von ungefähr 42000 M. Diese Summe fand der Herr hinreichend zu einem schönen Chorbau...*

*Darauf kam genannter Baumeister selbst hierher, hat sich die Kirche angesehen und ausgemessen. Nach 4 Wochen hatte ich den Entwurf und ein Bild von der Choransicht in den Händen. Dieses Bild von dem Chore habe ich längere Zeit im Schaufenster des Goldschmiedes Nehmsmann zur Ansicht ausgestellt und zu Hause jedem der es wünschte, den ganzen Bauplan gezeigt und erklärt.*

„Übersetzung“ eines Auszuges aus einem Manuskript von Pfarrer Holzenkamp aus dem Jahr 1888. Dies ist ein besonders aussagekräftiger Teil der Erklärung Pfarrer Holzenkamps. Die Aussage „der sehr bewährte Baumeister Hertel“ weist eindeutig auf Hilger Hertel d. Ä. hin, denn sein 27jähriger Sohn Hilger war im Sommer 1887, als die Unterredung zwischen Pfarrer Holzenkamp und seinem Vater stattfand und anschließend der Plan erstellt wurde, erst gut ein halbes Jahr im Büro seines Vaters tätig (s. S. 80). Im übrigen geht es in der Erklärung Pfarrer Holzenkamps um über 100 Änderungswünsche von Mitgliedern des Kirchenausschusses und der Gemeinde am Bauplan. Pfarrer Holzenkamp erläutert und begründet, warum keine Änderungen am Plan mehr möglich seien. Viele Spender hätten ihre Spende für die im Plan festgelegte Bauausführung gezeichnet. Änderungen des Bauplans würden dazu führen, daß

diese Spender ihre Zusagen zurückziehen würden. Außerdem wendet Pfarrer Holzenkamp sich gegen die Kritik an der Finanzierung. Da es damals von keiner Seite Zuschüsse gab, mußte die Gemeinde über Spenden die gesamte Summe von 42.000 Mark aufbringen. Gr. Klönne beschreibt im letzten Absatz seines Bauberichts (s. S. 78), welche Mühen und Anstrengungen der Lobner Pfarrer auf sich nahm, um das Geld zusammenzubekommen.

Vechta, 1889 Jan. 14.  
 Betrifft  
 die Vergrößerung der Pfarr-  
 kirche in Lobne

Hochwürdigster Bischof,  
 Gnädigster Herr !

*Ew. Bischöflichen Gnaden verhehle ich nicht den Bericht des Pfarrers Holzenkamp zu Lobne vom 3.d.M., betreffend die Vergrößerung der Pfarrkirche da selbst nebst Zeichnungen und Kostenanschlag vom Architekten Hertel in Münster sub voto remissionis vorzulegen mit der gehorsamsten Bitte um hochgeneigte Genehmigung des beabsichtigten Vergrößerungsbaues bzw. um abändernde Verfügung. In tiefster Ehrfurcht  
 Ew. Bischöflichen Gnaden  
 treu gehors. Offizial  
 St [= Stukenborg, Bischöflicher Offizial)  
 Abges. Jan.16.*

„Übersetzung“ des Schreibens des Bischöflichen Offizials Anton Stukenborg an den Bischof Hermann Dingelstad in Münster vom 14. Januar 1889. Dem Schreiben des Bischöflichen Offizials an den Bischof von Münster sind beigelegt Zeichnungen und Kostenvoranschlag des Architekten Hertel aus Münster „sub voto remissionis“ (mit dem Wunsch der Rücksendung). Diese Rücksendung ist nach Ansicht des Archivars des Offizialatsarchivs in Vechta auch mit Sicherheit erfolgt, und Zeichnungen und Kostenanschlag müßten sich im Archiv der Pfarrgemeinde St. Gertrud befinden, was aber bedauerlicherweise nicht der Fall ist.

1 8 9 0

# Außverdingung

eines

## Erweiterungsbaues der katholischen Kirche in Lohne

im Großherzogthum Oldenburg.

Die Arbeiten und Materialien (mit Ausnahme der Ziegelsteine) für den Erweiterungsbau der Kirche in Lohne sollen an einen oder mehrere Unternehmer im Wege der Einziehung schriftlicher Anerbietungen vergeben werden.

Zeichnungen, Kostenanschlag und Bedingungen sind bei Herrn Pastor Holzentamp in Lohne und Herrn Baumeister Hertel in Münster einzusehen; letztere gegen Erstattung von 3 Mark Schreibgebühr vom Großherzoglichen Amte Behta einzuziehen.

Das ganze Werk soll binnen 3 Jahren fertig gestellt werden und beträgt der gesammte Kostenanschlag rund 40,000 Mark.

Bedingungsmäßig ist die unterzeichnete Stelle an kein Anerbieten gebunden und hat insbesondere freie Verüfung, den Zuschlag für das Ganze oder einzelne Theile zu ertheilen.

Schriftliche Anerbietungen sind spätestens  
**gegen den 15. Februar d. J.,**  
 bei Herrn Pastor Holzentamp in Lohne einzureichen.  
 Kirchenvorstand in Lohne, 1890 Januar 7.  
 Ramsauer.



1 8 8 7

): (Lohne, 7. April.

— Unsere vor 70 Jahren neu gebaute Kirche kann an Sonn- und Festtagen die Besucher kaum fassen, und ist namentlich das Chorum für die Kinder zu klein, es wird daher geplant, die Kirche um ein Schiff zu verlängern, überdies sollen dem Zeitgeiste entsprechende Verschönerungen an Fenstern und Wänden vorgenommen werden. Für einen in der Kirche anzulegenden Kreuzweg sind schon schöne freiwillige Gaben gebracht.

Der Chorbau in Lohne ist unstreitbar ein schöner, mächtiger Bau des Übergangsstyles. Unvergleichlich ist der Eindruck, den man empfängt, wenn man links von Hotel Bitter auf der Straße sich dem prachtvollen Chore gegenüber befindet. Das ganze Gebäude, zu dessen beiden Seiten zwei schlanke, viereckige Thürme emporragen, mag allerdings nicht so sehr auf Fernwirkung angelegt sein, als darauf, daß man es in der Nähe bewundere, um die klassischen Formen der reizvollen Gliederungen im vollen Maße zu würdigen. Der ganze Bau, durch kräftige Strebpfeiler verstärkt, zeigt von Außen im Unterbaue die sog. Kleeblattblenden, über die sich ein zierlicher Rundbogenfries unmittelbar unter dem Gesimse hinzieht. Im Oberbau treten die mit reichen Umrahmungen verzierten rein romanischen Fenster geschmackvoll hervor. Die beiden ebenfalls mit Blenden und Bogenfries verzierten Thürme stehen mit dem Ganzen im regelrechten Verhältnisse und ragen mit ihren gefälligen Spitzen leicht und zierlich in die Luft. Ebenfalls ist die Wirkung des Innern des Chores eine großartige und erhebende. Alle Formen sind verhältnismäßig einfach gehalten; dennoch trägt Alles den Charakter der Schönheit und Erhabenheit des Baustyles. Der ganze Innenbau, dessen Abschluß durch spitzwinklische Nischen belebt ist, ist geschmückt mit gefällig emporsteigenden Säulen; diese tragen schlanke Säulenbündel, aus denen sich die Gemälberippen lähn entwicken. An der Nord- u. Südseite erblicken wir Säulen, welche nicht vom Boden aufsteigen, sondern auf Cosolen stehen. Die herrlich herausgeweißelten Capitale an den

Säulenbündeln, mit geschmackvoller Feinheit gearbeitet, geben dem ganzen Innenbau eine belebende Wirkung. Unterhalb der Fenstern zieht sich, ausgehend aus den in den beiden Thürmen sich befindenden Emporen, in gefälliger Weise ein Umgang hin, eine beliebte Einrichtung der mittelalterlichen Bauten.

Wir sind weit entfernt, eine vollständige Beschreibung und ein maßgebendes Urtheil dieses Baues zu geben. Jedoch dürfen wir voll und ganz das Urtheil abgeben, daß der neue Chor- und Chorbau der Kirche in Lohne eine klare Einheitlichkeit des ganzen Baugesüßes, geschmackvolle Gliederungen der Bauformen und einen untrüglichen Charakter der Festlichkeit und Dauerhaftigkeit an sich trägt. Wenn die bereits begonnene Verblendung der Seitenmauern der alten Kirche, belebt durch Bisanen, geschmückt mit Zwerggalerie und reichhaltiger Fenstereinfassung vollendet ist, wird die Gemeinde Lohne in jeder Weise ein würdiges, herrliches Gotteshaus besitzen. Allen edlen Gebern, die so bereitwillig zu diesem schönen Baue beigetragen haben, wünschen wir auch fernerhin ein opfervolles Herz und erinnern an die schönen Worte des früh verstorbenen, frommen Dichters P. Dirs. S. J.:

„Doch in dem Werk zeigt sich der Väter Glauben, Ihr Hoffen, Lieben, Streben, Kämpfen, Ringen, Ein Gut, das ihnen niemand konnte rauben. So ruft ihr Geist im Stein den späten Söhnen. Nicht zögert, freudig alles darzubringen, Wenn's gilt, den Ruhm des wahrhaft göttlich Schönen.“

1892.

*Berichte der Vechtaer Zeitung über den Erweiterungsbau der Pfarrkirche St. Gertrud in Lohne aus den Jahren 1887 bis 1892. Die Vechtaer Zeitung ist der Vorläufer der Oldenburgischen Volkszeitung (OV) und erschien dreimal in der Woche, meist nur im Umfang von 2-3 Doppelblättern. Die hier abgedruckten drei Kurzberichte erschienen in der Spalte „Lokales und Provinzielles“.*

**Anmerkungen:**

- <sup>1</sup> Bernhard Brockmann, Die Christianisierung des Oldenburger Münsterlandes, Vechta 1996, S. 14 f.
- <sup>2</sup> Bernhard gr. Klönne, St. Gertrud Lohne, Lohne 1991, S. 12 f.
- <sup>3</sup> Ausführliche Darstellungen finden sich in:
  - B. gr. Klönne, wie Anm. 1, S. 12 f.
  - Westfalen in Niedersachsen, hrsg. von Hans Galen und Helmut Ottenjann, Cloppenburg 1993, S. 128 f.
  - Lohne (Oldenburg) 980 - 1980, Hg. Heimatverein Lohne e.V., Vechta 1980, S. 109 f.
  - Benno Dräger und Bruno Huhnt, Stadtführer Lohne, Lohne 1997, S. 34 ff.
  - und in den Aufsätzen der Heimatblätter vom 28.01.1933, S.10 f. und Nr. 5 aus 1957, S. 4 ff.
- <sup>4</sup> siehe Schreiben des Bischöflichen Offizials vom 14. Januar 1889, S. 85
- <sup>5</sup> B. gr. Klönne meint hier Hilger Hertel d. Ä.; er stützt sich dabei auf die Stellungnahme von Pfarrer Holzenkamp aus dem Jahre 1888, s. S. 84
- <sup>6</sup> vgl. Karl Willoh, Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg, Bd. II, Köln 1898, S. 96
  - Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg, bearbeitet im Auftrag des Großherzoglichen Staatsministeriums, II. Heft - Amt Vechta - Oldenburg 1900, S.142
  - Georg Reinke, Wanderungen durch das Oldenburger Münsterland, 3. Heft, Vechta 1923, S. 12
  - Hans Schlömer, in: Lohne (Oldenburg) - Berichte aus der Zeit seiner Entwicklung, hrsg. vom Heimatverein Lohne, Vechta 1980; Schlömer zitiert in seinem Bericht über St. Gertrud Willoh wörtlich.
  - Die Zeitangabe 1891/92 findet sich auch bei Karl Veit Riedel, Bernhard gr. Klönne, im Stadtführer Lohne und in den beiden Aufsätzen in den Heimatblättern (s. Liste der Sekundärliteratur)
- <sup>7</sup> Ursula Markfort, Die Sakralbauten der Baumeisterfamilie Hertel im Bistum Münster, Aachen 1996, S. 17 f. und S. 299
- <sup>8</sup> Hans Josef Böker, Ein aufgefundenes Werkverzeichnis des Münsteraner Diözesanbaumeisters Hilger Hertel (1830-90), in: Zeitschrift Westfalen, Bd. 61, 1983, S. 91
- <sup>9</sup> vgl. das Manuskript von Pfarrer Holzenkamp (s. S. 84) und besonders den Bericht der Vechtaer Zeitung vom 23. Januar 1892 (s. S. 87)
- <sup>10</sup> siehe Vechtaer Zeitung Nr. 75 v. 28.06.1890
- <sup>11</sup> Es mutet merkwürdig an, daß Heinrich Flügel, der in der Sekundärliteratur fälschlicherweise mit dem Um- und Erweiterungsbau von St. Gertrud in Verbindung gebracht wird, hier zum Zeugen für die Bauleitung durch Conrad Weltmann wird.
- <sup>12</sup> Die Liste wurde erstellt nach dem Handbuch „Die Katholische Kirche im Oldenburger Land“.

**Literatur zum Um- und Erweiterungsbau der Pfarrkirche von St. Gertrud in Lohne 1890 - 1892:****Primärquellen**

- Auszug aus dem Manuskript einer Erklärung des Lohner Pfarrers Holzenkamp vor dem Kirchenausschuß von St. Gertrud (1888), den Bauplan des Um- und Erweiterungsbaus der Pfarrkirche betreffend [Pfarrarchiv St. Gertrud in Lohne]
- Schreiben des Bischöflichen Offizials Anton Stukenborg an Bischof Hermann Dingelstad von Münster vom 14. Januar 1889, betr. Vergrößerung der Pfarrkirche in Lohne [Archiv des Bischöflichen Offizialats in Vechta, B - 35C]

- Berichte der Vechtaer Zeitung über den Um- und Erweiterungsbau der Pfarrkirche St. Gertrud in Lohne in den Jahren 1890-1892 [Archiv der Oldenburgischen Volkszeitung in Vechta]
- Vorbericht des Kirchenprovisors Willenbrink für das Jahr 1892/1893 betr. Höherversicherung der Kirche in der Brandkasse wegen des Um- und Erweiterungsbaus, in: Lohner Kirchenrechnungen von 1883/84 bis 1897/98 incl. [Pfarrarchiv St. Gertrud in Lohne]
- Schreiben des Baurats Heinrich Flügel aus Bremen an den Dechanten Holzenkamp vom 16. Mai, 23. Mai und 23. August 1902, betreffend „Friedhofskapelle“ und Friedhofsmauer in Lohne [Pfarrarchiv St. Gertrud in Lohne]
- Auszug aus dem „Post-Einlieferungsbuch über Werth- und Einschreibesendungen sowie Postanweisungen und Postnachnahmen“ der Pfarrgemeinde St. Gertrud in Lohne mit dem Eintrag der Postanweisung von 500 Mark an „Baurath Flügel“, Bremen, vom 23. Februar 1904 [Pfarrarchiv St. Gertrud in Lohne]
- Schreiben des Patentanwalts Karl-Heinz Serwe (Verwandtschaft von Heinrich Flügel) vom 12.02.1998 [Archiv des Heimatvereins Lohne e.V.]
- Foto von der neugebauten Chorapsis und den zwei Osttürmen mit den am Bau beteiligten namentlich genannten Handwerkern aus dem Jahre 1892 [Fotoarchiv des Heimatvereins Lohne e.V.]

### **Sekundärliteratur:**

- Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg, bearbeitet im Auftrag des Großherzoglichen Staatsministeriums, II. Heft - Amt Vechta - Oldenburg 1900
- Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bremen/Niedersachsen, München/Berlin 1992
- Das Bistum Münster, Bd. III, hrsg. von Werner Thissen, Münster 1993
- Die Katholische Kirche im Oldenburger Land, hrsg. von Willi Baumann und Peter Sieve, Vechta 1995
- Westfalen in Niedersachsen, hrsg. von Hans Galen und Helmut Ottenjann, Cloppenburg 1993
- Ursula Markfort, Die Sakralbauten der Baumeisterfamilie Hertel im Bistum Münster, Aachen 1996
- Hans Josef Böker, Ein aufgefundenes Werkverzeichnis des Münsteraner Diözesanbaumeisters Hilger Hertel (1830-90), in: Zeitschrift Westfalen, Bd. 61, 1983, S. 91 ff.
- Lohne (Oldenburg) 980 - 1980, Hg. Heimatverein Lohne e.V., Vechta 1980
- Karl Veit Riedel, Lohne - Gesicht einer Stadt, Lohne 1993
- Bernhard gr. Klönne, St. Gertrud Lohne, Lohne 1991
- Benno Dräger und Bruno Huhnt, Stadtführer Lohne, Lohne 1997
- Die Kirchen in Lohne, in: Heimatblätter, Beilage der Oldenburgischen Volkszeitung, vom 28.01.1933, S. 10 f.
- Josef Tapphorn, Lohner Kirchenbauten in Vergangenheit und Gegenwart, Ein Rückblick auf die Geschichte der Pfarrkirche St. Gertrudis, in: Heimatblätter, Beilage der Oldenburgischen Volkszeitung, Nr. 5 aus 1957, S. 4 ff.

Auf das ausführliche Literaturverzeichnis zur Pfarrkirche St. Gertrud in Lohne im Handbuch „Das Bistum Münster“, Bd. III, hrsg. von Werner Thissen, Münster 1993, S. 745 ff. wird hingewiesen.



*Jürgen Kessel*

## Eine Jahrhundertwende im Oldenburger Münsterland

Die Jahrzehnte von den Revolutionskriegen bis zur  
Errichtung des Deutschen Bundes, 1795-1815

Das 18. Jahrhundert war unruhig zu Ende gegangen; das neue begann nicht weniger turbulent – im Gegenteil: Die Bevölkerung gerade auch unserer Region ging noch bedrückenderen Zeiten entgegen. Während viele Intellektuelle auch in Deutschland die ersten Anzeichen und Auswirkungen der Revolution im Nachbarland noch überschwänglich bejubelt hatten, machte sich seit 1793 – nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. und der Errichtung der Terrorherrschaft des Wohlfahrtsausschusses – selbst bei den Wohlgesinnten Katerstimmung breit. Das revolutionäre Frankreich rüstete zudem mit Massenaushebungen zur Verteidigung des Landes gegen das monarchistische Europa. Der Krieg sollte bald ganz Europa erfassen.

Im folgenden soll versucht werden, einiges von den Turbulenzen dieser Umbruchsituation und die für viele Einzelpersonen einschneidenden Folgen der Großmachtpolitik darzustellen; das geschieht weitgehend aus der Perspektive dieser Region. Kirchenbucheintragungen und einige nachgezeichnete Einzelschicksale sollen dabei den roten Faden bilden.

**Johann Ignaz Brücher** (1735-1819), seit 1769 Pfarrer in Damme, hat mit zahlreichen Eintragungen in den Kirchenbüchern die Auswirkungen dieser Ereignisse auf diese Region begleitet. So verzeichnete er seit 1795 erste einschneidende Veränderungen für die Bevölkerung. Die Revolutionstruppen waren 1794 nach Belgien und an den Rhein vorgestoßen, und die europäischen Kriegereignisse, von denen bis dahin nur indirekt zu erfahren war, hatten Südoldenburg erreicht. Emigranten aus Frankreich waren bei ihrer Flucht vor den eigenen Trup-

pen bis hierher verschlagen worden. Für die Bevölkerung gehörten Sondersteuern, Rationierungen, Streitigkeiten mit einquartierten oder durchziehenden Truppenteilen, Übergriffe der Soldaten und Epidemien bald zum Alltag; auch wenn man in vielen Orten anfangs noch gut weggekommen war, so war überall Teuerung spürbar. Nur die wenigen Bauern, die für außerordentliche Kriegsführen eingeteilt wurden, konnten – wenn sie denn die zugesagte Bezahlung tatsächlich erhielten – zunächst noch ein Geschäft mit dem Krieg machen.

Zwar war Preußen im Frieden von Basel (5.4.1795) zum Leidwesen der national gesinnten Deutschen aus der antifranzösischen Koalition ausgeschert, doch Hannover-England, das Haus Habsburg und deren Verbündete setzten den Krieg fort. Mittlerweile war der *erste Koalitionskrieg* durch den Frieden vom Campo Formio (17.10.1797) beendet: Das Reich hatte das linke Rhein-Ufer komplett an Frankreich verloren.

Aber schon 1799 war der zweite Koalitionskrieg ausgebrochen. Seit Napoleon 1799 in Frankreich die Macht erobert hatte, sollte man auch in Norddeutschland noch schlimmere Seiten des Krieges kennenlernen. Zunächst war es hier noch relativ ruhig und nur die anwesenden Truppen der längst in die Defensive geratenen Koalition erinnerten an die Kriegssituation. Doch die Ereignisse spitzten sich zu wie Pfarrer Brücher Ende 1802 feststellte. Er empfand es als besonders einschneidend, „*daß wir Hannoverisch wurden*“; die mehrhundertjährige Zugehörigkeit Dammes zum Hochstift Osnabrück war jedenfalls beendet. Die Fortsetzung des Krieges hatte die Verbündeten in ihrem Ziel, die monarchische Ordnung in Frankreich wieder einzuführen, nicht weiter gebracht. Man hatte im Gegenteil Napoleon, der im August 1802 Konsul auf Lebenszeit wurde, im Frieden von Lunéville (9.2.1801) alle bisherigen Abtretungen bestätigen müssen.

Zudem hatte Napoleon die politische Landkarte Deutschlands revolutioniert. Mit dem *Reichsdeputationshauptschluß* vom 25. Februar 1803 war mit der erzwungenen Säkularisierung geistlichen Besitzes auch das Ende des Hochstifts Münster gekommen; die ehemals niederstiftischen Ämter Vechta und Cloppenburg fielen als Entschädigung für den verlorenen Weserzoll an Oldenburg. Das brachte dem „Oldenburger Münsterland“ eine längere Verschnaufpause als den zu Osnabrück gehörenden Dammern und Neuenkirchenern.

Schon am 20. Oktober 1802 hatte nämlich Friedrich von York seinen Titel als Bischof von Osnabrück abgelegt zugunsten seines Vaters, des

in England regierenden Königs Georg III. aus dem Welfenhaus. So war Osnabrück dem England in Personalunion verbundenen Kurhannover wenig später angegliedert; dieses England blieb aber Napoleons Haupttrivale und die ehemals osnabrückischen Untertanen fanden sich damit automatisch im Lager der Kriegsgegner der anrückenden Franzosen wieder, die den Festlandbesitz Englands - Osnabrück eingeschlossen - bald ohne große Gegenwehr besetzt hatten.

Brücher empfand deshalb 1803 als ein „*elendes Jahr*“. Er bezog dieses Urteil aber nicht, was nahe liegen könnte, auf die von Napoleon ausgehende *Neugliederung des Reiches*. Brücher dachte bei seiner Eintragung an die ganze Region unmittelbar betreffende Ereignisse: Die Franzosen waren, aus Vechta und Quakenbrück gleichzeitig kommend, Ende Mai durch Damme Richtung Hannover weitermarschiert; als Neu-Hannoveraner mußten gerade die Dammer das „*Schlimmste fürchten*“. Seit der Konvention von Sulingen vom 3. Juni hatte die kurhannoversche Armee den Rückzug angetreten und am 5. Juli ihrer Entwaffnung zustimmen müssen; das Land war praktisch französisch besetzt. Im Juni nahmen 1400 französische Soldaten zweimal auf dem Weg zwischen Hannover und Osnabrück ihr Nachtquartier in Damme. Je nach Größe des Hauses mußten 10 bis 40 Mann aufgenommen und versorgt werden. Auch im Pfarrhaus gab es eine dreiwöchige „*böse und lästige Einquartierung*“ durch einen französischen Offizier mit Anhang, die den Pfarrer täglich vier Reichstaler kostete. Auch danach kamen regelmäßig kleine Abteilungen nach Damme; Pfarrer Brücher hatte bis zum Jahresende immer einen Offizier zu beköstigen. Auch die Kriegsführen zwischen Damme und Quakenbrück, die Kriegssteuern, die Ablieferung von Roggen, Hafer, Heu und Stroh hielten 1804 an.

Am 13. Januar 1805 fand auf Anordnung des französischen Kommandanten, Capitaine Girand, in der Kirche St. Viktor in Damme eine feierliche Messe statt; Napoleon hatte sich am 4. Dezember 1804 in Paris selbst die Kaiserkrone aufgesetzt. Seine Soldaten begingen das Krönungsfest ihres Kaisers nachträglich mit einem „*Te Deum*“. Abends fand im Beisein der geladenen Gäste noch ein Ball statt; bis Anfang Juli blieben die Franzosen, denn dann wurde ihr Einsatz im dritten Koalitionskrieg erforderlich.

Keinen Hinweis gibt es bei Brücher, wie man den am 12. Juli 1806 erfolgten Eintritt einiger west- und süddeutscher Kleinstaaten in den von Napoleon kontrollierten Rheinbund und den Austritt dieser Staaten





aus dem Reich am 1. August aufnahm. Am 6. August 1806 besiegelte Franz II. jedenfalls mit der Niederlegung der Kaiserkrone das Ende des über 1000-jährigen „Heiligen römischen Reiches deutscher Nation“. Noch war die Bewunderung für die politischen und sozialen Neuerungen des französischen Kaisers weit verbreitet. So hat der Cloppenburg-Wundarzt und Apotheker **Johann Bernard Joseph König** (1764-1822) in seinen Aufzeichnungen ein bemerkenswertes Fazit gezogen: „Die Preußen, die seit 15 Jahren alle, freunde und feinde betrogen hatten, waren jetzt ohne alle freunde [...] Allein Ihr Sturz, ihr selbst Verschuldetes Unglück, zog auch den Sturz unserer glücklichen Verhältnisse herbei, auch unser Land fiel [...] es kam endlich dahin, daß frankreich Süd und WestDeutschland beherrschte. Preußen wolte Norddeutschland beherrschen, und es war noch sehr problematisch ob wir oder die Süddeutschen glücklicher wären. Im Falle der Wahl, hätten die meisten meiner Zeitgenossen, und auch ich die Herrschaft der Ausländer vorgezogen, so sehr war Preußen verachtet“. Doch gefragt wurde ohnehin niemand; Napoleons Siegeszug hielt an, richtete sich jetzt auch gegen das mit Rußland verbündete Preußen, und sein weiteres Vorgehen sollte bald auch die Zahl seiner einstigen Bewunderer in Deutschland deutlich reduzieren.

Im Februar 1806 hatten preußische Truppen Hannover und Osnabrück besetzt. Zu Einquartierungen kam es diesmal nicht, denn Preußen räumte nach der verheerenden Niederlage von Jena und Auerstedt (14.10.1806) schon wieder die gerade besetzten Gebiete. Preußen hatte den vierten Koalitionskrieg verloren und mußte im Frieden von Tilsit (12.7.1807) selbst Gebietsverluste hinnehmen. Ende November 1806 verfügte Napoleon in Berlin die *Kontinentalsperre* gegen England; auch wenn einige jetzt am Schmuggel englischer Waren verdienten, so waren die Einbußen für die meisten ortsansässigen Kaufleute existenzgefährdend.

Mit den französischen Soldaten kehrten auch die direkten Belastungen in das Oldenburger Münsterland zurück, denn der größte Teil Kurhannovers wurde nach der Niederwerfung Preußens dem im August 1807 gegründeten Königreich Westfalen angegliedert. Am 27. Dezember wurde offiziell verkündet, daß die ehemals osnabrückischen Untertanen in Damme und Neuenkirchen dem *Königreich Westfalen* angehören würden. Jetzt waren sie im Canton Vörden im Weser-Departement Untertanen des in Kassel residierenden Königs Jérôme, eines jüngeren Bruders des allgewaltigen Napoleon. Die Neu-Westfalen traf sogleich eine hohe Kriegssteuer. Seit Anfang November waren auch holländische Kompani-

en einquartiert. Die ehemals münsterischen, jetzt oldenburgischen Bewohner Dammes und Neuenkirchens hatten wie die neu-oldenburgischen Ämter Cloppenburg und Vechta noch eine Gnadenfrist, denn Oldenburg trat am 14. Oktober 1808 dem Rheinbund bei und konnte so noch einmal für kurze Zeit seine Unabhängigkeit bewahren.

In Westfalen wurde schon nach neuem Recht verfahren; vom 20. März 1808 an waren die Pfarrer verpflichtet, für die westfälischen Behörden Zivilstandsregister zu führen. Pfarrer Brücher notierte, daß Handel und Wandel stockten, daß Teuerung zunahm. Überall breitete sich Geldmangel aus; selbst in Holland war jetzt nichts mehr zu verdienen. Das Urteil des Pfarrers am Ende des Jahres 1808: „*Traurige Zeiten*“.

Während die oldenburgischen Untertanen durch den erzwungenen Eintritt ihres Landesherrn in den Rheinbund noch verschont blieben, galt für die ehemals osnabrückischen Bewohner Dammes und Neuenkirchens das königlich-westfälische Dekret über die Wehrpflicht vom 25. April 1808. Der neue Satellitenstaat Westfalen war wie alle Rheinbund-Staaten von Napoleon verpflichtet worden, Truppen in einer Größenordnung von 25.000 Mann auszuheben und ständig auf diesem Stand zu halten; dafür wurden Kriegssteuern erhoben. Bei den gestiegenen Bevölkerungszahlen sollte es nach Meinung des Diktators in Paris nicht schwer sein, in den von ihm geschaffenen Staaten in Deutschland und in dem von ihm beherrschten Rheinbund neue Mannschaften für seine Eroberungspläne bereitzustellen. Nur wer seiner Wehrpflicht nachgekommen war, konnte zukünftig die gerade verliehenen Bürgerrechte genießen oder in ein öffentliches Amt gelangen, ein Erbe antreten oder eine Staatsbesoldung empfangen. Die von einigen begrüßte französische Herrschaft zeigte neue häßliche Seiten.

Die erste Erfassung der für den Kriegsdienst Tauglichen verursachte zusätzliche Belastungen für die betroffenen Familien. Diese „*militärische Konskription*“ für ein national-westfälisches Heer war in den Gemeinden durch die Bürgermeister, einen Rat der Unterpräfektur Quakenbrück und im Beisein eines Offiziers im Juli 1808 durchgeführt worden. Die Aushebung von 1808 war insofern von besonderer Art, als sie die erste war und gleich fünf Jahresklassen 1783-87 herangezogen wurden; daraus ermittelte man dann zehn bis dreißig Prozent durch Los. Die ausgelosten Rekruten mußten für fünf Jahre Dienst tun. Vom Militärdienst der Wehrpflichtigen-Jahrgänge waren nur Verheiratete, Personen mit körperlichen Gebrechen, Staatsdiener,

Geistliche und wenige andere Personengruppen ausgenommen. Wer gelost wurde, konnte mit viel Geld einen Ersatzmann gewinnen oder mit Glück als Reservist und damit vom aktiven Wehrdienst zurückgestellt werden. Einige Betroffene entzogen sich der Musterung durch Überwechseln in oldenburgisches Gebiet. Wenn es gelang, genügte es z.B. schon, in Steinfeld eine Heuerstelle anzunehmen. Andere gingen früher als sonst nach Holland und waren nicht auffindbar.

Ein besonderer Fall war der des **Johann Caspar Rudolph Nordhoff** (1783-1852). Er war nach Handwerkslehre und Wanderschaft kaum ein Jahr in Damme, als ihn die westfälische Musterung traf. Der 25-jährige Kupferschmied setzte alles daran, den Uniformrock nicht anziehen zu müssen. Der erste Schritt dahin war seine Heirat am 2. August 1808; sein zweiter Schritt war die vom ganzen Dorf unterstützte Eingabe am 17. September: Die lange Liste der Unterschreibenden wurde vom Cantonvorsitzenden Stordeur, vom Bürgermeister Schilgen und von Pfarrer Brücher angeführt. Im Konskriptions-Register erschien hinter seinem Namen schließlich in der letzten Rubrik die Bemerkung „Reserve“. Da-



*Anton Wilhelm Nordhof,  
seit 1809 als Arzt in Rußland  
tätig (s. S. 102), war der ältere  
Bruder von Johann Caspar Rudolph.*



mit war Nordhoff der Militärmaschinerie entronnen, denn mit dem erreichten 25. Lebensjahr war er militärdienstfrei und mußte als Familienvater ohnehin nicht mehr befürchten, von den Militärbehörden beeheligt zu werden. Damit entging er dem Schicksal anderer, die 1809 auf dem spanischen oder 1812 auf dem russischen Kriegsschauplatz eingesetzt wurden und fallen sollten.

1801 hatte sich Spanien noch in einen Bund mit Frankreich und 1804 sogar in den Kampf gegen Englands Verbündeten Portugal eingelassen. Der Druck auf Madrid wuchs, als Napoleon ein Jahr nach der verlorenen Seeschlacht von Trafalgar zu einem neuen Schlag gegen England ausholte und am 21. November 1806 die Kontinentalsperre verkündete: Spanien wurde gezwungen, sich anzuschließen und 15.000 Soldaten zu stellen, die vorwiegend in Norddeutschland eingesetzt wurden. Auf die wachsende Opposition in Madrid hatte Napoleon im Mai 1808 mit der erzwungenen Abdankung des spanischen Königs Ferdinand VII. und der Ernennung seines Bruders Joseph zum Nachfolger reagiert. Seit dem im Mai 1808 vollzogenen Bruch mit Spanien zeichnete sich ab, daß die Mehrzahl der westfälischen Gemusterten in diesen Krisenherd geschickt würde. Das war der Beginn des sechsjährigen *spanischen Freiheitskampfes*, der in ganz Europa großen Eindruck machte und den Niedergang Napoleons einleiten sollte. Zwar konnte Napoleon mit seinem persönlichen Erscheinen und mit hartem Durchgreifen die Einsetzung seines Bruders in Madrid noch erzwingen, doch die Herrschaft auf dem flachen Land sollte er weder in Spanien noch in Portugal erlangen. Bald büßten Napoleons Truppen auf der Iberischen Halbinsel den Ruf der Unbesiegbarkeit ein. Die Volksbewaffnung und die Taktik des „kleinen Krieges“ (guerilla) ließen die überlegenen französischen Linienregimenter nicht mehr zur Entfaltung kommen.

Deutsche waren auf beiden Seiten an den militärischen Auseinandersetzungen auf den Kriegsschauplätzen südlich der Pyrenäen beteiligt. So waren mit der (1803 gegründeten) „King's German Legion“ Soldaten aus dem ganzen Kurfürstentum Hannover nach Portugal gelangt und an der Seite englischer Truppen in die Kämpfe gegen die Franzosen verwickelt.

Zwar verliefen die Werbungen für eine französisch-hannoversche Legion weniger erfolgreich, doch die in den Satellitenstaaten Napoleons gültige Wehrpflicht und die Bündnisverpflichtungen der Rheinbundstaaten versorgten Napoleon mit genügend deutschen Truppen. 1809



setzten sich westfälische Truppen Richtung Spanien in Marsch. Sie griffen bereits im Sommer in die Kämpfe ein, die an verschiedenen Kriegsschauplätzen in Spanien und Portugal stattfanden. Während die spanischen Truppen noch gegen die Franzosen den kürzeren zogen, hatten die Engländer ihre Operationen aus Portugal nach Spanien verlagern und erfolgreich gestalten können.

Auch wenn das „Kriegstheater“ für die Daheimgebliebenen zunächst noch auf Distanz blieb, so gab es mit der neuen Steuer (Aczise) und der zusätzlich erhobenen Personalsteuer genug Belastungen. Schlimmer erging es denen, die bei der kämpfenden Truppe gelandet waren. Die Dammer Kirchenbücher weisen denn auch seit 1809 ständig Eintragungen Brüchers auf, die deutlich machen, daß auch Dammer für die europäische Großmachtpolitik Napoleons ihr Leben gelassen haben. Das erste nachweisbare Opfer dieses Einsatzes in Spanien war **Anton Ossenebeck**. Er gehörte zum Jahrgang 1783 und hatte bis zur Musterung als Knecht gearbeitet. Er wurde am 16. Juli 1809 erschossen, knapp zwei Wochen vor der siegreichen Schlacht Wellingtons bei Talavera.

Der Fall eines Dammer Matrosen zeigt, daß auch lange Abwesenheit nicht immer davor bewahrte, in die Rekrutierungsmaschinerie zu geraten. Am 10. Juni 1813 war auf einem aus London kommenden Schiff in einem französischen Hafen an der Loiremündung **Johann Bernhard Reutemann** (geb. 1783, seit 1804 Matrose) von Bord gegangen. Den dortigen Beamten, die sich um die Einhaltung der von Napoleon am 21. November 1806 verordneten Kontinentalsperre gegen englische Manufaktur- und Kolonialwaren kümmerten und besonders die aus England kommenden Schiffe untersuchten, war er aufgefallen und inhaftiert worden, weil der Verdacht aufkam, er wollte sich durch falsche Angaben dem Seedienst entziehen. Ende Oktober bestätigte der zur Stellungnahme aufgeforderte Dammer Bürgermeister die Angaben Reutemanns. Unklar bleibt, wie mit dem Verhafteten auf Grund dieser Mitteilung in Frankreich weiter verfahren wurde. Sein „Heimatland“ Oldenburg hatte nämlich seit dem 13. Dezember 1810 mit der Übernahme durch Frankreich aufgehört zu existieren. Es dürfte die in solchen Fällen übliche Zwangsrekrutierung für den Dienst auf französischen Kriegsschiffen erfolgt sein.

Im Sommer 1810, als der fünfte Koalitionskrieg in vollem Gang war, gab es auch wieder französische Einquartierung in Damme. Mittlerweile war das Kirchspiel Teil Frankreichs; ein Dekret Napoleons vom 13. Dezem-



ber 1810 hatte drei neue Departements in Norddeutschland geschaffen und sie direkt seinem Kaiserreich eingegliedert, um die Abschirmung des Kontinents gegen England effektiver gestalten und den Schmuggel mit englischen Waren erfolgreicher unterbinden zu können. Daß die oldenburgischen Untertanen in Damme seit 1810 auch in die Zivilstandsregister eingetragen werden mußten, hatte schon angekündigt, daß sich die Zeit der Selbstständigkeit des Herzogtums Oldenburg dem Ende zuneigte. Am 22. Februar 1811 wurde die Residenzstadt Oldenburg von den Franzosen besetzt. Seit dem 4. Juli waren die ehemals osnabrückischen, dann hannoverschen, zwischenzeitlich westfälischen Dammer und Neuenkirchener französische Untertanen; sie gehörten wie auch die ehemals münsterisch-oldenburgischen jetzt zu „communes“ in vier Kantonen des Arrondissements Quakenbrück im neu gegründeten Oberems-Departement und damit zum Kaiserreich Frankreich. Vom 20. August an galt für sie der Code Civil, jetzt Code Napoleon, ein für die damalige Zeit fortschrittliches Recht. Infolge dieser neuen Rechtslage mußte Brücher am 2. Dezember die Kirchenbücher dem „maire“ J. D. Höger abliefern; die Führung der Zivilstandsregister war damit den Pfarrern entzogen und in die Zuständigkeit der Bürgermeister gelegt.

Napoleon hatte nach 1810 das Bündnis mit Rußland systematisch vernachlässigt; die Annektierung des Kleinstaates Oldenburg Ende Februar 1811, dessen Herzoghaus mit der Zarenfamilie verschwägert war, stellte eine besondere Brüskierung Zar Alexanders I. dar. Das Bündnis, zu dem Preußen und Österreich im Frühjahr des folgenden Jahres gezwungen wurden, konnte sich nur gegen das Zarenreich richten. Der Cloppenburgener Apotheker König ahnte die von Napoleon ausgelöste Katastrophe voraus: „[...] *ihr unersättlicher beherrscher führte 100 000de auf den blutigen Gefilden der polnischen Wüsten, er läßt uns nie Nachrichten über seinen Verlust von Tausenden die er Opfert zukommen, und [...] nie wissen, daß er HundertTausende opferte seines unersättlichen Ehrgeizes halber*“. Der Angriff auf Rußland am 10. Juni 1812 versteckte sich hinter dem durchsichtigen Vorwurf, der Zar habe den Tilsiter Frieden gebrochen. Napoleon setzte eine Armee von weit über einer halben Million Soldaten aus vielen europäischen Staaten in Marsch, in der auch deutsch-rheinbündische Kontingente eingegliedert waren. Die Akten der Staatsarchive vermelden nur wenig über Soldatenschicksale während Napoleons *Rußland-Feldzug*. Oldenburger nahmen als Angehörige der Infanterieregimenter 127 bis 129 (22. Division)





daran ebenso teil wie die für Westfalen Geworbenen. Nach der Schlacht von Smolensk blieben einige als Garnison dort, andere machten den Marsch auf Moskau mit. Nach dem Kälteeinbruch am 11. November 1812 begann der Leidensweg der „Grande Armée“; nur etwa 15% sollten den Rückzug überleben. Nachforschungen im Auftrag deutscher Länder - unter ihnen Hannover und Oldenburg - bei der zaristischen Regierung wurden 1819 abgeschlossen; doch nur bei 225 Soldaten – 20 aus dem Kreis Vechta – konnte das Schicksal geklärt werden; die meisten blieben verschollen.

Einer der wenigen überlebenden Zeugen dieser unglaublichen Strapazen, die die Angehörigen von Napoleons Angriffsarmee zu erleiden hatten, war **Johann Bernard Peter Thamann** (1787-1870), ältester Sohn eines Nellinghofer Bauern. Bei der Aushebung 1808 im Canton Gehrde hatte ihn – „ohne körperliche Gebrechen, gut zum Marschieren“, wie es im Musterungsbogen formuliert war – das Los getroffen. Der väterliche Hof ließ einen Freikauf, den sich nur Vermögende leisten konnten, nicht zu, weil viele Bauern in dieser Zeit stark verschuldet waren. So mußte er 1809 bei den Gardes Chasseurs für das Königreich Westfalen seinen fünfjährigen Dienst antreten und gehörte 1812 zur Invasionsarmee Napoleons. Als Überlebender des Rußland-Feldzugs gelang es ihm, sich die 3000 km zu Fuß nach Deutschland durchzuschlagen, ohne daß wir Einzelheiten dieser Odyssee kennen. Mit schweren Erfrierungen an Ohren und Zehen traf er wieder zu Hause ein und wurde zunächst nicht wiedererkannt. Anfang Februar 1816 heiratete er und führte nach dem Tod des Vaters 1821 als Colon den Hof weiter.

Auch für seinen jüngeren Bruder **Diederich Thamann** bedeutete das eine entscheidende Existenzwende; bis zur unverhofften Rückkehr des totgeglaubten älteren Bruders als Hofnachfolger vorgesehen, mußte er abziehen und erreichte 1824 bei der zweiten Markenteilung auf Antrag die Zuweisung von fünf Hektar Ackerland. Anders als sein Bruder hatte er als hannoverscher Soldat am Feldzug gegen Napoleon teilgenommen und war dafür mit der Ehrenmedaille ausgezeichnet worden. Deswegen gab die Regierung dem Neubauern als Geschenk noch einmal 5 ha dazu. Doch der magere Boden auf „*Thomes lütck Amerika*“ ernährte ihn nicht; mit Frau und drei Kindern verließ er 1834 als einer der ersten Auswanderer die Bauerschaft Nellinghof in Richtung USA; sein Bruder Friedrich sollte ihm drei Jahre später dorthin folgen.





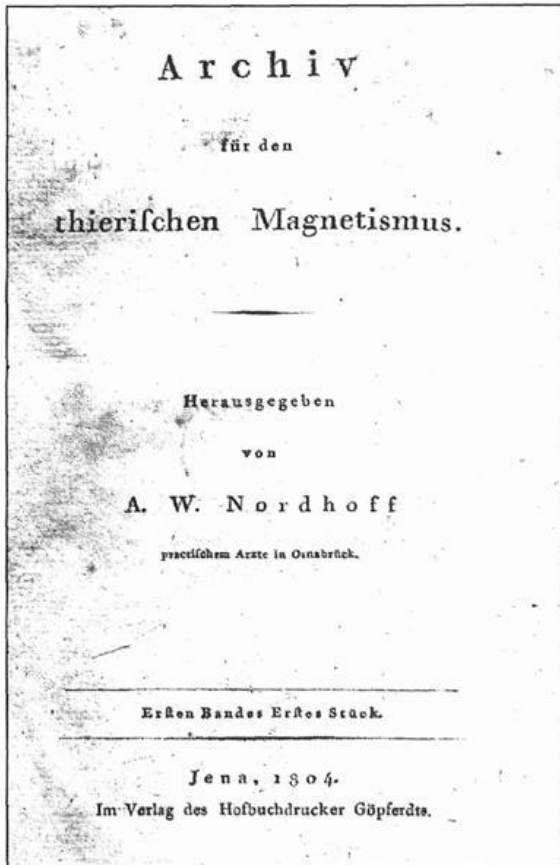
*Jan W. Blömer aus Bakum in französischer Uniform (1812).*

*Johann Bernard Peter Thamann, seit 1809 Militärdienst in einem westfälischen Jäger-Bataillon, 1812 Teilnehmer am Russland-Feldzug auf französischer Seite.* →









*Titelseite der von Anton W. Nordhoff  
1804 in Jena herausgegebenen  
Fachzeitschrift, von der nur zwei  
Lieferungen erschienen.*

Weder als Siedler noch als Soldat war **Anton Wilhelm Nordhof** (1778-1825) nach Rußland gekommen. Der seit 1809 hier tätige, aus Damme stammende Arzt erlebte 1812 als einer der wenigen in Moskau verbliebenen zivilen Ausländer die französische Besatzung. Weil er sich in Moskauer Lazaretten auch den Franzosen als Arzt zur Verfügung gestellt hatte, machten ihm die zurückkehrenden russischen Behörden erhebliche Schwierigkeiten. Der Augenzeuge Nordhof erkannte die entscheidende Wende der Expansionspolitik Napoleons; für ihn war der Rückzug der Franzosen der Beginn der deutschen Freiheit. 1815 unternahm er den Versuch, der deutschen Öffentlichkeit in einer Schrift ein differenziertes Bild des spektakulären Brandes von Moskau und dieser entscheidenden Monate europäischer Politik zu vermitteln. Daß er das in einer angreifbaren, ökonomisch abhängigen Position und gleichzeitig aus der Sicht eines kritischen Augenzeugen tat, die von offiziellen Darstellungen z.T. erheblich abwich, hat dazu geführt, daß es 1822 nur zu einem in französischer Sprache abgefaßten, anonym in Paris erschienenen Teilabdruck seiner Schrift kam. Zudem brachte die ungeschminkte Darstellung der Rückständigkeit des politischen und gesell-

schaftlichen Systems im zaristischen Rußland den Verfasser zu sehr in die Nähe einer kleinen Gruppe russischer Oppositioneller; im Falle einer Veröffentlichung hätte das seine Position als Leibarzt einer Fürstenfamilie gefährdet. Nordhof erwies sich in seinem Werk, das auch für Deutschland Maßstäbe hatte setzen wollen, als aufgeklärter Bürger und Verfechter einer liberalen Monarchie; sie sollte konstitutionell eingeschränkt, von Volkssouveränität, Gewaltenteilung und Rechtsstaatlichkeit geprägt sein, Menschen- und Bürgerrechte zulassen. Das zu verwirklichen traute Nordhof erstaunlicherweise am ehesten dem König von Preußen zu.

Im Mai 1812 hatte Napoleon seinen Rußlandfeldzug begonnen, im November war er bereits auf dem Rückzug; am 14. Oktober 1813 verlor er die „Völkerschlacht“ bei Leipzig. Am 4. November hatte Kurhannover wieder von Osnabrück Besitz ergriffen, am 17. November war der oldenburgische Herzog Peter Friedrich Ludwig aus dem russischen Exil wieder in seine Residenz zurückgekehrt.

Die Wende spürte Pfarrer Brücher am 20. November, als ihm die Kirchenbücher zurückgegeben und ihre Fortschreibung anvertraut wurde. Die französische Besetzung Norddeutschlands endete. Daß von dieser „Franzosenzeit“ dem einzelnen die persönliche Freiheit blieb, wurde kaum registriert; daß auf Druck des Adels am 1. Oktober 1814 u.a. die grundherrlichen Privilegien und damit die alten Zustände wiederhergestellt wurden und die durch die Kriege verschärfte soziale Not wuchs, machte sich indes bald nachhaltig bemerkbar.

Doch der Krieg ging für viele weiter; Napoleon widerrief seinen Thronverzicht, verließ sein Fürstentum Elba und scheiterte erneut: Er verabschiedete sich erst nach „100 Tagen“ weiterer blutiger Auseinandersetzungen und der Niederlage bei Waterloo (18.6.1815) endgültig aus der europäischen Politik.

In dieser entscheidenden Schlacht fiel auf französischer Seite auch der Artländer Bauernsohn **Hermann Gerd Henrich Wehlburg**<sup>1</sup>. 1811 war er gemustert und eingezogen worden, weil der Hof in der Bauerschaft Wehdel finanziell auch nicht in der Lage war, einen Stellvertreter zu kaufen, um den Ältesten auszulösen. Es war schon hart, daß man Wehlburg angesichts dieser Lage aufforderte, sich selbst nach Geldgebern umzusehen und ihm 1811 nahelegte, er solle „*sich in sein Schicksal fügen, vor allem sich gut aufführen*“. Wehlburg mußte beim „Barras“ bleiben; wo er – neben der Teilnahme am Rußlandfeldzug – sonst noch

zum Einsatz kam, ist nicht belegt. Sicher ist, daß er noch vor Ende seiner regulären Dienstzeit in Waterloo fiel.

Bei den Ehrungen für Waterloo-Teilnehmer ebenso leer ausgegangen wie Wehlburg war der am 30. November 1815 in Brüssel verstorbene **Bernd Osterhues** aus Hüde. Der Landwehrmann hatte aber auf Seiten der antinapoleonischen Truppen gekämpft.

Glücklich überstanden hatte dagegen **Johann Friedrich Wichaut** die Kriege. Wie die überlebenden Deutschen, die auf Seiten der Alliierten gefochten und überlebt hatten, erhielt er neben vielen öffentlichen Ehrungen Pension und Verdienstmedaille. Er lebte noch 1820 als Pensionär der englisch-deutschen Legion in Ihlendorf, wo er sich verheiratet und angesiedelt hatte.

Im November 1866 starb **Christian Heinrich Möller** aus Hinnenkamp im Alter von 71 Jahren. Er hatte als einfacher Soldat im Diepholzer Landwehrebataillon gedient und war zwischen 1813 und 1815 in Brabant eingesetzt. Er dürfte zu den Landwehr-Bataillonen gehört haben, die Ende Juni 1816 feierlich in Osnabrück einziehen durften und denen zu Ehren ein Jahr später das „Waterloo-Tor“ errichtet wurde. Nach seiner Militärzeit arbeitete Möller als Tagelöhner; nach erlittener Arbeitsunfähigkeit wurde ihm bis zu seinem Tod aus einem staatlichen Fonds für hilfsbedürftige Kriegsteilnehmer aus Hannover eine monatliche Rente von einem Taler angewiesen.

Mit dem *oldenburgisch-hannoverschen Staatsvertrag* vom 4. Februar 1817 fielen auch Damme und Neuenkirchen an das Herzogtum Oldenburg; das Gebiet wurde dem „Oldenburger Münsterland“ zugeschlagen. Am 28. Juli 1817 hielt Pfarrer Brücher die an diesem Tag um elf Uhr vormittags in St. Viktor vorgenommene feierliche Übergabe des größten Teils der hannoverschen Kirchspiele Damme und Neuenkirchen an Oldenburg im Kirchenregister fest. Die Regierungsvertreter Isenbart für Hannover und Tenge für Oldenburg nahmen im Beisein der Geistlichen, Behördenvertreter und Honoratioren an der Feierstunde teil. Damit war der in Artikel 33 der Wiener Schlußakte vom 9. Juni 1815 vereinbarte Ausgleich zwischen Hannover und Oldenburg, am 4. Februar 1817 im Quakenbrücker Rezeß festgehalten, abgeschlossen worden.

An diesem Tag dürfte kaum zur Sprache gebracht worden sein, daß die Folgen der langen Kriege für die betroffenen Länder und besonders auch für Südoldenburg und die dort wohnenden Menschen noch längst nicht ausgestanden waren. Das unruhige Zeitalter der Französi-



schen Revolution und der Napoleon-Zeit gehörte der Vergangenheit an. Daß sich die im Freiheitskampf angekündigten politischen Veränderungen für Deutschland nicht verwirklichten, sondern ganz im Gegenteil eine Epoche der Restauration begann, machte aber sehr bald deutlich, daß keine Ruhe einkehren würde und ein weiteres unruhiges Jahrhundert begonnen hatte, das mit tiefgreifenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umbrüchen aufwarten würde. Für die Süddoldenburger hieß das, daß sie für ein halbes Jahrhundert in die grundherrliche Abhängigkeit zurückkehrten und in einem ebenso politisch rückständigen wie wirtschaftlich unterentwickelten Staat zurechtkommen sollten. Daß das für viele unmöglich war und einige das für unzumutbar hielten, brachte so manchen dazu, bei der Suche nach Glück und Wohlstand das Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen und außerhalb der Heimat zu suchen. Die dann seit 1830 einsetzende Auswanderung ließ allerdings viele Gemeinden im Oldenburger Münsterland ausbluten, ehe am Jahrhundertende im Zuge der Industrialisierung eine Besserung der Verhältnisse eintrat.

**Quellennachweise und weiterführende Literatur in:**

Klaus J. Bade, Jürgen Kessel, Hannelore Oberpenning, Anton Schindling (Hrsg.): Damme. Eine Stadt in ihrer Geschichte, Sigmariningen 1993.

Engelbert Beckermann, Heinrich Hachmöller, Karl Sieverding (Hrsg.): Das Oldenburger Münsterland 1803-1815, Cloppenburg 1985, = Unterrichtsmaterial zur Regionalgeschichte 1. Hans-Joachim Behr u.a.: Heimatchronik des Kreises Vechta, Köln 1976.

Albrecht Eckhardt, Heinrich Schmidt (Hrsg.): Geschichte des Landes Oldenburg. Ein Handbuch, Oldenburg<sup>3</sup> 1988.

Hermann Forst: Die Osnabrücker bei Waterloo, in: Osnabrücker Mitteilungen 20, 1895, S. 93-130.

Jürgen Kessel: Kein Soldat für König Jérôme, aber Steuerbürger unter Kaiser Napoléon. Der Dammer Kupferschmied C. R. Nordhoff, in: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1995, S. 104-122.

Anton Wilhelm Nordhof: Die Geschichte der Zerstörung Moskaus im Jahre 1812, hrsg. von Claus Scharf unter Mitwirkung von Jürgen Kessel, München 2000, = Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 61.

Heinrich Ottenjann: Aus Cloppenburgs vergangenen Tagen. Die Geschichte einer alten Cloppenburgers Familie [Apotheke König], Cloppenburg 1928.

Helmut Ottenjann (Hrsg.): Zur Bau-, Wirtschafts- und Sozialstruktur des Artlandes im 18. und 19. Jahrhundert, Cloppenburg 1979, = Materialien zur Volkskultur nordwestliches Niedersachsen, Bd. 1.

1) Ich danke Prof. Dr. Helmut Ottenjann, der mir den von ihm in einem Geheimfach einer Wehlburg-Truhe wiedergefundenen Brief zugänglich gemacht hat.

*Engelbert Hasenkamp*

## Reserve-Lazarette des Zweiten Weltkrieges im Oldenburger Münsterland

### Einleitung

Als der menschenfreundliche Schweizer Bürger Henry Dunant vor rund 140 Jahren zufällig Zeuge des furchtbaren Kriegsgeschehens in der französisch-italienischen Schlacht gegen die Österreicher bei Solferino (südlich des Garda-Sees) wurde, erschreckte ihn die Grausamkeit des Kampfes. Angesichts der großen Anzahl von Verwundeten stellte er aus der Einwohnerschaft in der Umgegend spontan Hilfskolonnen zusammen und versorgte die Verletzten so gut es möglich war. 1862 schilderte er in der von ihm verfaßten Schrift „Eine Erinnerung an Solferino“ das schreckliche Geschehen und rief weltweit zur Schaffung freiwilliger Hilfsgemeinschaften auf, die in Kriegszeiten den Sanitätsdiensten der kämpfenden Truppen beistehen und die durch internationale Abmachungen geschützt werden sollten. Schon 1864 kam es zur völkerverbindenden, von 16 Staaten unterzeichneten „Genfer Konvention“ und zur Gründung der ersten nationalen Rotkreuzgesellschaften.<sup>1</sup>

In enger Verbindung mit den neuen Hilfsorganisationen standen von Anfang an die Militärkrankenhäuser, die wir Lazarette nennen. Der Name „Lazarett“ ist abgeleitet von dem französischen Wort „lazaret“ = Quarantäneanstalt und von dem italienischen Wort „lazarro“ = Aussätziger. Der tiefere Ursprung liegt wohl in dem Wort „Lazarus“ und dem im 12. Jahrhundert gegründeten Lazarusorden (Lazariter), der sich ausschließlich dem Hospitaldienst und der Krankenpflege widmete.<sup>2</sup> Der Begriff „Lazarett“ bedeutet somit dem Grunde nach „Siechenhaus“ oder auch „Seuchenheilstalt“. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts gab es die Standort- oder Garnisonlazarette als Dauereinrichtungen, die während kriegerischer Auseinandersetzungen durch Kriegs- und Feldlazarette verstärkt wurden.<sup>3</sup> Das erste ständige Lazarett gab es 1694 in München.

Nach der Genfer Konvention von 1864 hatten Personal und Patienten in den Militärkrankenhäusern den Status von Zivilisten, also von

Nichtkriegsteilnehmern; sie waren deshalb in besonderer Weise geschützt. Das gilt auch heute noch, obwohl die Genfer Vereinbarungen mehrfach geändert und ergänzt wurden. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt haben die vier diesbezüglichen Abkommen vom 12.8.1949 Gültigkeit.<sup>4</sup>

## Das deutsche Sanitätswesen im 2. Weltkrieg

In der Deutschen Wehrmacht gehörten die Sanitätsdienste weder zur Truppen- noch zur Waffengattung. Sie trugen an den Kragenspiegeln ihrer feldgrauen Uniformen eine eigene kornblumenblaue Einheitenfarbe, und ihre Dienstgrade lauteten anders als die des Heeres. In den Mannschaften glichen sie allerdings denen der übrigen Truppe, jedoch mit dem Zusatz „Sanitäts-“. Ein weiteres sichtbares Kennzeichen war die Rote-Kreuz-Armbinde. Sämtliche Sanitätsdienstgrade genossen den Schutz des damaligen Genfer Verwundetenabkommens von 1929. Das Rote-Kreuz-Zeichen mußte auch an Gebäuden, Zelten und Fahrzeugen angebracht sein.<sup>5</sup>



*Rotes Kreuz auf weißem Grund, das ist seit 1863 das internationale Schutzzeichen des Sanitätsdienstes - hier auf einer Sonderbriefmarke der Deutschen Bundespost 1963.*

Der Sanitätsdienst des Heeres unterteilte sich in Einheiten für Feld- und Ersatzheer als Truppenteile und Lazarette, angefangen in den großen Heeresgruppen bis hin zum kleinen Bataillon. An der Spitze stand der Heeres-Sanitätsinspekteur beim Arbeitsstab im Heeresamt. Er war verantwortlich für den Ablauf der Sanitätsdienste in der gesam-



ten Wehrmacht und Vorgesetzter des ganzen Sanitätspersonals. Ihm unterstanden der Haupt-Sanitätspark in Berlin, die Nachschubzentrale für sanitätsdienstliche Ausrüstung und die militärmedizinische Akademie. Die Inspektion gliederte sich in

- Personalabteilung,
- Organisationsabteilung mit Beschaffungs-, Transport- und Nachschubwesen,
- Abteilung für Wissenschaft und Gesundheitsführung (Seuchenbekämpfung, Gasschutz u.a.).

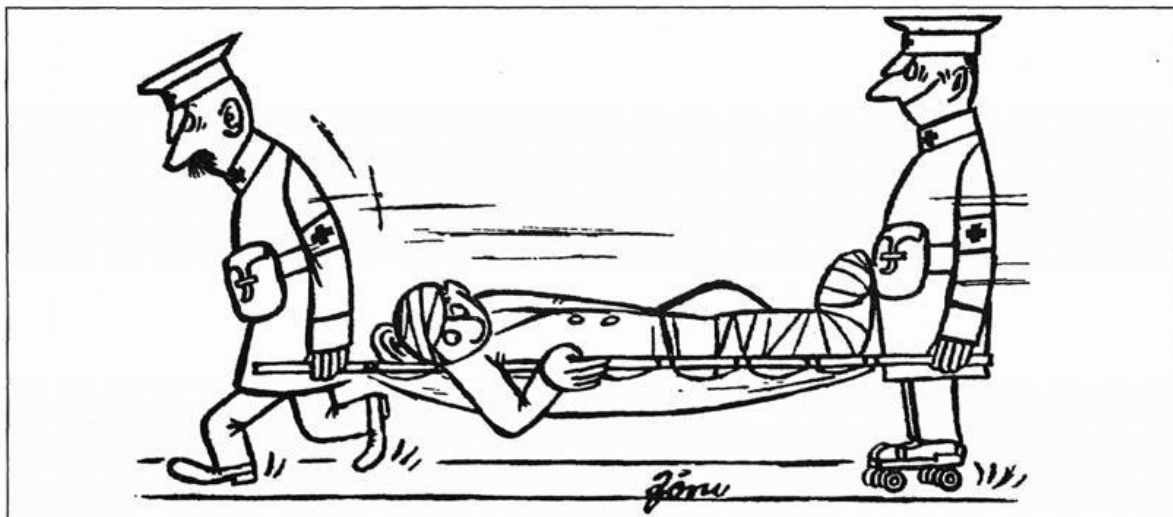
Leitender Sanitätsoffizier des Feldheeres beim Generalquartiermeister des Oberkommandos des Heeres war der Heeres-Arzt (Generalstabsarzt). In seine Zuständigkeit fielen auf allen Kriegsschauplätzen der Einsatz von Sanitätseinheiten und die Rückführung von Verwundeten. Dazu verfügte er über Kriegs- und Reservelazarette sowie über Krankentransportabteilungen. Er war auch für die Erstellung von Verlustmeldungen zuständig. 1941 wurden beide Ämter unter der Bezeichnung „Heeresarzt“ vereinigt.

Die „Hierarchie“ im Sanitätsdienst war wie folgt organisiert:

- Heeresgruppenärzte (Generalärzte); sie befehligten zwei Kriegslazarette (mot), zwei Leichtkranken-Kriegslazarette und zwei Krankentransportabteilungen.
- Armee-Ärzte (General- oder Oberstärzte); sie konnten eine große Anzahl von Sanitätsdiensten einsetzen. Zu ihnen gehörten eine Armee-Sanitätsabteilung, sechs Armee-Feldlazarette, zwei Sanitätskompanien zu je 200 Mann, sechs Kranken-Kraftwagenszüge und ein Armee-Sanitätspark mit drei Zügen.
- Korps-Ärzte (Oberstärzte); sie wurden erst ab 1943 eingesetzt und verfügten über eine geringe Zahl eigener Sanitätseinheiten.
- Divisions-Ärzte (Oberfeld- und Oberstärzte); sie befanden sich bei geschlossenen Einheiten direkt in der Truppe als Divisions-Sanitätsabteilung.
- Wehrkreis-Ärzte; sie waren im Ersatzheer verantwortlich für die Gesundheitspflege und die Gesunderhaltung der Ersatzeinheiten. Ihr Zuständigkeitsbereich schloß die Heimat- und Reservelazarette mit ein.<sup>6</sup>

Das Aufgabengebiet des Truppen-Sanitätsdienstes umfaßte die Versorgung aller Verwundeten und Erkrankten am Einsatzort der jeweiligen Division; es mußten Truppenverbandplätze, Sanitätsstützpunkte, Sam-

melstellen, Hauptverbandplätze und Feldlazarette eingerichtet sowie die Rückführung Verwundeter in frontferne Gebiete veranlaßt werden. Für die Wahrnehmung dieser Aufgaben standen Krankenträger und Sanitäter bei jedem Zugtrupp, Truppensanitäter in jeder Kompanie und Sanitätsoffiziere bei jedem Bataillon oder jeder Abteilung zur Verfügung.



*Krankenträger des Sanitätsdienstes hatten oft unter Einsatz ihres eigenen Lebens Verwundete zu bergen. (Zeichnung aus einer Werbepostkarte)*

### Einrichtung von Reserve-Lazaretten


Die Inanspruchnahme ziviler Anstalten zur Einrichtung von Reserve-lazaretten war in dem gemeinsamen Runderlaß des Chefs des Oberkommandos der Wehrmacht und des Generalbevollmächtigten für die Wirtschaft vom 21.10.1939 so geregelt: „Die für die einzurichtenden Reservelazarette erforderlichen Krankenhäuser, Pflegeanstalten, Schulen, Berberbergungsbetriebe und dergleichen werden von der Wehrmacht auf Grund des Reichsleistungsgesetzes (RLG) vom 1.9.1939 (RGBl. I, S. 1645) in Anspruch genommen.“ Nach diesen gesetzlichen Vorschriften mußte also für eine eventuelle Nutzung als Reserve-Lazarett von der Wehrmacht eine vereinbarte Vergütung gezahlt werden. Wenn ganze Krankenhäuser in den Dienst der Wehrmacht gestellt wurden, übernahm diese im allgemeinen auch die gesamten medizinischen, wirtschaftlichen und sonstigen Einrichtungen. Die Unterhaltung, Pflege und Instandhaltung von Gebäuden, Geräten und Apparaten war bis ins Detail geregelt. Bei Bedarf konnte sogar das vom Krankenhaus bisher beschäftigte nichtbeamtete Personal vom Reservelazarett übernommen werden. Das

Arbeitsverhältnis basierte dann auf der „Dienstordnung für Krankenschwestern, Schwesternhelferinnen und Helferinnen der Wehrmacht bei besonderem Einsatz“ vom 26.8.1939 und auf der „Allgemeinen Tarifordnung für Gefolgschaftsmitglieder im öffentlichen Dienst (TO.A)“. Wurden Schulen, sonstige gemeindeeigene Räume oder Einrichtungen des Gaststätten- und Beherbergungsgewerbes in Anspruch genommen, mußten ebenfalls angemessene Entschädigungen gezahlt werden.

Kam eine Verständigung über eine angemessene Entschädigung nicht zustande, konnte die untere Verwaltungsbehörde (Landrat) diese festsetzen. Einsprüche hiergegen entschied die höhere Verwaltungsbehörde (Ministerium) und Beschwerden das Reichsverwaltungsgericht.

### Lazarette im Oldenburger Münsterland

Es ist nicht ganz einfach, aus den wenigen noch vorhandenen Archivalien ein annähernd realistisches Bild von den Lazaretteinrichtungen in unserer südoldenburgischen Heimat darzustellen. Unmittelbar vor der alliierten Besetzung sind nach mündlichen Berichten bei allen Militär-, Partei- und Behördendienststellen große Mengen schriftlicher Unterlagen ohne Prüfung des Archivwertes vernichtet worden. Bei den für Lazarettzwecke in Anspruch genommenen Schulen und Krankenhäusern sind größtenteils auch nur wenige und unvollständige Schriftstücke erhalten geblieben. Nur diese und zusätzlich einige Tagebuch-

 **Der erste Transport Verwundeter, im wesentlichen Leichtverwundete, ist am Mittwoch abend in Vechta eingetroffen, von der Bevölkerung, die sich zahlreich auf dem Bahnhof eingefunden hatte, lebhaft begrüßt. Die Vechtaer Hitlerjugend hatte sich für die Mithilfe bei der Ausladung bzw. beim Abtransport zur Verfügung gestellt und sie unterzog sich mit freudigem Eifer diesem Hilfsdienst für die verwundeten Kämpfer um Deutschlands Freiheit und Zukunft.**

*In einer kurzen Notiz berichtete die „Oldenburgische Volkszeitung“ am 14. Juni 1940 über die Ankunft der ersten Verwundeten in Vechta, nicht ohne im nationalsozialistischen Sinne auf die Mithilfe der Hitlerjugend besonders hinzuweisen.*



aufzeichnungen sowie einzelne mündliche Angaben konnten für die Abfassung der nachstehenden Berichte ausgewertet werden.

### Lazarette in Vechta

Sicherem Vernehmen nach traf der erste Verwundetentransport Mitte Juni 1940 von der Westfront in Vechta ein<sup>8</sup>; weitere folgten - später auch von anderen Kriegsschauplätzen. Klaus Kraemer<sup>9</sup> beschreibt nach dem Kriege in seinen Erinnerungen die Gesamtsituation der Lazarettstadt Vechta so:

*„Sieben zum Teil große Lazarette in einer kleinen Landstadt wie Vechta hatten schon etwas zu bedeuten. Sie formten äußerlich und innerlich wesentlich mit das Bild der Stadt. Äußerlich nicht nur die vielen Rote-Kreuz-Schwester, sondern auch die zahllosen mehr oder minder schlimm zugerichteten Soldaten, die nach schweren Amputationen und anderen Operationen von der Fessel des Krankenbettes wenigstens soweit befreit waren, daß sie wieder mal an die frische Luft konnten. Aber auch innerlich trugen sie viel dazu bei, das seelische Stadtbild zu formen. Die Gedächtnistafeln in der katholischen Pfarrkirche nannten bereits Ostern 1945 die Namen von über 160 Söhnen der Pfarrei, die, wie man schon amtlich wußte, für den Wahwitz eines verbrecherischen „Führers“ und seiner kriegswütigen Helfershelfer ihr Leben gelassen hatten. Und nun kamen als lebendes Anschauungsmaterial für die Folgen politischer und militärischer Verführung und Verhetzung alle diese Kriegsversehrten hinzu ...“*

### St. Marienhospital

Schon eine Woche vor Kriegsausbruch, am 25. August 1939, beschlagnahmte die Deutsche Wehrmacht das St. Marienhospital. 75 Betten mußten bis zum 11. September freigemacht sein und bis zum 24. September sämtliche Räume mit ihren Einrichtungen der Wehrmacht zur Verfügung stehen.<sup>10</sup> Gleichzeitig wurden 16 Krankenschwestern für die Pflege der zu erwartenden Verwundeten verpflichtet.

Als Ersatzkrankenhaus für die Zivilbevölkerung war das Antoniushaus am Klingenhagen, bisher Knabenkonvikt und Exerzitienhaus, bestimmt worden, das nur notdürftig und unter großen Schwierigkeiten für die neue Aufgabe umgerüstet werden konnte. So mußte beispielsweise das Franziskusstift in Steinfeld medizinische Geräte und notwendiges Zubehör für die Einrichtung eines Operationszimmers ausleihen.

Der Landrat.

Vechta, den 9. September 1939.

## Bekanntmachung.

Nachdem das St. Marienhospital in Vechta für Zwecke der Wehrmacht in Anspruch genommen worden ist, befindet sich das Krankenhaus für die Zivilbevölkerung bis auf weiteres im Antoniushaus in Vechta, Klingenhagen 8 (Fernruf 401). Aufnahmen von Krankenhauspflegebedürftigen Zivilpersonen können in Vechta bis auf weiteres nur hier erfolgen. Die bisher im St. Marienhospital untergebrachten Kranken sind in das Antoniushaus verlegt worden.

Bruns.

*Bekanntmachung des Landrats in der „Oldenburgischen Volkszeitung“ am 11. September 1939 über die Verlegung des St. Marienhospitals in das St. Antoniushaus.*

Trotz solcher Einschränkungen stand das Gebäude des St. Marienhospitals ab dem 24. September 1939 fast leer. In der unteren Etage waren lediglich die Büroräume und ein Kasino untergebracht worden. Nur einige Soldaten des Fliegerhorstes und erkrankte Fronturlauber erhielten hier die notwendige medizinische Betreuung. Als am 30. Oktober die Beschlagnahmeverfügung für das Antoniushaus aufgehoben und auch das St. Marienhospital größtenteils wieder freigegeben wurden, nahmen die Schwestern und das übrige Personal ihren gewohnten Arbeitsplatz hier wieder ein. Alle jüngeren Ärzte hatten inzwischen den Einberufungsbescheid zur Truppe erhalten, so daß die ärztliche Hauptverantwortung im Krankenhaus fortan bei dem bekannten Vechtaer Zivilarzt Dr. med. Ferdinand Kokenge lag. Die schon im Ruhestand lebenden praktischen Ärzte Dr. Bernhard Cromme, Dr. Gelhaus und zeitweilig auch Dr. Konrad Lenze aus Bakum unterstützten ihn. Die Rückgabe des St. Marienhospitals verzögerte sich bis zum 28. Dezember; dann waren auch die noch verbliebenen Sanitätsoffiziere abgezogen.

Anfang 1940 drohte erneut die Beschlagnahme des Hospitals. Als das Kuratorium vorsorglich die teilweise Überlassung des Hauses anbot, zeigte man grundsätzlich zwar Verständnis, bestand aber auf der Bereitstellung von 40 Betten bis zum 21. April 1940. Mit der Inanspruchnahme der beiden Männerstationen sollten dort auch sieben Ordensschwestern für die Verwundetenpflege verfügbar sein. Bis auf



die Einweisung gelegentlich erkrankter Soldaten blieben die Betten jedoch bis Anfang Juni leer. Der erste größere Verwundetentransport traf dann am 12. und 13. Juni von der Westfront ein. Von da an war die Lazarettabteilung fast immer voll belegt. Das Kuratorium schloß am 17. Juni mit der Wehrkreisverwaltung X in Hamburg einen ordnungsmäßigen Nutzungsvertrag ab, der bis Kriegsende gültig blieb.



*Das St. Marienhospital in Vechta, so wie es während der Kriegsjahre 1939 - 1945 aussah; das Gebäude wurde in den letzten Jahren durch An- und Umbauten völlig verändert.*

Weit mehr als 2000 Verwundete wurden während des Krieges im St. Marienhospital ärztlich versorgt und betreut. Operationen und Amputationen, auch von Insassen der übrigen Vechtaer Lazarette, konnten nur hier erfolgen, so daß an die Ärzte und das Pflegepersonal höchste Anforderungen gestellt wurden. Den Höhepunkt der Belastung erreichte das Lazarett im April 1945, als die Front näher rückte. Das Operationsteam mußte fast jede Nacht durcharbeiten.

Am Nachmittag des 12. April 1945 besetzten englische und kanadische Truppen die Stadt Vechta. Unmittelbar danach verlegten sie die bis dahin ebenfalls im St. Marienhospital behandelten verletzten alliierten Kriegsgefangenen in die benachbarte Aufbauschule. Die verwundeten deutschen Soldaten, Sanitäter und Ärzte galten jetzt als Gefangene der



Besatzungsmacht. Diese verteilte auch nach wenigen Tagen die Patienten, bis auf einzelne nicht transportfähige Verwundete, auf die übrigen Vechtaer Lazarette und gab das St. Marienhospital wieder für die Zivilbevölkerung frei. Zum Glück waren die Gebäude des Krankenhauses während der Kriegsjahre von Beschädigungen verschont geblieben, obwohl am 17.12.1942 der Ostflügel der benachbarten Aufbauschule durch einen Bombentreffer total zerstört wurde. Auch bei den Luftangriffen auf den Fliegerhorst am 15.8.1944 und 24.3.1945 entstanden außer zersprungenen Fensterscheiben keine weiteren Schäden. Selbst der Artilleriebeschuß am 12.4.1945 hinterließ am Krankenhaus keine Schäden.<sup>11</sup>

### *Staatliche Oberschule für Jungen (Gymnasium)*

Noch wechselvoller als im St. Marienhospital verlief die Einrichtung eines Reservelazarettes in der Staatlichen Oberschule für Jungen an der Willohstraße. Das geht zunächst aus dem Bericht des Direktors vom



*Dieses Foto, aufgenommen vor dem Portal der Staatlichen Oberschule für Jungen (Gymnasium) in Vechta, soll im September 1939 gemacht worden sein; es zeigt die für das hier inzwischen eingerichtete Reservelazarett dienstverpflichteten Zivilarbeiter, Angestellten und Sanitäter.*

4.9.1939 an den Minister für Kirchen und Schulen in Oldenburg hervor, in dem es heißt: „Das Schulgebäude ist von der Wehrkreisverwaltung X in Hamburg für das Reservelazarett Vechta beschlagnahmt worden. Am 30. Mobilmachungstage (24.9.1939) soll es für 150 Leichtkranke aufnahmefähig sein. Im Geräteraum der Turnhalle soll vom Heeresbauamt Bremen eine Küche eingebaut werden; mit den Arbeiten wird umgehend begonnen.“<sup>12</sup>

Am 20.9.1939 teilte die Schulleitung ergänzend mit: „Verhandlungen über die Inanspruchnahme des Schulgebäudes durch die Heeresverwaltung sind hier nicht geführt worden. Vor einigen Monaten haben Beamte des Heeresbauamtes das Gebäude besichtigt und erklärt, daß das Gebäude der Oberschule an Stelle der Aufbauschule für den Mob.-Fall als Reservelazarett vorgesehen sei.“

Die Dauer der Inanspruchnahme wird in dem am 15.11.1939 formulierten Entschädigungsvertrag für die Zeit vom 10.9. bis 25.11.1939 angegeben, so daß danach die Schulräume ab dem 10. Dezember wieder ihrer eigentlichen Bestimmung zugeführt werden sollten. Doch die Verwaltung des Reservelazarettes wies vorsorglich darauf hin, daß die in einem besonderen Verzeichnis aufgeführten Wirtschaftsgeräte und Gegenstände auf Grund des Reichsleistungsgesetzes weiter für das Wehrkreiskommando X bereitzuhalten und auf Anforderung wieder zur Verfügung zu stellen seien.<sup>13</sup>

Am 23.4.1940 berichtete der Direktor abermals an das Ministerium: „Das neue Staatliche Gymnasium ist am 17.4.1940 erneut von der Wehr-



Die Staatliche Oberschule für Jungen (Gymnasium) an der Willohstraße in Vechta wurde 1934/35 erbaut, inzwischen durch zahlreiche Anbauten erweitert, aber an der Frontseite nicht wesentlich verändert.

*macht in Anspruch genommen worden.*“ Die Beschlagnahme dauerte nur knapp vier Monate; denn am 25. August wurde der Unterricht erneut aufgenommen. Die Freigabe erwies sich jedoch spätestens Anfang 1941 als nicht endgültig. Dieses Mal ließ das Oldenburger Ministerium verlauten, die Oberschule sei weiterhin für Reservelazarettzwecke sichergestellt. Dessen ungehindert verlief der Unterricht fast ein ganzes Jahr lang normal weiter.<sup>14</sup>

Dann aber meldete sich die Wehrersatzinspektion Bremen nochmals und teilte am 17.1.1942 durch Fernspruch über den Minister für Kirchen und Schulen mit: *„Auf Befehl des Oberkommandos des Heeres ist die Oberschule für Jungen in Vechta als Teileinheit des Reservelazarettes Vechta i.O. mit 240 Betten sofort wieder als Reservelazarett einzurichten. Als erster Einrichtungstag ist Montag, der 19. Januar 1942 festgesetzt.“*<sup>15</sup> Sofort verschwand das Schulinventar in der angemieteten Turnhalle an der Mühlenstraße, und für den Unterricht wurden die von der Stadt Vechta vorgesehenen Ersatzschulräume in der Aufbauschule, in der Knabenvolksschule und in der Mädchenvolksschule in Anspruch genommen. Über die mit dieser Umorganisation zusammenhängenden Schwierigkeiten und Maßnahmen liegen mehrere Berichte vor, in denen auch die *„augenblickliche Überlastung des Chef- und Oberstabsarztes Dr. Lenné“* zum Ausdruck kommt, *„weil die verschiedenen Verwundeten-transporte ordnungsmäßig untergebracht werden müssen.“* Aus dem Wortlaut ist weiter zu schließen, daß zu der Zeit Belegungen mit Verwundeten in einem größeren Ausmaß erfolgt sind. Die Beschlagnahme der Schule blieb jedenfalls von nun an endgültig.

### *Aufbauschule (ehemaliges Seminargebäude)*

Offenbar als beabsichtigte Konkurrenz mit dem konfessionellen Privaten Oberlyzeum der Schwestern U.L.F. hatte die nationalsozialistische Regierung bereits Ostern 1939 eine „Staatliche Oberschule für Mädchen“ eingerichtet und diese in dem alten Seminargebäude an der Marienstraße (heute Standort des Kinderkrankenhauses) untergebracht. Die Leitung der Schule mußte der Direktor der Staatlichen Oberschule für Jungen, Ministerialrat Franz Teping, zusätzlich übernehmen. Das Lyzeum der Ordensschwestern wurde 1940 staatlicherseits aufgelöst.<sup>16</sup>

Der Ostflügel des Seminargebäudes erlitt am 17.12.1942 durch Bombentreffer Totalschaden. Die zerstörten Räume konnten erst am







*Das ehemalige Lehrerseminar an der Marienstraße in Vechta; ab 1939 Staatliche Oberschule für Mädchen und ab 1945 Lazarett und Flüchtlingskrankenhaus. Das Gebäude wurde 1861 errichtet, der Ostflügel 1942 durch Bombentreffer zerstört; 1971 wurde alles abgerissen; auf dem Grundstück entstand 1984/85 die heutige Kinderklinik.*

1.9.1943 durch drei neu errichtete Holzbaracken an der Peripherie des Schulgeländes ersetzt werden. Als Anfang 1945 die Unterbringung von Verwundeten immer kritischer wurde, gab der Reichsstatthalter für Oldenburg und Bremen - der Reichsverteidigungskommissar Weser-Ems - auch die Staatliche Oberschule für Mädchen frei. Der Landrat beschlagnahmte in seinem Auftrag am 14.2.1945 die beiden größten Schulbaracken und einzelne Räume des Hauptgebäudes für Lazarettzwecke. Er wies sie dem Wehrkreisarzt bei der Wehrkreisverwaltung X in Hamburg zu.<sup>17</sup> Direktor Teping vermerkte darüber am 16.2.1945, daß Schule und Baracken geräumt, die Schulmöbel in der Turnhalle untergebracht, die Lehrerbücherei im Amtsgericht ausgelagert und der Unterricht am 13. Februar geschlossen worden seien.

Ergänzend gibt er an, daß „heute die ersten Verwundeten eingetroffen sind“, und er fügt am 24. Februar hinzu: „Eine größere Anzahl von Bänken nebst einigen Tafeln sind zur Volksschule nach Lutten und nach Mühlen gebracht worden, wo am 26. Februar der Unterricht einsetzt.“<sup>18</sup>

Über die Nutzung der Schule liegen keine weiteren Einzelheiten vor. Ministerialrat Teping hat darüber erst nach Kriegsende in einem Aktenvermerk folgendes notiert: „Seit dem 12.4.1945 wurde die Aufbauschule britische Kaserne. Man begnügte sich zunächst mit den dem Lazarett überlassenen Räumen. Am 15. Mai verlangten die Besatzer weitere Räume, zunächst die Turnhalle, dann zwei Physikräume und das kleine Sammlungszimmer im oberen Stockwerk. Die Schulmöbel und Sammlungen wurden untergebracht in der Longierhalle und in der Turnhalle an der Mühlenstraße. Am 17. Mai mußte auch die Verwaltungsbaracke für russische Gefangene geräumt werden. Möbel und Lehrmittel kamen zur Turnhalle an der Mühlenstraße, das Inventar des Direktorzimmers neben den Flurschränken zum alten Gymnasium (Bahnhofstraße).“<sup>19</sup> Soweit Schulräume von deutschen Behörden für die Unterbringung von Flüchtlingen genutzt wurden, mußten sie nach dem Kriege auf Anweisung der Militärregierung bis zum 1.10.1945 geräumt werden.<sup>20</sup>

### *Liebfrauenhaus (Privates Gymnasium für Mädchen)*

Über die Verwendung des Schulgebäudes der Schwestern U.L.F. an der Marienstrasse, dem ein Internat angeschlossen war, liegen ebenfalls nur lückenhafte Nachrichten vor. Fest steht, daß die Schule bereits im September 1939 als Reservelazarett bestimmt wurde. Am 14.12.1939 nahm die Lazarettverwaltung Bezug auf die Freigabe von 110 Stück Bettstellen mit Leib- und Kopfmatratzen, die am 27.10.1939 von dem stellvertretenden Generalkommando X in Hamburg beschlagnahmt und dem Dominikanerkloster in Füchtel zugewiesen worden waren, das ebenfalls als Lazarett dienen sollte.<sup>21</sup> Die Liegen mußten jedoch nach einigen Wochen zurückgebracht werden, weil sie nicht der vorgeschriebenen Länge entsprachen.

Der damals zuständige Oberstabsarzt ließ Anfang Januar 1940 die Schulräume für die Aufstellung von 230 Betten ausmessen. Das veranlaßte die Schulleiterin, bei der verantwortlichen Wehrersatzinspektion in Bremen darum zu bitten, von einer Belegung der Betten vor dem 1. März abzusehen, damit die anstehenden Reife- und Abschlußprüfungen nicht gefährdet würden. Das Gesuch fand offensichtlich



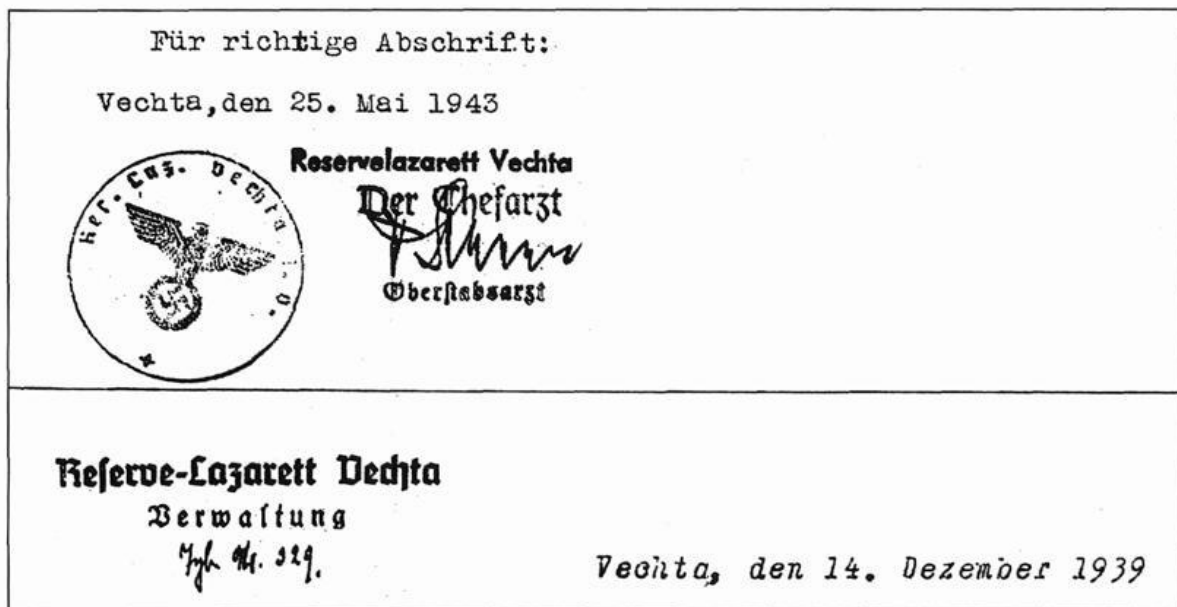
*Das Hauptgebäude des Liebfrauenhauses an der Marienstraße in Vechta im Jahre 1928. Das Gebäude wurde 1864 errichtet, 1925 aufgestockt und ab 1939 als Lazarett genutzt; hier befand sich die Verwaltung aller Vechtaer Lazarette.*

Gehör, denn erst Mitte Februar 1940 wurde das Lazarett vollständig eingerichtet und konnte dann als solches Verwendung finden. Seit Ende dieses Monats zeigte eine Tafel am Haupteingang zur Marienstraße an, daß sich hier das „Reservelazarett Vechta, Abteilung I, Liebfrauenhaus“ befand. Vor dem Tor wehte die weiße Flagge mit rotem Kreuz und auf dem Dach der Kapelle markierte dasselbe Emblem in Großformat den Schutz des Hauses nach der Genfer Konvention. In dem Gebäude wurde die Verwaltung für sämtliche Lazarette im Stadtgebiet untergebracht mit Schreibstuben, Offizierskasino und Apotheke. Die Gesamtzahl der Ärzte, des Verwaltungs- und Pflegepersonals betrug 53.<sup>22</sup>

Seit dem 19. März 1940 ruhte der Schulbetrieb. Die ersten Verwundeten trafen am 12. Juni ein und belegten 192 Betten. Die im Hause verbliebenen Ordensschwestern sorgten für Haus, Küche und Wäsche, während die Krankenpflege Rote-Kreuz-Schwester und Sanitätern vorbehalten blieb. Ein weiterer Transport am 11. Januar 1941 füllte die restlichen Betten auf insgesamt 210 Verwundete. Diese Anzahl blieb im Durchschnitt bis März 1945 konstant.



Ein umfassender Schriftwechsel liegt über die Inanspruchnahme weiterer Räume über der Turnhalle und im Ostflügel des Schwesternhauses vor mit dem Ergebnis, daß am 16. Januar 1943 im Nebenhaus eine Röntgenstation in Betrieb genommen und ab 1. März 1944 im Erd- und Obergeschoß zusätzliche Krankenzimmer mit 50 Betten eingerichtet wurden.<sup>23</sup> Aus den vorliegenden Schriftstücken ist darüber hinaus zu erkennen, daß bereits in der Zeit vorher die Turnhalle ab dem 1. Oktober 1940 als Tagesraum und die im gleichen Trakt des Obergeschosses liegenden Einzelzimmer für die Ausweitung der Verwaltung und für Sanitätsdienstgrade beansprucht worden sind.<sup>24</sup>



*Briefkopf, Stempel und Dienstsiegel der Lazarettverwaltung in Vechta.*

Alle Vechtaer Lazarette waren überwiegend mit Amputierten belegt, die sich mehrheitlich folgenschwere körperliche Leiden durch Erfrieren in dem kalten Winter 1941/42 zugezogen hatten. Sie kamen von allen Frontabschnitten, auch aus Nordafrika und von der See.

Als am 24. März 1945 der Fliegerhorst Vechta bei einem Luftangriff fast vollständig zerstört wurde, blieb das Liebfrauenhaus ohne Schaden. Zwei Tage später kam es jedoch in arge Bedrängnis, denn die derzeitige Kriegslage erforderte die Übernahme von rund 600 Verwundeten aus dem aufgelösten Lazarett Meppen. Die Soldaten kampierten zuerst auf dem Schulhof, ohne Betten und Matratzen. Nur die Schwerverletzten konnten eine Liegestatt bekommen, die anderen wurden später im Luftschutzraum oder in Bürgerquartieren unterge-

bracht. Das schnelle Näherkommen der Front verhinderte somit jegliche geordnete Planung. Alle gehfähigen Verwundeten mußten deshalb den Weitermarsch in Richtung Bremen in Kauf nehmen. Den Feind auf den Fersen, trafen am 31. März 1945 (Karsamstag) weitere 500 Verwundete und Kranke aus dem verlorenen Lazarett Ibbenbüren ein. Für alle, die sitzen oder gehen konnten, gab es nun keine andere Möglichkeit, als sie – nachdem sie mit Marschverpflegung für drei Tage versorgt worden waren – in der Nacht in nördlich liegende rückwärtige Gebiete weiterzuleiten. Wegen ständiger Tieffliegergefahr mußte der Abmarsch bei Dunkelheit erfolgen.

Am 5. April 1945 stand Vechta im Zeichen des vorbereitenden Widerstandes. Die bei dem Bombenangriff auf den Fliegerhorst verschont gebliebenen Anlagen wurden gesprengt und an den Hauptstraßen Panzersperren angelegt. Es stellte sich nun die Frage, ob die Kreisstadt wegen der zahlreichen Lazarette zur „offenen Stadt“ erklärt werden sollte. Während Militär und Kreisleiter Widerstand bis zum Letzten verlangten, suchten Landrat und Ärzteschaft, den Kampf zu verhindern. Sie wollten an den südlichen Einfallstraßen, denn nur von hier aus konnte der Feind kommen, große Hinweistafeln mit der Aufschrift:

VECHTA  
Lazarettstadt mit  
2000 Verwundeten

aufstellen lassen. Der Plan gelangte jedoch nicht mehr zur Ausführung, denn die Ereignisse überstürzten sich, und die Stadt wurde nach harten Auseinandersetzungen zwischen versprengten Militäreinheiten und zivilen Stellen am 12. April 1945 mit nur wenigen Schäden von alliierten Truppen besetzt.

Rund acht Monate nach Kriegsende ist einer Bestandsaufnahme der Oberin des Schwesternordens U.L.F. vom 18. Dezember 1945 zu entnehmen: „Die dem Liebfrauenhaus gehörenden Sachen sind größtenteils entweder unbrauchbar oder nicht mehr vorhanden“. Das von der Wehrmacht zurückgelassene Inventar wurde laut Verzeichnis vom 6. März 1946 für 9.873 Reichsmark käuflich erworben. Unmittelbar nach der alliierten Besetzung waren zunächst Flüchtlinge eingewiesen worden, so daß

der Schulbetrieb erst im Herbst 1945 mit vorläufig nur vier Klassen wieder aufgenommen werden konnte.

Als 1949 seitens des Landes-Caritasverbandes Oldenburg die Wiedergutmachung der durch die Inanspruchnahme als Lazarett entstandenen Schäden in Aussicht gestellt wurde, begründete die Liebfrauensschule ihre Forderungen ausführlich mit der Feststellung: *„Durch die sechsjährige Beanspruchung als Lazarett war vor Beginn des Schulbetriebes eine völlige Überholung des Hauses notwendig. Da das Haus stark verwanzt war, mußten weitere Beträge für die Entwesung des Ungeziefers aufgebracht werden.“* Der erlittene Schaden bezifferte sich auf den Schätzwert von 22.500 Reichsmark.<sup>25</sup>

### *St. Antoniushaus*

Das 1895 ursprünglich als Konvikt errichtete Antoniushaus am Klingenhagen mußte bereits am 30.9.1938 auf Grund nationalsozialistischer Schikanen und Behinderungen seine Jahrzehnte lange segensreiche Tätigkeit einstellen. Damals waren infolge der politischen Entwicklung Flüchtlinge aus dem Hultschiner Ländchen in der Tschechoslowakei, aus Mährisch-Schlesien und aus dem Riesengebirge in Vechta eingetroffen. Sie mußten irgendwo untergebracht werden, und was konnte den braunen Machthabern willkommener sein, als sie den Schwestern U.L.F. im Antoniushaus zuzuweisen.<sup>26</sup>

Ende Januar 1939 folgte die staatliche Schließungsverfügung für das Haus mit der Begründung „Mangel an nationaler Erziehung“. Dann traf im September des selben Jahres die schon erwähnte Beschlagnahme als Krankenhaus für Zivilpatienten ein, die das Haus vor neue und schwere Aufgaben stellte. Nachdem Anfang November das Notkrankenhaus wieder aufgehoben war, belegte die „Organisation Todt“<sup>27</sup> die großen Säle mit 70 Arbeitern. Weitere Angestellte aus den gleichen Lagern in Oythe und Vechta besetzten die restlichen Plätze. Von Januar bis November 1940 quartierten sich Westwallarbeiter, teilweise auch Angehörige des Reichsarbeitsdienstes und der Organisation Todt ein. Dann verlangten Offiziere der Wehrmacht kurz vor Weihnachten Platz für 58 Soldaten, für Büroräume und Vorräte.<sup>28</sup>

1941 beschlagnahmte die Wehrmacht die gesamte untere Etage. Zudem wurden das Krankenrevier des Fliegerhorstes, der Stab des Reichsarbeitsdienstes und Teile des Wehrmeldeamtes nach hier ausgesiedelt. 1942 fanden hier auch noch mehrere bombengeschädigte Familien aus Bremen und aus dem Ruhrgebiet eine vorläufige Bleibe.



*Das St. Antoniushaus an der Straße Klingenhagen in Vechta; es wurde 1895 als Konvikt erbaut und diente später auch als Studentenwohnheim und Exerzitienhaus. 1939 wurde das Haus staatlicherseits geschlossen, zunächst als Notkrankenhaus genutzt, danach als NS-Lehrerbildungsanstalt und gegen Kriegsende als Lazarett.*



Am 7.10.1942 wurde das Antoniushaus als Lazarett mit 150 Betten beschlagnahmt, blieb aber nur bis zum 30. November Militärkrankenhaus, weil es der neu einzurichtenden nationalsozialistischen Lehrerbildungsanstalt weichen mußte. Erst als sich Anfang 1945 die Front näherte, war es unter dem Druck der Verhältnisse geboten, die Anstalt erneut dem Lazarett zu überlassen. Ab sofort wurden hier wieder Verwundete betreut - und das bis Ende 1945.

Als am 15.3.1946 die Pädagogische Akademie ins Leben gerufen wurde, nahm sie im Antoniushaus ihre Tätigkeit auf. Im Januar 1947 konnten die Schwestern nach jahrelanger Unterbrechung endlich ihr Haus wieder dem ursprünglichen Zweck zuführen.<sup>29</sup>

### *St. Josephs-Konvikt der Dominikaner in Füchtel*

Der Kriegsbeginn am 1.9.1939 hatte die vorläufige Schließung aller Schulen zur Folge. Das Gebäude des St. Josephs-Kollegs der Dominikaner in Füchtel wurde sogleich als Lazarett sichergestellt. Die Wehrmacht gab jedoch auf Bitten der Schulleitung einige Räume wieder frei, um der Oberprima den Verbleib bis zum Abitur zu ermöglichen. Die anderen Klassen blieben geschlossen, und am 14.11.1939 ordnete die Oldenburgische NS-Regierung die Auflösung der Schule an mit der Absicht, sie zu enteignen. Durch Verhandlungen gelang es jedoch,

die drohende Wegnahme zu verhindern. Stattdessen mußten die Dominikaner einem Pachtvertrag für die Dauer von zehn Jahren zustimmen. Die Schulbehörde setzte dann aber doch die Aufhebung der Beschlagnahme als Lazarett durch und richtete eine NS-Lehrerbildungsanstalt ein, die bis zum Herbst 1944 bestehen blieb.



*Das St. Josephs-Konvikt der Dominikaner in Füchtel wurde 1908 erbaut, 1939 vom Staat aufgelöst und der neu eingerichteten NS-Lehrerbildungsanstalt angegliedert. 1944 wurde es als Marine-Lazarett und Fachkrankenhaus für Amputierte genutzt.*

Ab Februar des letzten Kriegsjahres 1945 wurde das frei gewordene Kolleggebäude mit einem Marinelazarett und zwar als Fachkrankenhaus für Amputierte belegt. Joseph Klövekorn notierte am 23.4.1945 in seinem Tagebuch: „Da die Lazarette jetzt Frontlazarette geworden sind, ist die Sterblichkeit von Soldaten, älteren Zivilpersonen und Kindern groß, vor allem im Marinelazarett Füchtel.“<sup>630</sup>

Nach Beendigung der Kriegshandlungen verlangten die Dominikaner sofort die Rückgabe des Gebäudes. Als sich bei den Verhandlungen Schwierigkeiten ergaben, boten sie im Dezember 1945 die Übernahme des Lazarettes und die Durchführung von Umschulungskursen für Amputierte an. Die Militärregierung und das Hauptversorgungsamt Hannover stimmten diesem Vorschlag am 1.2.1946 unter der Voraussetzung zu, daß das Lazarett bestehen bleiben müsse. Verpflegung und

Umschulung wurden nun in die Verantwortung des Ordens übertragen, bis das Hospital schließlich am 31.10.1948 aufgelöst werden konnte.<sup>31</sup>

### *Knabenvolksschule*

Bis zu Beginn des Jahres 1945 waren alle in der Stadt Vechta vorhandenen Volksschulen von fremder Inanspruchnahme verschont geblieben. Als sich in den ersten Monaten des Jahres die Versorgungslage so zuspitzte, daß den Schulen kein Heizmaterial mehr zur Verfügung stand, bedeutete das in den kalten Wintermonaten totalen Unterrichtsausfall. Sofort begann für die jetzt leerstehende katholische Knabenvolksschule an der Burgstraße eine völlige Umstrukturierung, denn statt der Schüler wurden hier nun - ab dem 14. Februar 1945 - verwundete Soldaten untergebracht.



*Die katholische Knabenschule - später Alexanderschule - an der Burgstraße in Vechta; erbaut 1924 diente sie in den letzten Kriegsmonaten bis zum Herbst 1945 als Lazarett.*

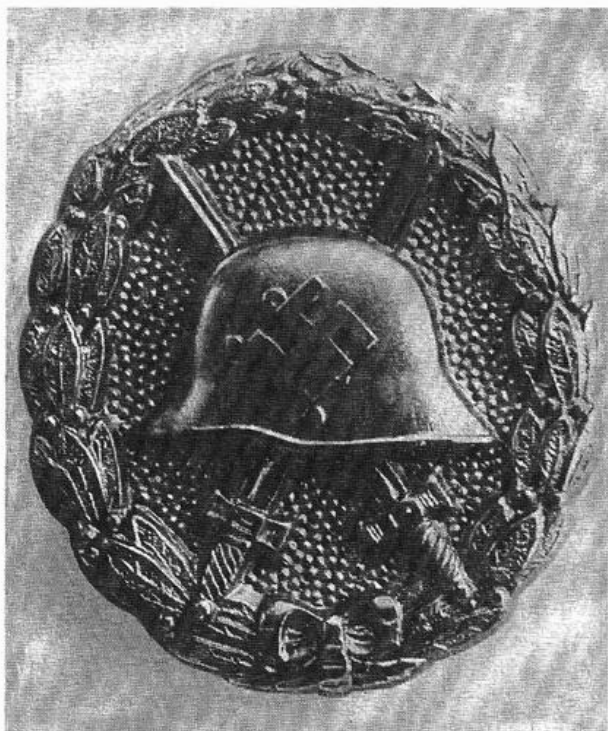
An die Einrichtung des Notlazarettes können sich noch ehemalige Schüler erinnern: „*Ich weiß noch genau, daß wir einen ganzen Tag lang Strohsäcke für die Betten der Verwundeten in das Schulgebäude geschleppt haben.*“ - ein anderer: „*Am östlichen Ende des Korridors wurden unter der Treppe zwei provisorische Toiletten eingebaut. Später hat man sie bei der Erweite-*



rung des Gebäudes wieder entfernt.“<sup>32</sup> Klövekorn berichtete am 26.2.1945, daß sich rund 2000 Verwundete in den Lazaretten der Stadt befanden und fast täglich neue Kranke hinzukamen. Einen Monat später vermerkte er: „Die hiesigen Lazarette sind überfüllt. Ein Teil der Verwundeten mußte in der Nacht bei Bürgerleuten in der Stadt untergebracht werden.“<sup>33</sup>

Die Nutzung der Knabenvolksschule als Lazarett dauerte bis zum Herbst 1945. Teilweise war der Schulbetrieb jedoch schon am 23. August wieder aufgenommen worden.<sup>34</sup> 1952 erhielt die Schule den Namen „Alexanderschule“; 1996 wurde sie abgerissen und an ihrer Stelle entstand das Rathaus.

Andere Schulräume, die nicht schon von der Wehrmacht zweckentfremdet waren, dienten nach Kriegsende den Besatzungstruppen als Unterkünfte und Militärdienststellen. Während dieser Zeit war jeglicher Unterricht untersagt und auch nicht möglich.<sup>35</sup>



*Nach der „Verordnung über die Stiftung eines Verwundeten-Abzeichens“ vom 1. September 1939 konnte das Verwundetenabzeichen in 3 Stufen (Schwarz, Silber, Gold) für Verletzungen oder Beschädigungen verliehen werden. Es war das gleiche wie das des Heeres im 1. Weltkrieg, jedoch trug der Stahlhelm ein auf der Spitze stehendes Hakenkreuz.*

## Lazarette in Lohne

### *Bürgerschule, Gertrudenschule und Knabenschule*

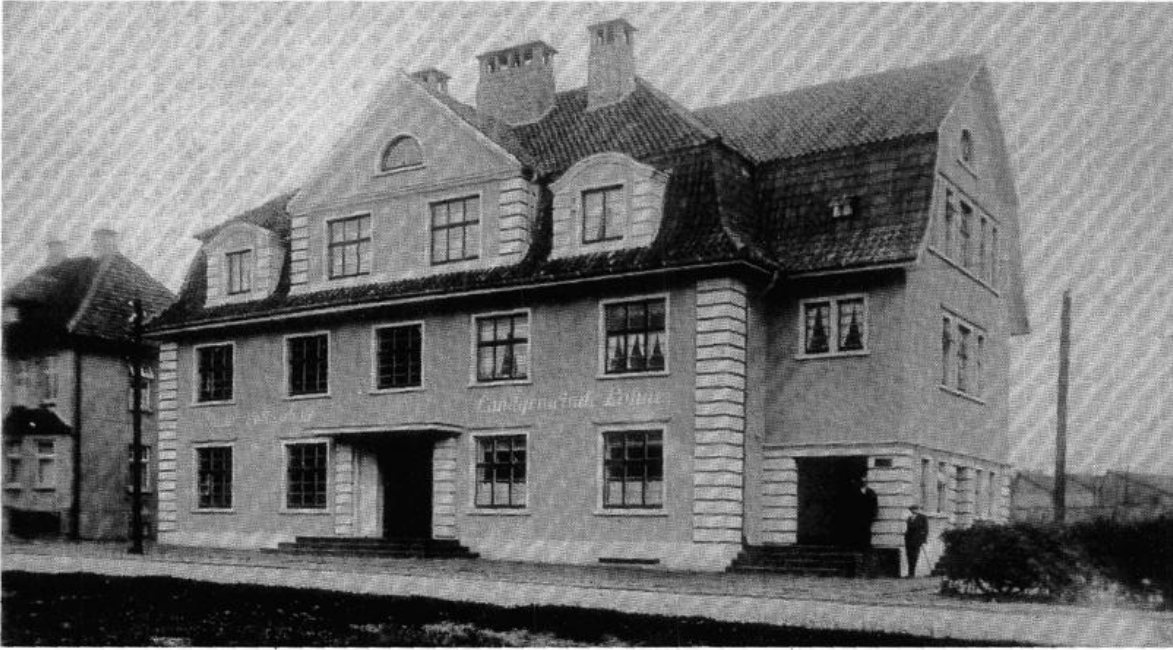
Wohl wegen der Überbelegung der Vechtaer Lazarette (es waren etwa 2000 Verwundete hier untergebracht) beschlagnahmte die Wehrmacht zu Beginn des letzten Kriegsjahres auch in der Nachbarstadt Lohne die Bürgerschule, die Gertrudenschule und die Knabenschule. Die

Gertrudenschule, an der gleichnamigen Straße gelegen, dient heute noch als Schulhaus, während die Knabenschule inzwischen abgerissen und das Grundstück in den jetzigen „Rixheimer Platz“ umgestaltet wurde. Die Gebäude der ehemaligen Bürgerschule werden nach entsprechendem Umbau heute als Schwesternwohnheim des Krankenhauses genutzt.

Die Einrichtung der Lohner Lazarette muß gegen Ende des Krieges erfolgt sein<sup>36</sup>; denn die damalige Handelsschülerin Irmgard Kaiser geb. Diekmann<sup>37</sup> erinnert sich daran, daß die Handelsschule am 1.10.1944 den Unterricht einstellte und die Schüler und Schülerinnen „zum Schanzen und zum Küchen- und Stubendienst nach Emden“ dienstverpflichtet wurden. Der Einsatz dauerte wegen der ständigen Luftgefahr nur kurze Zeit, und die Mädchen mußten nach ihrer Rückkehr Aufgaben in den Lohner Lazaretten übernehmen, die zu der Zeit bereits eingerichtet waren.

Heribert Katzberg berichtet<sup>38</sup> von dem Arzt Dr. med. Gilbert Bellm, der wegen einer Verwundung im März 1945 als Oberarzt der Reserve von der Ostfront nach Cloppenburg heimgekehrt war. Er habe sich nach dem Bombenangriff von Cloppenburg mit dem Fahrrad nach Vechta begeben, um im Lazarett zu arbeiten. Der zuständige Vechtaer Chefarzt schickte ihn nach Lohne mit dem Auftrag, die Leitung der dortigen Lazarette zu übernehmen. Kurz vor der alliierten Besetzung habe Dr. Bellm, nach späterer eigener Darstellung, den Kommandeur der in Lohne anwesenden deutschen Truppen veranlaßt, sich aus der Stadt zurückzuziehen, um die in den Lazaretten untergebrachten Verwundeten nicht durch Kampfhandlungen zu gefährden. Ludwig Prell<sup>39</sup> berichtet allerdings, daß Dr. Bellm nach Aussagen ehemaliger Krankenschwestern und Angehöriger der Lazarettverwaltung nur kurze Zeit in Lohne als Aushilfe tätig gewesen sei und die Lohner Lazarette der Vechtaer Verwaltung unterstellt waren. Als Leitender Arzt sei Dr. Thurm-Meyer von Vechta aus beauftragt gewesen.

Weitere verwertbare Informationen liegen leider nicht vor. Darum ist nach den angeführten Quellen davon auszugehen, daß es sich bei den Lohner Lazaretten um notdürftig eingerichtete Krankenkamern zur ersten Versorgung von Verwundeten gehandelt hat. In der Lohner Chronik<sup>40</sup> werden lediglich Knaben- und Gertrudenschule als Lazarette „zum Ende des 2. Weltkrieges“ genannt. Die Schulgebäude hätten erst im Herbst 1945 wieder für den Unterricht zur Verfügung gestan-



*Die Gertrudenschule in Lobne, erbaut als Katholische Volksschule und später als Rathaus der Landgemeinde Lobne genutzt. Das Gebäude diente gegen Ende des Zweiten Weltkrieges für kurze Zeit als Lazarett.*

den. Nach Angaben von Zeitzeugen<sup>41</sup> sind die drei Lohner Lazarette im Juni 1945 aufgelöst worden.

### Lazarette in Cloppenburg *Staatliche Oberschule (Gymnasium)*

Ebenso spärlich wie in Lohne ist auch die Quellenlage von der Einrichtung eines Lazarettes in der Staatlichen Oberschule Cloppenburg, jetzt Clemens-August-Gymnasium. Im Schularchiv sind keinerlei Unterlagen vorhanden.

Den ersten Hinweis auf die Einrichtung eines Lazaretts gab Hauptlehrer i.R. Aloys Niemeyer aus Bethen. Er notierte in seinen Tagebuchaufzeichnungen<sup>42</sup> am 10.2.1945 ohne weitere Erläuterungen: „Seit dem heutigen Tage ist die Oberschule in Cloppenburg ein Lazarett geworden“ – und am 5.4.1945: „Das Cloppenburger Lazarett wurde geräumt.“

Lückenhaft sind gleichfalls die Aussagen der „Beiträge zur Geschichte der Stadt Cloppenburg“<sup>43</sup>, die an drei verschiedenen Stellen angeben: „Im März 1945 schloß die Schule vorerst ihre Tore; das gesamte Schulhaus wurde als Feldlazarett genutzt. – Im Gymnasium befand sich ein kanadisches Feldlazarett. – Als am 24.4.1946 das Schulgebäude frei wurde, zogen sofort die ersten Klassen ein.“



Ein wenig mehr wird in der Jubiläumsschrift zum 50jährigen Bestehen des Gymnasiums<sup>44</sup> berichtet: „Gegen Ende des Krieges belegte ein deutsches Marinelazarett das Gebäude ... Britische Streitkräfte besetzten Cloppenburg, das deutsche Marinelazarett hatte ein furchtbares Durcheinander hinterlassen ... Ein kanadisches Feldlazarett belegte das Schulhaus und sicherte es durch Stacheldraht und Wachtposten nach außen ab. Auch zwischen dem Direktorhaus und der Schule zog sich solch ein undurchdringlicher Stacheldrahtverhau hin ... Am 10.10.1945 richtete der dienstälteste Lehrer, Studienrat Dr. Naaber, nach halbjähriger Pause wieder beschränkten Unterricht ein ... Anfang April (1946?) zog das kanadische Feldlazarett ab ... der Westflügel wurde als Hilfskrankenhaus belegt.“ Die später herausgegebene Festschrift „1914-1989 Clemens-August-Gymnasium Cloppenburg“ präzisiert die oben erwähnten Angaben so<sup>45</sup>: „Am 10.2.1945 begann sich die Etappe zu etablieren; im Gebäude des Gymnasiums, das ohnehin nur noch selten Unterrichtszwecken diente, wurde ein Marinelazarett untergebracht ... Am 5. April wird auch das im Schulgebäude untergebrachte Marinelazarett wieder aus der Stadt abgezogen ... Am Freitag, dem 13. April waren überall in der Stadt alliierte Einheiten nachgerückt, die bis zu diesem Zeitpunkt auch das Schulgelände in der Bahnhofstraße besetzt haben dürften, wo sie dann ebenfalls ein Lazarett einrichteten.“



Das 1914 erbaute Realprogymnasium in Cloppenburg im Jahre 1919; 1949 erhielt die Schule den Namen Clemens-August-Gymnasium nach dem verstorbenen Bischof von Münster, Kardinal Clemens-August, Graf von Galen.

Die Besatzungsbehörden hatten die vorläufige Schließung der Schulen angeordnet. Als die Cloppenburgische Oberschule am 10.10.1945 wieder ihre Pforten öffnete, mußte der Unterricht teilweise im Rathaus, im Vincenzhaus und im Pensionat stattfinden, denn das Schulgebäude war noch besetzt. Die Militärregierung erkannte zwar den akuten Raumbedarf bei der Unterrichtsaufnahme an, stellte auch eine ehemalige Arbeitsdienstbaracke zur Verfügung, gab aber nicht das Gymnasium frei. Am 28.2.1946 forderte der Cloppenburgische Kreistag in einer Resolution die Rückgabe des Gebäudes, bis dann plötzlich Stimmen laut wurden, die behaupteten, die Räume seien durch die lange Fremdnutzung nicht mehr für Schulzwecke geeignet. Sie könnten deshalb nach der Freigabe besser weiterhin als Krankenhaus genutzt werden. Der Kreistag setzte sich daraufhin dafür ein, jeweils die Hälfte des Hauses als Schule und als Hilfskrankenhaus zu verwenden. Dagegen erhob die Militärregierung Einwände mit der Begründung, daß die Schüler dann wegen der Seuchengefahr gefährdet seien. Bei solchen uneinheitlichen Diskussionen drohte nun das ganze Gebäude verloren zu gehen, doch dann räumten die kanadischen Besatzungstruppen plötzlich am 24.4.1946 das Gebäude. Um einer nochmaligen anderweitigen Verwendung vorzubeugen, begannen Lehrer und Schüler unverzüglich mit den Aufräumungsarbeiten und richteten ihre Schule in Eigenarbeit wieder für Unterrichtszwecke her. Der Westflügel blieb jedoch der Nutzung durch das St. Josefs-Hospital vorbehalten und stand diesem bis zum Beginn des Schuljahres 1952/53 zur Verfügung.<sup>46</sup>

### *St. Vincenzhaus*

Bei dieser Heim-Sonderschule für geistig zurückgebliebene, aber bildungsfähige Kinder im Alter von 5 bis 18 Jahren, beschlagnahmte die Wehrmacht bereits 1941 das Gartenhaus, ohne es aber zu nutzen. Im Februar 1945 mußte das Heim vier Klassen der Cloppenburgischen Oberschule aufnehmen, weil das Gymnasium seitdem als Lazarett diente. Dann aber wurde das gesamte Vincenzhaus von der Wehrmacht beansprucht, um es ebenfalls als Marine-Lazarett und als Truppenverbandsplatz einzurichten. Nach entsprechenden Vorbereitungen nahm das Militärkrankenhaus Anfang April 1945 seine Tätigkeit auf und versorgte zeitweilig rund 230 Verwundete. Die zweckentfremdete Nutzung endete am 13. April, als englische Besatzung die Stadt Cloppenburg einnahm und das Haus kurz vorher durch Artilleriebeschuß starke Schäden erlitten hatte.<sup>47</sup>



**Anmerkungen:**

- <sup>1</sup> Deutsches Rotes Kreuz, Kreisgruppe Vechta: „Das Deutsche Rote Kreuz im Wandel der Zeit“, Entwurf 1984;  
Brockhaus Enzyklopädie, 19. Auflage, 16. Band, Seite 29, Mannheim 1988
- <sup>2</sup> Vgl. Brockhaus, wie Anm. 1, 13. Band, Seite 164;  
„Der neue Herder“, 9. Auflage, 2. Band, Seite 2380-2382, Freiburg 1957
- <sup>3</sup> Neues Universal-Lexikon, 3. Auflage, Band III, Seite 1103, Köln 1966
- <sup>4</sup> Vgl. Universal-Lexikon, wie Anm. 3, Band 1, Seite 663
- <sup>5</sup> Buchner, Alex: Der Sanitätsdienst des Heeres 1939-1945, Seite 7, Wölfersheim-Berstadt 1935
- <sup>6</sup> Vgl. Buchner, wie Anm. 5, Seite 7, 10, 11 und 14
- <sup>7</sup> Reichsministerialblatt Innere Verwaltung, Nr. 43 vom 25.10.1939, Seite 2188
- <sup>8</sup> Hanisch, W./Hellbernd, F./Kuropka, J., Beiträge zur Geschichte der Stadt Vechta, Band III, 2, Seite 428, Vechta 1978
- <sup>9</sup> Kraemer, Klaus, Chronik der Stadt Vechta für das Jahr des Heils und des Unheils 1945 - Tatsachen, Gerüchte, Betrachtungen -, maschinenschriftliche, nicht veröffentlichte Aufzeichnungen, 1945, Seite 16
- <sup>10</sup> Teping, Franz, 100 Jahre St. Marienhospital Vechta, in: Heimatblätter Nr.10/11, Okt./Nov. 1951, Seite 10
- <sup>11</sup> Vgl. Hanisch/Hellbernd/Kuropka, wie Anm. 8, Seite 429
- <sup>12</sup> Gymnasium Antonianum Vechta, Schularchiv, Akte A-105,
- <sup>13</sup> Vgl. Gymnasium, wie Anm. 12, Akte A-105,
- <sup>14</sup> Vgl. Gymnasium, wie Anm. 12, Akte A-105 - I.1.k- -
- <sup>15</sup> Vgl. Gymnasium, wie Anm. 12, Akte A-150, Nr. 4618
- <sup>16</sup> Vgl. Hanisch/Hellbernd/Kuropka, wie Anm. 8, Seite 180
- <sup>17</sup> Vgl. Gymnasium, wie Anm. 12, Akte A-125, Nr. 4112, Bl. 34 d
- <sup>18</sup> Vgl. Gymnasium, wie Anm. 12, Akte A-125, Bl. 34 d
- <sup>19</sup> Vgl. Gymnasium, wie Anm. 12, Akte A-125, Bl. 34 d
- <sup>20</sup> Vgl. Gymnasium, wie Anm. 12, Akte A-125, Bl. 34 d
- <sup>21</sup> Liebfrauenhaus Vechta, Belegsammlung „Lazarett“, 1939-1949;  
Baumann, Willi und Hirschfeld, Michael: Christenkreuz oder Hakenkreuz - Zum Verhältnis von kath. Kirche und Nationalsozialismus im Land Oldenburg -, hierin Beitrag von Sr. M. Birgitta Morthorst SND: „Der nationalsozialistische Staat liebt keine Privatschulen. Das Wirken der Schwestern Unserer Lieben Frau im Officialatsbezirk Oldenburg, 1933 bis 1945, Vechta 1999, Seite 334-336
- <sup>22</sup> Vgl. Liebfrauenhaus, wie Anm. 21
- <sup>23</sup> Vgl. Liebfrauenhaus, wie Anm. 21
- <sup>24</sup> Vgl. Liebfrauenhaus, wie Anm. 21
- <sup>25</sup> Vgl. Liebfrauenhaus, wie Anm. 21
- <sup>26</sup> Vgl. Hanisch/Hellbernd/Kuropka, wie Anm. 8, Seite 212
- <sup>27</sup> Festschrift 100 Jahre St. Antoniushaus Vechta, 1895-1995, Seite 28, Vechta 1995;  
Die „Organisation Todt“ (O.T.) war eine Bau-truppe von dienstverpflichteten Arbeitern unter dem Generalinspekteur für das deutsche Straßenwesen Todt; sie war mit dem Bau militärischer Anlagen betraut (nach Friedemann Bedürftig, Lexikon III. Reich, Hamburg 1994, Seite 288)
- <sup>28</sup> Vgl. Festschrift, wie Anm. 27, Seite 28
- <sup>29</sup> Vgl. Hanisch/Hellbernd/Kuropka, wie Anm. 8, Seite 213
- <sup>30</sup> Vgl. Hanisch/Hellbernd/Kuropka, wie Anm. 8, Seite 232;  
Klöveborn, Joseph, Tagebuch über Fliegeralarme und damit zusammenhängende Ereignisse in der Stadt Vechta während der Zeit vom 21.7.1942 bis Ende 1948, Buch III, Seite 10



- <sup>31</sup> Vgl. Hanisch/Hellbernd/Kuropka, wie Anm. 8, Seite 232
- <sup>32</sup> Vgl. Hanisch/Hellbernd/Kuropka, wie Anm. 8, Seite 274;  
mündliche Mitteilungen an den Verfasser von Albert Bocklage und Franz Kramer, Vechta,  
vom 16.4.1998
- <sup>33</sup> Vgl. Klövekorn, wie Anm. 30, Buch III, Seite 1
- <sup>34</sup> Alexanderschule Vechta, Chronik 1924-1994, Seite 16, Vechta 1994
- <sup>35</sup> Vgl. Hanisch/Hellbernd/Kuropka, wie Anm. 8, Seite 274
- <sup>36</sup> Mündliche Angaben von Maria Kluthe, Vechta, an den Verfasser vom 17.2.1995;  
Stadtchronik „Lohne (Oldenburg) 980-1980 - Berichte aus der Zeit seiner Entwicklung -“, Seite  
399, Vechta 1980
- <sup>37</sup> Kaiser, Irmgard, geb. Diekmann, Die Front kommt, in: Kennst Du Deine Heimat, Heft 19 der  
Schriftenreihe des Heimatvereins Lohne, Seite 69, Lohne 1995
- <sup>38</sup> Katzberg, Heribert, Ich rettete Lohne, in: OLDENBURGER MÜNSTERLAND-KURIER - Die  
Zeitung am Donnerstag -, Vechta 31.5.1990
- <sup>39</sup> Prell, Ludwig, Wer rettete Lohne denn nun wirklich?, in: KURIER wie Anm. 38, Vechta 14.6.1990
- <sup>40</sup> Vgl. Stadtchronik Lohne, wie Anm. 36, Seite 399
- <sup>41</sup> Vgl. Kluthe, wie Anm. 36, vom 17.2.1995
- <sup>42</sup> Niemeyer, Aloys, Unsere Heimat im Zweiten Weltkrieg - Aus der Bether Dorfchronik, Seite 67 und  
76, Cloppenburg 1963
- <sup>43</sup> Stadt Cloppenburg, Beiträge zur Geschichte der Stadt Cloppenburg nach 1900 - eine Stadt im  
Wandel -, Band 2, Seite 248, 269 und 270, Cloppenburg 1988
- <sup>44</sup> Festschrift „50 Jahre Clemens-August-Gymnasium - 1914-1964“, Seite 59 und 60, Cloppenburg  
1964
- <sup>45</sup> Festschrift „Clemens-August-Gymnasium Cloppenburg 1914-1989“, Seite 59 - 62 und 65, Clop-  
penburg 1989
- <sup>46</sup> Vgl. Festschrift, wie Anm. 44, Seiten 60-62
- <sup>47</sup> Vgl. Baumann/Hirschfeld, wie Anm. 21, Seite 343

Dem Verfasser ist bewußt, daß die vorstehenden Beiträge unvollständig und vielleicht auch nicht fehlerfrei sind. Ergänzungen, Berichtigungen und eigene Erlebnisberichte ehemaliger Patienten, Schwestern und Sanitäter sind erbeten. Anschrift: Wagnerstraße 12, 49377 Vechta

*Peter Sieve*

## Ein Theologiestudium vor 100 Jahren

### Briefe aus der Studentenzeit des Dinklager Pfarrers Joseph Renschen

Im November 1998 stellte die Familie Renschen in Cappeln dem Offizialatsarchiv Vechta einen Stoß alter Briefe aus der Studienzeit des früheren Pfarrers von Dinklage Joseph Renschen (1874-1937) leihweise zur Verfügung. Die rund 50 Briefe im Umfang von durchschnittlich vier Seiten, die Renschen 1894 bis 1901 aus Vechta, Innsbruck und Münster an seine Eltern und Geschwister in Cappeln schrieb, gewähren interessante Einblicke in ein Theologiestudium vor 100 Jahren<sup>1</sup>.

Viele der Briefe tragen zwar das Tages- und Monatsdatum, aber keine Jahreszahl. Inhaltliche Angaben und die Nennung der Wochentage ermöglichen jedoch die richtige chronologische Einordnung, so daß die ursprüngliche Reihenfolge weitestgehend wiederhergestellt werden kann. Die genaue Durchsicht zeigt, daß nicht alle Briefe aufbewahrt worden sind, sondern nur eine Auswahl, wobei aber die wichtigsten Stücke anscheinend erhalten sind.

Der Briefschreiber, Joseph Renschen, wurde am 8. November 1874 als ältestes von sechs Kindern des Zellers Theodor Renschen und seiner Frau Theodora geb. Peek in Cappeln geboren. Obwohl er den großen alten Erbhof seiner Eltern, der früher den Namen Einhaus trug, hätte übernehmen können, entschied er sich für das Priestertum und besuchte ab 1890 das Gymnasium Antonianum in Vechta. Hoferbe wurde sein jüngerer Bruder Gustav<sup>2</sup>.

### Am Gymnasium Antonianum in Vechta

1920 veröffentlichte die Vechtaer Heimatschriftstellerin Elisabeth Reinke ihr erstes Buch mit dem Titel „Jungheit“. In dieser in Vechta spielenden, mit viel Südoldenburger Lokalkolorit angereicherten Erzählung geht es um die zarten Bande zwischen zwei jungen Leuten, die beide aus Großbauernfamilien stammen: Der lebenslustige Job Wiese-

mann besucht das Gymnasium, während die etwas zur Schwermut neigende Angela Rethmeyer in einem von Nonnen geleiteten Pensionat untergebracht ist. Job entscheidet sich schließlich für ein Theologiestudium, womit Angela lange Zeit nicht fertig wird<sup>3</sup>.

Es galt als offenes Geheimnis, daß Elisabeth Reinke in dieser Erzählung Joseph Renschen und sich selbst porträtiert hat, wengleich die Handlung fiktiv sein muß, da die Autorin einige Jahre jünger war als Renschen und nicht im Vechtaer Pensionat gewesen ist. Sicher ist aber, daß die Zeitgenossen in der jederzeit zu Schülerstreichen aufgelegten Romanfigur Job Wiesemann Joseph Renschen wiedererkannt haben. Ein Konabiturient Renschens, Dr. Benno Oldiges, berichtet in seinen Erinnerungen, daß „einmal während der Regierungszeit von Wenner<sup>4</sup> eine geheime Verbindung bestand, die während der Nachtzeit in einer abgelegenen Kneipe studentische Sitten exerzierte“, also Trinkgelage veranstaltete<sup>5</sup>. Um die Frage der Mitgliedschaft in dieser Verbindung geht es in zwei Briefen Renschens an seine Eltern, die aus seiner Schülerzeit erhalten geblieben sind.



*Undatierte Aufnahme des Fotografen Georg Schröder in Vechta, wohl um 1894 entstanden: Die abgebildeten Personen, die sich wie Mitglieder einer Studentenverbindung gebärden, sind wahrscheinlich Oberschüler des Gymnasiums Antonianum in Vechta. Ihre Namen sind nicht bekannt.*

*Foto: Familienarchiv Thamann-Nellinghof*



Der erste wurde 1894 am Tag nach dem Antoniusfest, dem Festtag des Vechtaer Gymnasiums (13. Juni), geschrieben. Weil seine Mutter ihm schwere Vorhaltungen gemacht hatte, schrieb Renschen, ihm sei die Freude an dem Festtagsausflug der ganzen Schule und auch an seiner Mitgliedschaft in der beliebten Gymnasialkapelle, dem „Blech“, gänzlich vergangen. Die Frage, ob er „in der Verbindung“ sei, verneinte er.

Im nächsten Brief vom 5. Juli 1894 jedoch gestand Joseph Renschen seinen Eltern zerknirscht ein, er habe einige Wochen vor Weihnachten „auf die Einladung der Mitglieder der Verbindung mit einem meiner Cameraden die Versammlung ein Mal besucht und bin bis Nachts viertel nach 12 da geblieben. Es that mir derart Leid, daß ich gleich 14 Tg. nachher in den Exercitien meinen Fehltritt beichtete und von der Zeit an nie wieder mit den Leuten verkehrte.“ Offenbar erst ein halbes Jahr später hatte die Schulleitung von der Existenz der Verbindung Kenntnis erhalten, ihren Mitgliedern und auch den übrigen Besuchern der Verbindungsabende das „consilium abeundi“ erteilt und die Eltern informiert<sup>6</sup>.

In einem dabeiliegenden Brief vom 8. Juli 1894 an den Cappelner Pastor erläutert der Vechtaer Oberlehrer Joseph Grönheim die beschlossene Disziplinarmaßnahme: „das consilium abeundi, einem Schüler erteilt, ist eine Strafe und zwar die schwerste Strafe nächst der Entfernung und hat die Nachwirkung, daß der von derselben betroffene Schüler bei einem schwereren Vergehen, in kürzerer Frist etwa vor Verlauf eines Jahres wiederbegehen, entlassen würde“. In der Regel tue die Verwarnung die erwünschte Wirkung, was man den Eltern auch ruhig sagen könne; „dem Joseph gegenüber ist aber großer Ernst am Platze, weil er zum Leichtsinn hinneigt und am burschikosen Treiben besonderes Gefallen zu haben scheint“.

Weitere Briefe aus Renschens Schulzeit sind nicht erhalten. Trotz des Mißklangs von 1894 blieb er ein eifriges Mitglied des „Blech“<sup>7</sup>. Bei den Theateraufführungen des Schülerversins „Rhetorika“ brachte er sein schauspielerisches Talent zur Geltung<sup>8</sup>.

Zum Herbst des Jahres 1896 machte Renschen sein Abitur<sup>9</sup>. Zu seinem Jahrgang gehörte auch Clemens August, Graf von Galen, der spätere Kardinal und Bischof von Münster, dem er zeitlebens freundschaftlich verbunden blieb.

## Die Universität Innsbruck

Um die Jahrhundertwende besaß die Universität Innsbruck eine der größten und angesehensten theologischen Fakultäten der katholischen

Welt<sup>10</sup>. Aus allen Teilen der Erde kamen junge Männer dorthin, die das Priestertum anstrebten. Auch auf viele Süddoldenburger Theologen übte die Hochschule im fernen Tirol zu jener Zeit eine große Anziehungskraft aus. So zogen im Herbst 1896 mehrere Vechtaer Abiturienten, darunter Joseph Renschen und sein Kamerad Franz Quatmann, die beide aus der Gemeinde Cappeln stammten, nach Innsbruck. Die Innsbrucker Theologieprofessoren waren Mitglieder des – in Deutschland seit dem Kulturkampf verbotenen – Jesuitenordens. Den Unterricht erteilten sie nach scholastischer Methode und in lateinischer Sprache.



Brief Joseph Renschens  
vom 20. Dezember 1896  
mit Ansichten des Konvikts  
und des Jesuitenkollegs  
in Innsbruck.

In seinem ersten Semester in Innsbruck zeigte sich Renschen sehr beeindruckt von der Gelehrtheit der Jesuiten. Am 21. Dezember 1896 schrieb er seinen Eltern: „Heute war schulfrei wegen der sog. 'Disputatio Menstrua', in welcher unter Anwesenheit fast sämtlicher Professoren und der Mehrzahl der Zöglinge des Konviktes einige Grundwahrheiten der kath. Kirche verteidigt wurden gegen die Angriffe ihrer Feinde. (...) Wiewohl ich sozusagen Nichts von den einzelnen Beweisen u.s.w. verstanden habe, so hat es mich doch außerordentlich interessiert. Ich bin den ganzen Tag dort gewesen,

*und habe mich nicht genug wundern können über das ungeheure Wissen und den klaren Verstand der beiden Verteidiger, obwohl beide noch ziemlich jung waren. (...) In dem geläufigsten Latein widerlegten sie die Angriffe ihrer Gegner und wagten es, selbst gegen den Einspruch ihrer außerordentlich berühmten Lehrer, ihre Meinung, ihre Ansicht bis aufs äußerste zu verteidigen.“*

Nach den ersten beiden Semestern, in denen die philosophischen Grundlagen vermittelt wurden, begann für Renschen im Oktober 1897 das eigentliche Theologiestudium. Am 10. Oktober 1897 beschrieb er seinen Eltern seine Professoren: „*Pater Hurter*<sup>11</sup> (...) *ist der erste Schauspieler auf dem Katheder, dabei in seinem Vortrage leicht verständlich und sehr klar; Pater Noldin*<sup>12</sup> *gewinnt durch sein angenehmes, anspruchsloses Wesen, durch seinen klaren, deutlichen Vortrag die Sympathien eines jeden und auch die anderen Professoren gefallen mir sehr gut, und mit Sicherheit kann ich schon jetzt auf ein interessantes aber auch sehr fruchtbares Jahr schließen.“*

Die schwierigste Disziplin scheint die Kirchengeschichte gewesen zu sein. Zusammen mit Quatmann bereitete sich Renschen im November und Dezember 1897 auf das erste Examen in diesem Fach vor – „*eine gewaltige Arbeit, 470 Seiten fast wörtlich auswendig zu lernen*“. Beide bestanden das Examen „*bei dem gestrengen Herrn Pater Michael*<sup>13</sup> *mit „sehr gut“*. Erleichtert und „*mit Freuden greife ich jetzt zur Moral und Dogmatik, die viel interessanter ist und auch leichter zu studieren*“. Auch auf das zweite Examen in Kirchengeschichte nach Pfingsten 1898 bereiteten sich Renschen und Quatmann gemeinsam intensiv vor, während von den Examina in den anderen Fächern in seinen Briefen eher beiläufig die Rede ist. Stets konnte Renschen seinen Eltern gute Erfolge mitteilen.

## Das Theologenkonvikt

Unter der Devise „*Cor unum et anima una*“ („Ein Herz und eine Seele“) lebten rund 250 Theologiestudenten aus aller Welt in dem von Jesuiten geleiteten Theologenkonvikt, dem sogenannten Nikolaihaus, in Innsbruck unter einem Dach. Der genau festgelegte Tagesablauf hatte zum Ziel, die religiöse und menschliche Bildung der Konviktooren intensiv zu fördern.

In den ersten vier Monaten wohnte Renschen als Studienanfänger noch privat in der Stadt Innsbruck, nahm am Leben im Konvikt aber dennoch schon teil. Erst im Januar oder Februar 1897 erhielt Renschen einen Wohnplatz im Konvikt. Am Tag seines Einzugs schrieb er seinen Eltern: „*Die Bude, die ich im Konvikte bezogen habe, ist nichts weniger, als ein feiner*



*Salon. Zu dreien teilen wir uns dieselbe, ein Amerikaner, ein Rheinländer und ich. Jeder von uns hat einen ziemlich kleinen Raum zur Verfügung, einen Stuhl, einen Tisch, eine Bücherborte und ein Bett.“*

Nach den Herbstferien, die Renschen in der Heimat verbrachte, erhielt er jeweils eine andere Stube im Konvikt. Ab Oktober 1897 teilte er sich seine Stube „mit einem weißen Prämonstratenser, Frater Silberbauer“, und im Oktober 1898 schrieb er den Eltern: „als Budengenossen habe ich einen Franzosen“. Erst in den letzten Monaten seines Aufenthalts in Innsbruck – ab Oktober 1899 – nahm Renschen ein Einzelzimmer.

Die Konvikto­ren trugen von Beginn ihres Studiums an geistliche Kleidung. Als in den Weihnachtsferien 1896 drei Oldenburger Studenten aus München nach Innsbruck kamen und ihre dortigen Landsleute besuchten, haben sie, wie Renschen seinen Eltern schrieb, „kolossal über uns gelacht, wie sie uns hier im langen Talar antrafen. Pater Regens hat uns dann erlaubt den Talar auszuziehen und bis 10 Uhr abends die Wirtschaften von Innsbruck zu besuchen“. Auch bei den seltenen Tagesausflügen und in den Ferien wurde Zivilkleidung getragen.

Wenngleich die Innsbrucker Theologiestudenten in ihrem Konvikt ein klosterähnliches Leben führten, blieben sie doch von den aktuellen politischen Ereignissen nicht gänzlich unberührt. Am 6. Februar 1898 berichtete Renschen seinen Eltern: „Hier in der Stadt herrscht große Aufregung unter den Studenten, wie fast an allen österreichischen Universitäten. Die Regierung hatte den Studenten in Prag verboten, farbige Mützen zu tragen und darüber ist die ganze Studentenschaft Östreichs gewaltig erbost, mit Ausnahme der Theologen natürlich. (...) Hier in Innsbruck ist deshalb die Universität auf 14 Tage geschlossen. Unsere Jesuiten aber lesen munter weiter; eine Stunde haben wir bis jetzt freige­habt, weil wir von den Streikenden gestört wurden (...). In Wien hat man auch bereits die theologischen Vorlesungen, die bei verschlossener Thüre abgehalten wurden, gesprengt und die Theologen aus dem Saale getrieben.“

Es war die Zeit, in der sich unter den deutschsprachigen Studenten der Habsburger Monarchie zunehmend deutschnational-völkisches Denken verbreitete. Der übersteigerte Nationalismus war untrennbar mit Antiklerikalismus und Antisemitismus verbunden; zahllose Studenten machten sich die demagogische Parole „Los von Rom!“ zu eigen. Der Streik wurde infolge der Aufhebung der Farbenverbots am 3. März 1898 zwar beendet, das Gift des völkischen Denkens jedoch wirkte in der nicht kirchlich gebundenen Studentenschaft weiter fort<sup>14</sup>.



## Das Kirchenjahr

Sehr bewußt lebten die Innsbrucker Theologen mit dem Kirchenjahr. Weihnachten verbrachten viele Studenten zwar in der Heimat, doch für Renschen wäre der Weg zu weit gewesen. Das Weihnachtsfest 1896 schildert er im vorhinein so: „*In der h. Weihnacht gehen wir von 10 Uhr abends bis 1 Uhr morgens in die Kirche. Von 10 – 12 werden die Psalmen gesungen u.s.w. Um 12 Uhr beginnt die h. Christmesse. Am Weihnachtstage selbst haben wir im Konvikt selbst große Tannenbaumfeier mit Verlosung. Es wird jedenfalls herrlich.*“ Bei der Verlosung erhielt er, der sehr gern rauchte, einen Aschenbecher.

In einem Brief vom 31. Dezember 1898 heißt es: „*Die Weihnachtstage selbst sind hier ziemlich langweilig; man weiß nicht recht, was man anfangen soll, da man an diesen Tagen zum Lesen und Studieren keine Lust hat und beide Tage hinter den Mauern des Convictes zubringen muß. (...) Die übrigen Tage haben wir schöne Ausflüge in die benachbarten Bergdörfer gemacht und uns gut amüsiert.*“

Karnevalsfeiern gab es für die Theologen selbstverständlich nicht, wie Renschen seinen Eltern am 10. März 1897 schrieb: „*In den Fastnachtstagen hatten wir frei, weil auch hier 40stündiges Gebet eingeführt. An den Abenden jener drei Tage hatten wir im Konvikte Vorstellung und Gesangsvorträge. Auch ich habe (...) bei der Vorstellung mitgewirkt. (...) Das Fastengebot ist hier ziemlich strenge. Außer dem Freitage ist auch noch der Samstag während der Fastenzeit zum Abstinenztage erhoben.*“

Am Ostersonntag, dem 18. April 1897, berichtete Renschen: „*Die Charwoche war still, zudem mußten wir täglich ungefähr 5 Std. im Chor sein.*“ Nach der entbehrungsreichen Fastenzeit war die Stimmung im Konvikt um so froher, als der Tag der Auferstehung des Herrn festlich begangen wurde. „*Überall fröhliche Gesichter; überall Jubel, überall Freude, selbst die Natur scheint zur Feier des heutigen Tages ihr Festgewand angelegt zu haben.*“

Interessant ist die Schilderung einer Fronleichnamsprozession in dem Brief vom 15. Juni 1898: „*Die Prozession am Donnerstag war hier großartig, doch wird sie auf einen Norddeutschen, der zum erstenmale in Innsbruck ist, einen eigentümlichen Eindruck machen. Statt religiöser Lieder ertönen immerfort die lustigsten Weisen der Militairkapelle, die unaufhörlich die fidelsten Märsche aufspielt, und nur dann und wann von dem schneidigen Commando der Officiere übertönt wird. Während der Segen gegeben wird, salutiert das Militair und gewaltige Böllerschüsse hallen wieder an den kahlen*



*Wänden der Bergesriesen. Die Procession dauerte von halb 7 bis 11 Uhr morgens. Es war interessant zu beobachten die Andacht und Frömmigkeit einiger glaubenstreuen, echten Tiroler und die Gleichgültigkeit einiger Aufgeklärten, besonders aus dem Beamten- und Militäirstande.“*

## Die Exerzitien

Das prägendste religiöse Ereignis des Jahres war für die Theologiestudenten die Teilnahme an den ignatianischen Exerzitien, die jeweils vom 1. bis 10. Januar im Theologenkonvikt stattfanden. Am 11. Januar 1897 berichtet Joseph Renschen seinen Eltern: *„Gestern morgen 8 Uhr haben wir die 10tägigen Exercitien mit einem feierlichen Te deum beschlossen. Ihr hättet sehen müssen die Freude, die unter den Konviktooren herrschte, als wir nach 10tägigem strengstem Stillschweigen uns einmal wieder der Sprache bedienen durften. Das war eine Freude, ein Erzählen, wie wenn gute Freunde nach jahrelanger Trennung sich einmal wiedersehen.“*

Über die Exerzitien selbst erzählt Renschen: *„Morgens in aller Frühe um 5 Uhr begaben wir uns jeden Morgen zum Konvikte, blieben dort den ganzen Tag u. wurden abends 9 Uhr wieder entlassen. Der ganze Tag wurde ausgefüllt mit Betrachtung, Gebet, geistlicher Lesung und den wunderschönen Vorträgen des Paters. Wenngleich mir am 1. Tage die Zeit außerordentlich lang wurde, so floß sie um so schneller dahin an den folgenden.“*

Im nächsten Jahre berichtete Renschen am 11. Januar 1898 seinen Eltern wiederum von der Freude und den lebhaften Gesprächen nach dem Ende des Stillschweigens. *„Die Exercitien waren wunderschön in diesem Jahre, aber auch sehr strenge; bedeutend strenger, wie im vorigen Jahre. Sie wurden gegeben von unserem neuen Pater Rektor Victor Kolb S.J.<sup>15</sup>, der längere Jahre Prediger in Wien war und fast in ganz Östreich schon Priesterexercitien gegeben hat.“* Wie Pater Kolb *„über das Priestertum sprach, über die Pflichten eines Priesters, über die Gefahren und Versuchungen eines Priesters, über die schwere Verantwortung derselben, habe ich förmlich verzweifelt“*. Renschen spielte sogar kurzfristig mit dem Gedanken, nach München zu fahren und sich dort für ein Jurastudium einzuschreiben. *„Ich habe Euch diesen Zweifel mitgeteilt, nicht um Euch, meine lieben Eltern, zu betrüben, sondern um Euch zu zeigen, wie sehr ich Eures Gebetes bedarf. (...) Entweder ein würdiger und guter Priester, oder gar kein Priester, das ist mein Ziel. Und sollte ich selbst am Tage der Weihe noch einsehen, daß Gott mich nicht berufen hat, ich werde zurücktreten.“*

Den tiefsten Eindruck hinterließen bei Renschen die Exerzitien des Jahres 1899. Am 10. Januar schrieb er seinen Eltern: *„Es ist Dienstag*



*morgen 10 Uhr; die Exercitien sind beendet, soeben sind die feierlichen Töne des Te Deums verklungen und ein Jubel und eine Freude herrscht im Convicte, wie sonst nie im ganzen Jahre und auch wohl nirgends auf Gottes weiter Erde; ein bestandenes Abitüriertenexamen ist im Herzen ein Trauerspiel dagegen. Und mit Recht können wir uns (...) freuen, da in den drei Jahren, die ich hier bin, die Exercitien nie so schön waren, wie gerade in diesem Jahre. Dieses verdanken wir unserem lieben P. Hofmann<sup>16</sup>, meinem Beichtvater, seit P. Biederlack nicht mehr hier ist, der es verstanden hat in wundervoll schöner Weise zu Herzen zu reden. Für meine Standeswahl sind die diesjährig(en) Exercitien hoffentlich endgültig entscheidend gewesen.“*

In diesem langen Brief berichtete Renschen seinen Eltern, er könne nun zuversichtlich in die Zukunft blicken. Nicht daß er auf seine eigenen Kräfte baue, er könne aber ganz konkret auf die Hilfe der Gottesmutter vertrauen, was ihm in den Exerzitien erst richtig zu Bewußtsein gekommen sei. Auch habe er einen Weg für sich gefunden, mit größerer Andacht zu beten: „Vor Jahren starb unsere kleine Paula. In den letzten beiden Jahren habe ich häufiger an sie gedacht, und häufiger zu ihr gebetet, denn es ist sicher, daß sie im Himmel ist und als kleiner unschuldiger Engel viel am Throne Gottes vermag. In diesen Tagen nun habe ich mich so recht lebhaft ihrer wieder erinnert, habe sie im Geiste an die Hand genommen, habe sie gebeten, mit in mein Gebet einzustimmen, bin mit ihr zum Kreuze gegangen, an dem der sterbende Erlöser hing, habe dort am Fuße des Kreuzes Maria, die schmerzhafteste Mutter gefunden, und wir beide Paula und ich, haben zu ihr gebetet und ich weiß sicher, daß Maria unsere Bitte nicht abgewiesen hat.“ Auch in Zukunft wollte Renschen seine früh verstorbene kleine Schwester als Fürbitterin in seine Gebete mit einbeziehen.

Die Innsbrucker Exerzitien von 1899 machten noch auf einen anderen Oldenburger tiefen Eindruck: Renschens Konabiturient Clemens August, Graf von Galen, der seit Oktober 1898 in Innsbruck studierte, schrieb ebenfalls begeisterte Briefe nach Hause<sup>17</sup>. Für Pater Hofmann empfand von Galen sein Leben lang sehr große Wertschätzung.

## Studienkosten und Ferienfahrten

Die gediegene Ausbildung in Innsbruck hatte natürlich ihren Preis. Als Joseph Renschen ins Konvikt einzog, erklärte er seinen Eltern, „man lernt hier auch bedeutend mehr wie in Münster, da die Lehrer besser, das Schuljahr länger und das Studium strenger ist. Es kommt hier allerdings etwas teurer – etwa 250–300 M., doch, wenn es Euch recht ist, werde ich hier bleiben.“





*Joseph Renschen (links)  
und sein Kommilitone  
Otto Reichart bei einer  
Wanderung in der  
Sillschlucht bei Innsbruck.*

*Foto: Familienarchiv  
Thamann-Nellinghof*

Regelmäßig versorgten seine Eltern ihn mit Eßpaketen, für die er sich stets überschwenglich bedankte, wie zum Beispiel in seinem Brief vom 18. Dezember 1898: „*Diese prächtigen Würste und dieser herrliche Schinken und die gewaltigen Speckstücke! O wo krieg wiet upp! Tausend Dank dafür.*“

Als die Eltern ihm Vorhaltungen machten, weil er eine Studienfahrt mitmachen wollte, verteidigte sich Renschen mit einem Brief vom 9. Juli 1897, dem er eine genaue Aufstellung seiner „*Auslagen in Innsbruck*“ beifügte. Die ersten zehn Monate seines Studiums kosteten demnach alles in allem 524,70 Gulden bzw. umgerechnet 970,70 Mark. Hinzu kamen 64 Mark für die Anreise. Den Eltern erläuterte er, daß Studienfahrten keine Geldverschwendung seien, sondern für die Erweiterung des Horizontes unschätzbaren Wert besäßen.

In den Osterferien 1897 hatte Renschen mit einem Oldenburger Landsmann und einem Amerikaner eine erste einwöchige Fahrt nach Südtirol und an den Gardasee unternommen, wobei ihn der Kurort Meran am stärksten beeindruckt hatte. Ostern 1898 unternahm er mit seinen Kommilitonen Quatmann und Bergmann eine Reise nach Rom mit einer Audienz bei Papst Leo XIII. und mit Abstechern nach Loreto und Assisi. Der Brief, in dem er diese Fahrt beschreibt, fehlt leider. Das Vorhaben einer Pilgerreise nach Jerusalem, die für Ostern 1899 geplant war, zerschlug sich wegen Erkrankung des Reiseleiters.

Im Herbst pflegte Renschen nach Abschluß des Sommersemesters nach Hause zu fahren und die Ferien im Familienkreis in Cappeln zu verbringen. Hier war seine liebste Freizeitbeschäftigung die Jagd, auf die er in seinen Briefen immer wieder zu sprechen kommt.

Die Rückreise nach Innsbruck unternahm er zusammen mit anderen Oldenburger Studenten und nutzte die Gelegenheit zur Besichtigung der auf dem Reiseweg gelegenen Sehenswürdigkeiten. Humorvoll beschreibt er in seinem Brief vom 10. Oktober 1897, wie sie die Zollstation Kufstein passiert haben, wo der stets besonders gut mit Eßwaren ausgestattete Franz Quatmann seinen großen Schinken verzollen mußte. Dieselbe Situation kehrte in den beiden folgenden Jahren wieder, wie den Briefen vom 23. Oktober 1898 und vom 15. Oktober 1899 zu entnehmen ist.

Bei aller Frömmigkeit blieb Renschen stets dem Leben zugewandt und sehr am heimatlichen Geschehen interessiert, wie die regelmäßigen Nachfragen in seinen Briefen zeigen. Beispielsweise erkundigte er sich 1897: „Ist das Verhältnis zwischen Marie u. Haaken Grote denn jetzt wieder ganz aus? Weder Marie schreibt mir, noch höre ich von anderer Seite etwas davon.“<sup>48</sup> Außer für die Neuigkeiten aus dem Verwandten- und Bekanntenkreis interessierte er sich auch für das Wohlergehen der Heuerleute seines elterlichen Hofes. Zusammen mit den Kommilitonen Quatmann und Timmen abonnierte er in Innsbruck die „Cloppenburgische Zeitung“ (Vorläuferin der Münsterländischen Tageszeitung).

### Abschied von Innsbruck

Seine erste Predigt hielt Renschen am 11. März 1899 in der Kapelle des Konvikts. Thema der Predigt, für die er von den Patres großes Lob erntete, war das heilige Meßopfer.

Der endgültige Abschied von Innsbruck fiel ihm schwer, denn er fühlte sich dort sehr wohl und das Studium füllte ihn aus. Es sei „sonderbar, wie ich mich im lieben Innsbruck immer glücklich fühle“, schrieb er am 29. November 1899. „In den Ferien habe ich ja Alles, was ich nur wünschen kann, doch fühle ich mich am Schlusse derselben häufig nichts weniger als glücklich. Sobald ich erst wieder im Convicte bin, gefällt mir das Theologiestudieren wieder ausgezeichnet und, Gott sei Dank, quälen mich, so lange ich hier bin, nicht mehr die Gedanken etwas anderes zu studieren.“

Zu diesem Zeitpunkt hatte er bereits an den Bischof von Münster geschrieben und ihn um Festsetzung eines Examenstermins für die Auf-



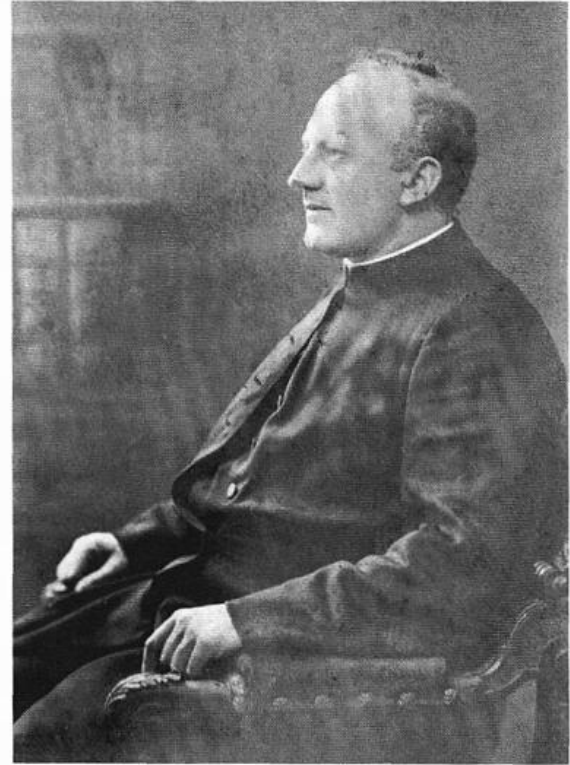
nahme in das Priesterseminar in Münster gebeten. Als er am 8. Dezember 1899 seine Eltern um eine Geldsendung bat, hatte er noch keine Antwort vom Bischof erhalten und konnte daher auch noch nicht sagen, ob er Weihnachten zuhause verbringen würde. Da aber keine weiteren Briefe aus Innsbruck erhalten sind, kann man annehmen, daß Joseph Renschen bald darauf abgereist ist und das Weihnachtsfest 1899 (zum letzten Mal) im Kreise seiner Familie verlebt hat.

### Im Priesterseminar in Münster

Am Montag, dem 7. Mai 1900, zog Joseph Renschen in das Priesterseminar in Münster ein. Am 17. Mai schrieb er seinen Eltern: „(...) *schon über 8 Tage sitze ich jetzt mit 12 anderen Collegen auf einem großen Zimmer zusammen u. fast den ganzen Tag herrscht hier strenges Stillschweigen. Freie Zeit haben wir nur sehr wenig, den ganzen Tag fast müssen wir auf dem Zimmer hocken, nur mittags wird ein Spaziergang gemacht. Mein Schlafzimmer theile ich auch mit 12 anderen zusammen und es ist auch sehr knapp bemessen (...). Ich bin freilich lieber in Innsbruck, wie hier, doch alles läßt sich sehr gut aushalten, wenn ich nur erst meine elenden Berufszweifel, die mich Tag und Nacht quälen, los bin. Und schon in 3 Wochen sollen wir die ersten Weiben erhalten!*“

Selbst an den Pfingsttagen durften die jungen Männer das Seminar nicht verlassen, wie Renschen am 4. Juni seinen Eltern berichtete: „*Ein Bauernknecht hat es in der That besser, als ein Priestertumskandidat zumal in unserer Lage, die wir vielleicht noch bis Herbst auf der 12 Männerbude bleiben müssen und außer einem gemeinsamen langen Tisch, an dem studiert wird, und einem einfachen Bett, absolut nichts besitzen; keinen Schrank, kein Büchergestell, keinen Nachttisch u.s.w.*“ In diesen Tagen wurde Renschen von schweren Zweifeln an seiner Berufung geplagt. Er habe schließlich, so schrieb er, „*unsern Herrgott gebeten, mich entweder vor der Weibe sterben, oder ein glücklicher, seeleneifriger Priester werden zu lassen.*“ Inständig bat er Eltern und Geschwister, besonders auch die Schwester Dora, diese Bitte durch ihr Gebet zu unterstützen, „*denn in wenigen Stunden (5 Uhr) beginnen für uns die Exercitien, um am nächsten Freitagmorgen die niederen Weiben zu erhalten.*“

Der nächste Brief vom 24. Juni, in dem Renschen von seiner Mitwirkung an einer Fronleichnamsprozession berichtet, klingt schon etwas zuversichtlicher, doch heißt es auch hier: „*betet etwas für mich, denn ich hab's so nötig.*“



*Joseph Renschen als junger Kleriker.*

*Foto: Familienarchiv  
Thamann-Nellinghof  
(Fotograf F. Hundt Nachf., Münster)*

Am 16. Juli wurden die Seminaristen nach zehn Wochen endlich aus ihren beengten Wohn- und Lebensverhältnissen erlöst und bekamen Einzelzimmer.

### Der Weg zur Priesterweihe

*„Die Würfel sind gefallen, heute morgen habe ich vom Hochwürdigsten Bischof mit Gottes Gnade die hl. Subdiakonatsweihe empfangen und den unwiderruflichen Schritt fürs Leben gethan; und ich freue mich königlich, daß der lange Zweifel endlich entschieden ist; ich bin jetzt glücklich ruhig und zufrieden (...).“* Dies konnte Joseph Renschen seinen Eltern und Geschwistern, denen er sehr für ihre Gebete dankte, am 10. August 1900 mitteilen.

Die (nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil abgeschaffte) Subdiakonatsweihe war die unterste Stufe der höheren Weihen, mit der man sich zum Zölibat verpflichtete. *„Leider sind zwei meiner lieben Mitalumnen noch im letzten Augenblicke abgefahren, der eine am Tage vor den Exercitien, der andere blieb am Morgen der Weihe aus; sie haben mir in ihrem Unglücke entsetzlich leid gethan, zumal da sie zu den frommsten Seminaristen unseres Hauses zählten.“*

Nachdem er die Herbstferien wieder in der Heimat verbracht hatte und im Oktober nach Münster zurückgekehrt war, empfing Renschen

am 22. Dezember 1900 die Diakonatsweihe, wie er den Eltern in solcher Eile brieflich mitteilte, daß er versehentlich „*Subdiakonatsweihe*“ hinschrieb. Weihnachten verbrachte er in Münster; das feierliche Hochamt im Dom war ihm aber trotz aller Pracht „*nichts im Vergleich zur Weihnachtsfeier in der ärmlichen Dorfkirche der Heimat*“.

Nach einigen Wochen „*strengen Studiums von morgens früh bis tief in die Nacht hinein*“ fand das Examen für den Empfang der Priesterweihe statt, und am 20. Februar 1901 konnte Renschen seinen Eltern mitteilen, daß er die abschließende mündliche Prüfung, die in Gegenwart des Bischofs stattfand, bestanden hatte. In seinem Brief machte er sich Gedanken darüber, daß vieles von dem, was man für die Examina lernt, sehr schnell wieder vergessen ist. Auch das Gebet werde „*sehr in den Tagen eifersüchtigen Studiums vernachlässigt. Doch, wenn man noch immer die Ehre Gottes beim Studium selbst im Auge hätte, dann ginge es noch. Aber wie häufig spielt dabei Eifersucht und Ehrgeiz die Hauptrolle.*“ Ein Schlußexamen für die Entlassung in die Seelsorge stand nach der Priesterweihe noch bevor.

Dem Tag der Weihe sah Renschen mit gemischten Gefühlen entgegen: „*Ja, der Priester am Altare, im Beichtstuhle, auf der Kanzel und am Krankenbette, ist ein Ideal, wie man es sich nicht größer und schöner auf dieser Welt denken kann (...). Aber wenn dieses Amt selbst für Engelschultern zu schwer ist, wie soll ich, Ärmster, es tragen können?*“

Am 24. März schrieb Renschen, man habe erfahren, „*der Herr Official*“ müßte zu Ostern unbedingt zwei neue Priester gebrauchen.“ Keiner wollte gern so plötzlich geweiht werden; „*Muhle und Krapp waren die Auserwählten. Wir anderen werden endgültig am 1. Juni geweiht und feiern am folgenden Tage unsere Primiz. Meine erste hl. Messe beginnt, so Gott will, morgens 1/2 8 Uhr in der Klosterkirche auf Mauritz; zu der Ihr doch gewiß alle nach hier kommen (werdet).*“

Nach den Osterferien kehrte Renschen Ende April nach Münster zurück. In den letzten erhaltenen Briefen vom 12. Mai und vom Tag des Beginns der letzten Exerzitien geht es hauptsächlich um die Vorbereitung der Primizfeier in Münster.

## Ausblick

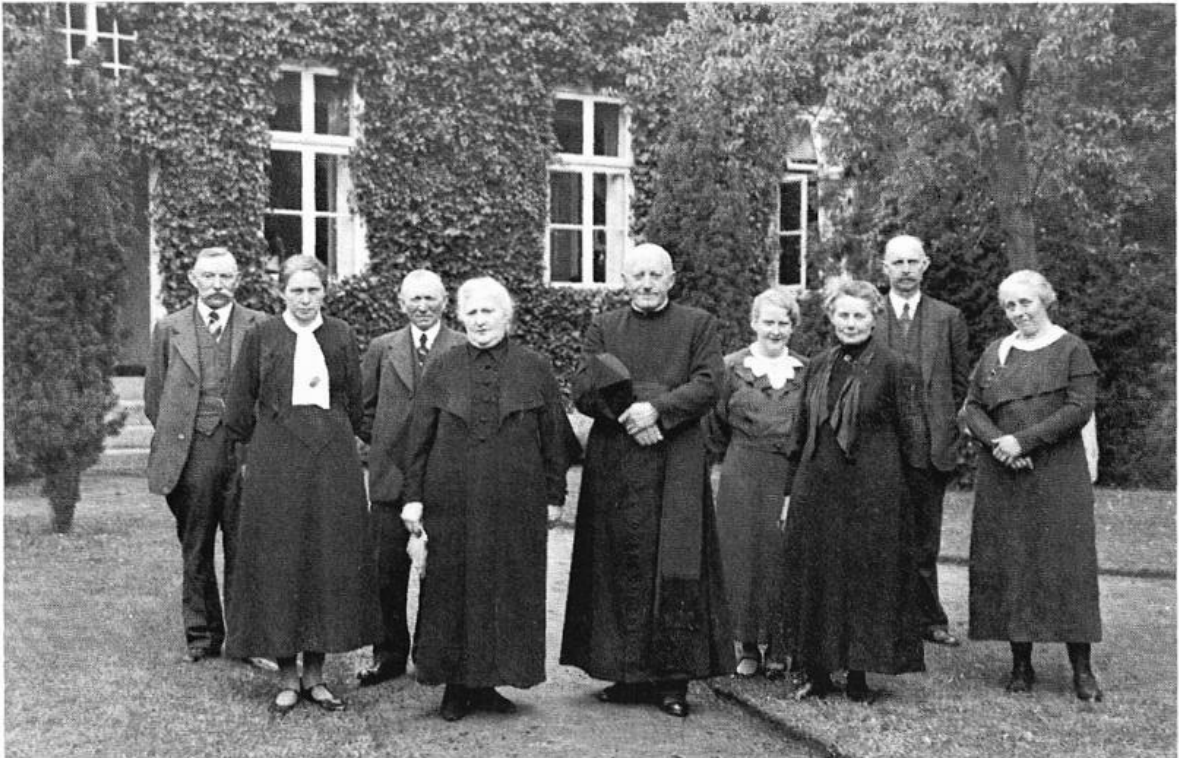
Nach dem „*Kirchlichen Amtsblatt der Diözese Münster*“ von 1901 fanden am 6. April zwei Priesterweihen statt (Joseph Krapp aus Harpendorf und Joseph Muhle aus Rechterfeld), während die übrigen 47 Diakone des Priesterseminars am 1. Juni die Priesterweihe empfangen.





Unter den acht an diesem Tag von Bischof Hermann Dingelstad geweihten Oldenburger Neupriestern waren Franz Quatmann und Joseph Renschen aus Cappeln<sup>20</sup>.

Die Stationen in Renschens Priesterlaufbahn waren zunächst Emstek, Appelhülsen und Münster. Ab 1915 wirkte er als Pfarrer in Dinklage; 1926 wurde er Dechant des Dekanates Damme. Im „Kreuzkampf“ des Jahres 1936 geriet er in Konflikt mit den nationalsozialistischen Machthabern<sup>21</sup>.



*Dechant Renschen um 1930 im Kreise seiner Angehörigen. Von links nach rechts: Heinrich Renschen und seine Frau Rosa (Waldhöfe), Gustav Renschen (Cappeln), Witwe Maria Brand geb. Renschen (Essen), Dechant Joseph Renschen (Dinklage), Maria Brand (Tochter von Maria), Dora Götting geb. Renschen und ihr Mann Gerhard (Bethen), Johanna Renschen geb. Schockemöhle (Frau von Gustav).*

*Foto: Familienarchiv Thamann-Nellinghof (Fotograf Peter Hölzen, Dinklage)*

Joseph Renschen starb am 11. Dezember 1937 in Dinklage. Als er am 16. Dezember unter großer Anteilnahme der Bevölkerung beigesetzt wurde, war auch Bischof Clemens August, Graf von Galen zugegen<sup>22</sup> und hielt beim Requiem die Predigt. Im Nachruf in der Kirchenzei-

tung hieß es: „Dechant Renschen war ein vorbildlicher Priester; seine Mitarbeiter im Priesteramte können und müssen es bezeugen, die Seelsorgsarbeit und das religiöse Leben in der Gemeinde sind dafür Beweis. (...) Darum konnte ihm auch sein Bischof in der Gedächtnispredigt das Zeugnis ausstellen, daß er in allem nie seine Ehre und seinen Vorteil gesucht, sondern als treuer Soldat selbstlos für Christus, den König, gearbeitet und gekämpft habe.“

Renschen sei ein Kämpfer gewesen „für Wahrheit, Gerechtigkeit und Sittlichkeit. Dabei leitete ihn große Klugheit und seine Menschenkenntnis, dabei half ihm das eifrige, als heilige Pflicht empfundene Besten für die ihm Anvertrauten. Dem Persönlichkeitsbilde des Verstorbenen würde man nicht gerecht werden, wenn man nicht auch seinen frohen Sinn und seinen goldenen Humor erwähnen würde. Als froher Bursche war er schon in seinen Studienjahren überall bekannt, froh und Frohsinn bringend war auch sein Gehen durch die Häuser seiner Gemeinde und noch manches schalkhafte und humorvolle Wort von ihm und über ihn geht von Mund zu Mund.“<sup>23</sup>

#### Quellen:

- <sup>1</sup> Zur Geschichte der Priesterausbildung in der Diözese Münster siehe Thomas Schulte-Umburg: *Profession und Charisma. Herkunft und Ausbildung des Klerus im Bistum Münster 1776-1940* (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, Band 85), Paderborn 1999.
- <sup>2</sup> Die Schwester Maria (1877-1956) heiratete den Kaufmann Joseph Brand in Essen und war 1919/20 als Vertreterin des Zentrums die erste weibliche Abgeordnete im Oldenburgischen Landtag; vgl. Walter Kloppenburg: *Fünf Essener Parlamentarier 1919-1933*, in: 968-1968. 1000 Jahre Gemeinde Essen (Oldenburg), hrsg. v. d. Gemeinde Essen, Cloppenburg 1968, S. 143-146.
- <sup>3</sup> Elisabeth Reinke: *Jungheit. Eine Erzählung aus dem Oldenburger Münsterlande*, Vechta 1920.
- <sup>4</sup> Dr. Joseph Wennemer (1826-1901), seit 1851 Priester des Bistums Münster, seit 1891 päpstlicher Ehrenkämmerer, war von 1872 bis 1896 Direktor des Gymnasiums in Vechta und für seinen sehr nachsichtigen Leitungsstil bekannt; vgl. die Artikel zu seinem Gedenken in: *Heimatblätter. Zeitschrift des „Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland“*, 7. Jahrgang (1926), S. 65-69 (mit einer für damalige Verhältnisse sehr ungewöhnlichen Würdigung von dem evangelischen Pastor Wilhelm Ramsauer).
- <sup>5</sup> „Herrlich war's, Antonianer zu sein ...“, in: *Oldenburgische Volkszeitung* v. 3. Okt. 1964.
- <sup>6</sup> Zu den acht Betroffenen gehörte neben Renschen auch Georg Reinke aus Rechterfeld, der später als Autor der „Wanderungen durch das Oldenburger Münsterland“ bekannt wurde. – Im Archiv des Gymnasiums Antonianum habe ich keine Unterlagen über die Affäre um die Schülerverbindung gefunden.



- <sup>7</sup> Mehrere Fotos des „Blech“ aus den Jahren 1893 bis 1896, auf denen auch J. Renschen zu sehen ist, sind abgebildet in der Festschrift zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen der Schülerkapelle am Gymnasium zu Vechta, Vechta 1910, S. 17-20.
- <sup>8</sup> Vgl. hierzu Joachim Kuropka: Clemens August Graf von Galen. Sein Leben und Wirken in Bildern und Dokumenten (= Schriften des Instituts für Geschichte und Historische Landesforschung Vechta, Band 1), 2. Aufl. Cloppenburg 1994, S. 51.
- <sup>9</sup> Zum Ablauf der Abiturprüfung 1896 in Vechta siehe Wolfgang Zimmers: Die große Zäsur. Das Antonianum vor 100 Jahren, in: Gymnasium Antonianum. Chronik 1995/96, S. 112-116. – Ein Foto der Abiturientia 1896 ist abgebildet in: Heimatblätter. Zeitschrift des „Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland“, 15. Jahrgang (1933), S. 147. – Ein Foto vom 25jährigen Jahrgangstreffen 1921 in: Heimatblätter (Beilage der Oldenburgischen Volkszeitung, Vechta), 54. Jahrgang, Nr. 4 (13. Sept. 1975), S. 6.
- <sup>10</sup> Über die theologische Fakultät und das Konvikt in Innsbruck vgl. Maria Anna Zumholz: „Die Tradition meines Hauses“. Zur Prägung Clemens August Graf von Galens in Familie, Schule und Universität, in: Clemens August Graf von Galen. Neue Forschungen zum Leben und Wirken des Bischofs von Münster, hrsg. v. Joachim Kuropka, Münster 1992, S. 11-30, darin S. 21-25.
- <sup>11</sup> Hugo Hurter SJ (1832-1914) war von 1858 bis 1908 Dogmatikprofessor in Innsbruck.
- <sup>12</sup> Hieronymus Noldin SJ (1838-1922) war von 1886 bis 1909 Professor der Moraltheologie in Innsbruck.
- <sup>13</sup> Emil Michael SJ (1852-1917) war seit 1888 Professor der Kirchengeschichte in Innsbruck.
- <sup>14</sup> Vgl. Friedrich Schulze u. Paul Ssymank: Das deutsche Studententum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart 1931, 4. Aufl. München 1932, S. 423-424.
- <sup>15</sup> Viktor Kolb SJ (1856-1928) war zeitweise Präfekt des Nikolaihauses in Innsbruck und wurde bekannt als Konferenzredner, Volksmissionär und Exerzitienleiter.
- <sup>16</sup> Michael Hofmann SJ (1860-1946) war von 1899 bis 1918 Professor des Kirchenrechts in Innsbruck und von 1900 bis 1918 Regens des Nikolaihauses; vgl. Albert Oesch: P. Michael Hofmann S.J. Regens des Theologischen Konviktes Canisianum in Innsbruck. Erinnerungen an einen Priestererzieher, Innsbruck 1951.
- <sup>17</sup> Abgedruckt bei Max Bierbaum: Nicht Lob nicht Furcht. Das Leben des Kardinals von Galen, 9. Aufl. Münster 1984, S. 67-68.
- <sup>18</sup> Wer „Haaken Grote“ war, ist nachzulesen bei Elisabeth Reinke: Heinrich Haake und der Haakenhof in Cappeln, in: Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland 1956, S. 101-106.
- <sup>19</sup> Der Bischöfliche Offizial in Vechta vertrat den Bischof von Münster im oldenburgischen Bistumsteil.
- <sup>20</sup> Kirchliches Amtsblatt der Diözese Münster, 35. Jg. (1901), S. 75-76. – Franz Quatmann starb bereits 1906 als junger Vikar in Cloppenburg. Über ihn vgl. auch Hermann Bitter: Jugenderinnerungen eines Cloppenburgers, in: Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland 1956, S. 123-130, darin S. 128.
- <sup>21</sup> Helmut Hinxlage: „Als treuer Soldat für Christus gekämpft“, in: Heimatblätter (Beilage der Oldenburgischen Volkszeitung, Vechta), 76. Jg. (1997), S. 62-63.
- <sup>22</sup> Vgl. Clemens Heitmann: Clemens August Kardinal von Galen. Leben, Familie, Heimat, Ahnen, Dinklage 1994, S. 104.
- <sup>23</sup> Dechant Renschen, Dinklage, in: Kirche und Leben. Katholisches Kirchenblatt für Oldenburg, 4. Jg. (1937), Nr. 52. – Vgl. auch Theodor Hörstmann: Anekdoten über Geistliche von Dinklage, in: Clemens Heitmann: Kirche und Pfarrgemeinde St. Catharina in Dinklage (= Mitteilungen des Heimatvereins Herrlichkeit Dinklage, Heft 4/5), Dinklage 1971, S. 86-89; Franz Dwertmann: De pläseerlike Wienborg. Vertellsel um us Pastöre in Ollenborger Münsterland, 3. erw. Aufl. Cloppenburg 1981, S. 60-63 u. 78-80.



Heinz Aumann

## Reliquien aus dem Familienbesitz des Gutes Füchtel in Vechta

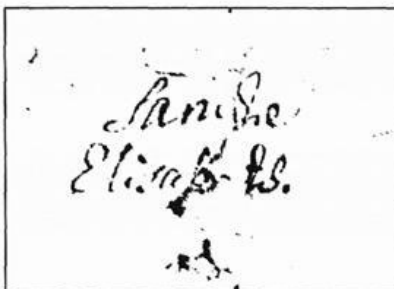
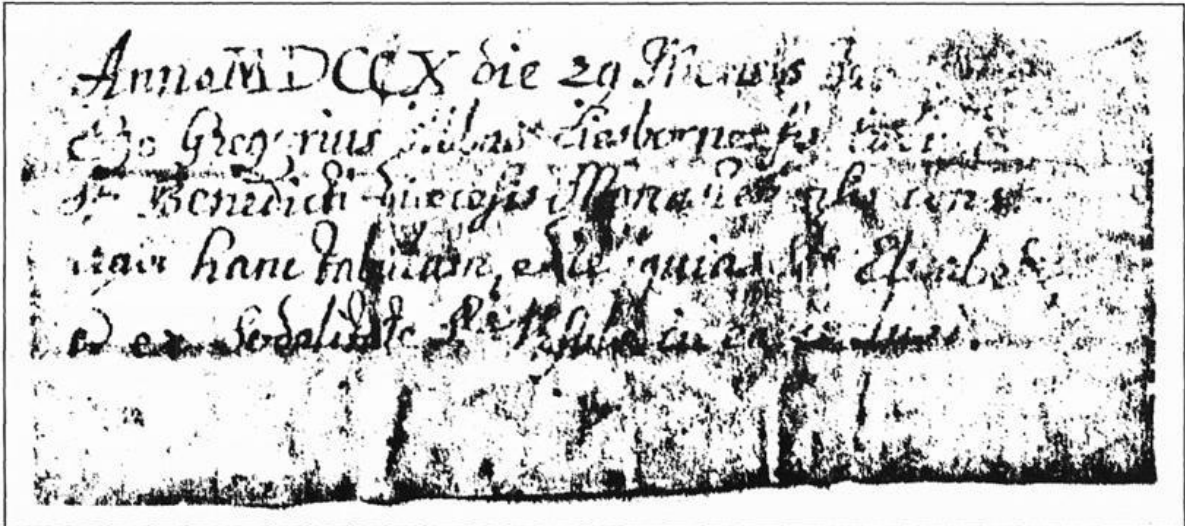
*– Einige Jahre vor seinem allzu frühen Tod überreichte mir Realschullehrer Günter Quasigroch aus Vechta – verdienstvoller Mitbegründer des „Museums im Zeughaus“ in Vechta – ein Manuskript sowie eine Serie von Fotos (hergestellt auf Veranlassung von G. Quasigroch durch Foto-Mauroschat, Vechta 1974) über ein wiederentdecktes Reliquienkreuz aus dem ehemaligen Besitz der Familie von Elmendorff. Diese Dokumentation – heute im Archiv des Heimatbundes Oldenburger Münsterland – übergab ich zur Einordnung in den Vechtaer Kontext dem Heimatverein Vechta, der daraufhin dankenswerterweise Herrn Heinz Aumann mit der weiteren Kommentierung dieser Unterlagen beauftragte. H. Ottenjann –*

Reliquien sind Überreste von den Leibern der Heiligen wie auch Teile von deren Kleidungen und Märtyrerwerkzeugen. Sie sind Gegenstand religiöser Verehrungen, nicht nur in christlichen Kirchen. Schon Gregor der Große (540-604) schenkte der Kaiserin Constanca eine Reliquie. Der Überlieferung nach war es eine Dalmatik des Evangelisten Johannes (Dalmatik = liturgisches Gewand). Constance gab dieses Gewand jedoch wieder zurück mit dem Vermerk, daß es wirkungslos sei. Reliquien werden noch heute zumeist in Kirchen und Klöstern aufbewahrt und verehrt. Sie sind oft in kostbaren Reliquiaren aufbewahrt. Hochgestellte Persönlichkeiten früherer Jahrhunderte wie Bischöfe, Äbte und Adelige bemühten sich vielfach, Reliquien in persönlichem Besitz zu haben.

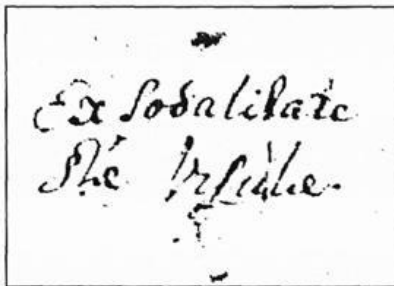
Im 18. Jahrhundert waren die Herren von Elmendorff auf Gut Füchtel im kirchlichen Leben sehr aktiv. Sie stellten mehrere Geistliche, von denen sechs zu Domherren aufstiegen, die ihre Ämter in Osnabrück, Lübeck, Paderborn und Hildesheim ausübten. Der Domherr Christoph Andreas Anton von Elmendorff (1720-1779) ließ im Jahre 1754 eine Kapelle für das Gutshaus in Füchtel bauen. Diese Kapelle löste die bis dahin genutzte Hauskapelle ab. Sie wurde turmartig aus Backsteinen zu Ehren der unbefleckten Jungfrau Maria, des hl. Apostels Andreas und des hl. Liborius erbaut. (Letzterer war Patron der Dom-



kirche zu Paderborn.) Als vor einigen Jahren diese geschmackvolle Kapelle einen neuen Altartisch erhielt, fand man in dem alten Altartisch zwei eingelassene „Altarsteine“, in denen sich Reliquien in Form von Knochensplintern befanden. Sie waren in zwei kleinen Zetteln eingeschlagen. In einem Begleitschreiben ist die Herkunft dieser Reliquien in lateinischer Sprache festgehalten. Herr Archivoberrat Dr. Harald Schieckel entzifferte die Urkunde wie folgt:



*Anno MDCCX die 29. Mensis Januarii  
Ego Gregorius Abbas Liesbornensis Ordinis  
St. Benedicti Diöcesis Monasteriensis conse-  
cravi hanc Tabulam et Reliquias Ste Elisabeth  
et ex Sodalitate Ste Ursule in ea inclusi.*



*Übersetzung:  
Im Jahre 1710 am 29. Tag des Monats Januar  
habe ich Gregorius Abt von Liesborn vom Orden  
des hl. Benedikt in der Diözese Münster  
diese Tafel (Altarstein) geweiht und die Reliquien  
der hl. Elisabeth und aus dem Gefolge der  
hl. Ursula in ihr eingeschlossen.*

Auf zwei kleinen Zetteln, in denen Knochensplinter eingeschlagen waren, stehen die Worte:

*Sancte Elisabeth  
Ex Sodalitate Ste Ursule.*

Diese Reliquien wurden in den neuen Altartisch eingelassen.

Ein besonders schönes Reliquienkreuz fand sich vor einigen Jahren auf dem Dachboden des Tischlermeisters Hempelmann in Vechta. Dieses Kreuz war vermutlich für die Turmkapelle auf Gut Füchtel bestimmt. Günter Quasigroch hat es beschrieben. Nachstehend sein Bericht:



*Abb. 1 Reliquienkreuz, 2. Hälfte 18. Jh., ehemals im Besitz des Freiherrn von Elmendorff, z. Z. bei W. Hempelmann.*





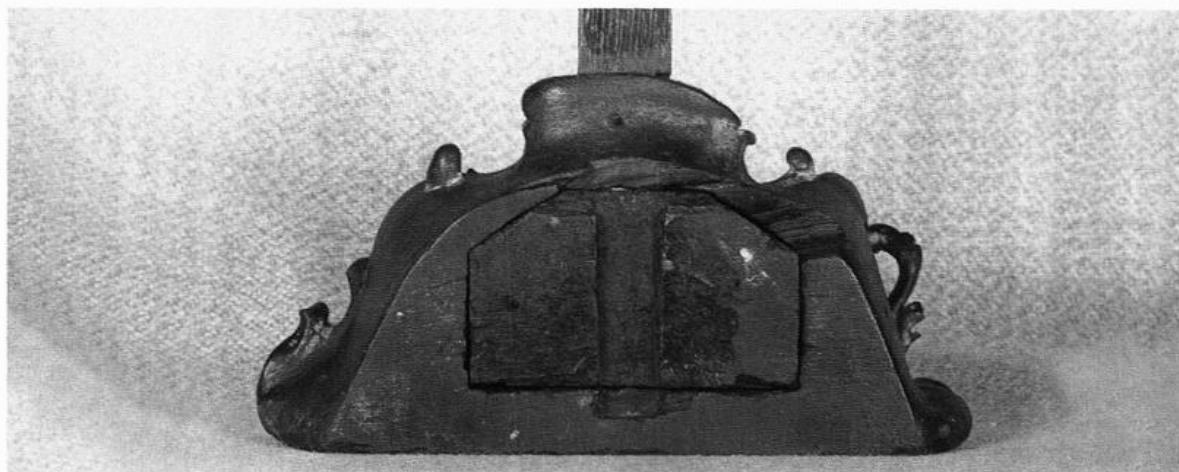
Abb. 1a Corpus von vorne.



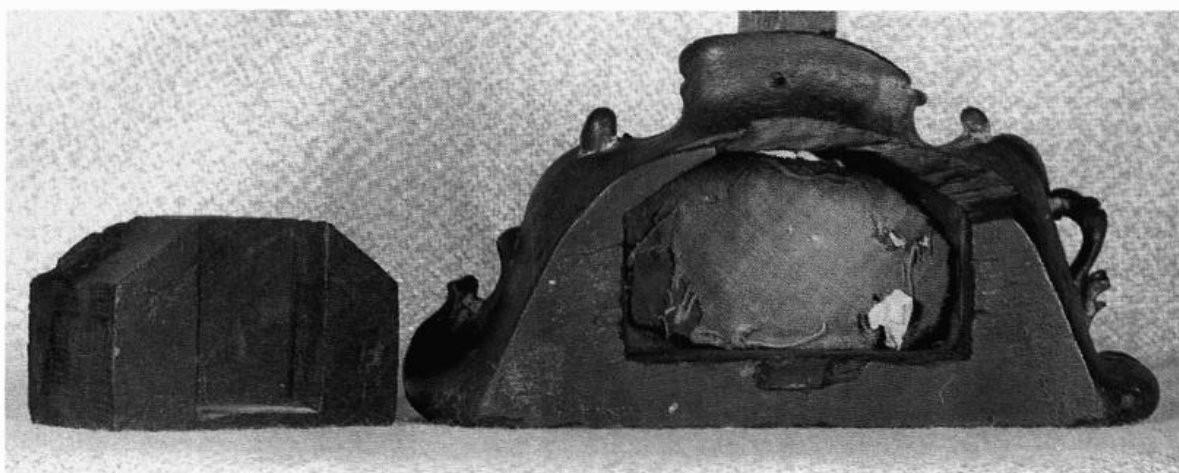
Abb. 1b Corpus von hinten.

„Diese [ ... ] kleine Kostbarkeit fand der Möbelkaufmann und Innenarchitekt W. Hempelmann aus Vechta auf dem Dachboden seines Elternhauses in der Kronenstraße. Es handelt sich um ein vorzüglich gearbeitetes Reliquienkreuz aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Abb. 1). Der zierliche Corpus wurde aus Bronze gegossen und fein ziselirt. Es ist bemerkenswert, daß dieser voll gegossen und auch auf der Rückseite in allen Details fein modelliert und bearbeitet wurde.

Das Kreuz steht auf einem kunstvoll geschnitzten Holzsockel, der einen kleinen Reliquienschrein bildet (Abb. 2). Hinter der Glasscheibe sehen wir Stücke eines Prunkgewandes aus Brokat, zum Teil mit Perlenstickerei verziert. Der hohle Sockel ist hinten mit einem Holzklötzchen verschlossen. Dieses wurde ehemals mit einem nicht mehr vorhandenen hölzernen Riegel arretiert. Der winzige Schrein birgt drei papierene Urkunden. Diese sind zwar von Motten zerfressen worden, geben uns aber dennoch genaue Auskunft über Herkunft und Bedeutung dieses Stückes. Die erste Urkunde (Abb. 3) gibt einen lateinischen Text wieder. An ihrem unteren Rande erkennt man einen ca. drei Zentimeter langen Splitter eines menschlichen Röhrenknochens, wahrscheinlich dem Oberarm oder dem Schienbein entnommen. Der Splitter ist mit dünner schwarzer Schnur kreuzweise umwickelt und mit Leim auf der Urkunde befestigt. Er wurde ferner teilweise mit rotem Siegelack übertrüffelt. Auf dem Siegelack erkennt man die Spuren eines Petschaftes.



*Abb. 2a Reliquienschrein von hinten, geschlossen.*



*Abb. 2b Reliquienschrein von hinten, geöffnet.*



*Abb. 2c Geschnitzter Sockel mit Reliquienschrein; hinter Glas zwei Stücke eines Prunkgewandes aus Brokat.*

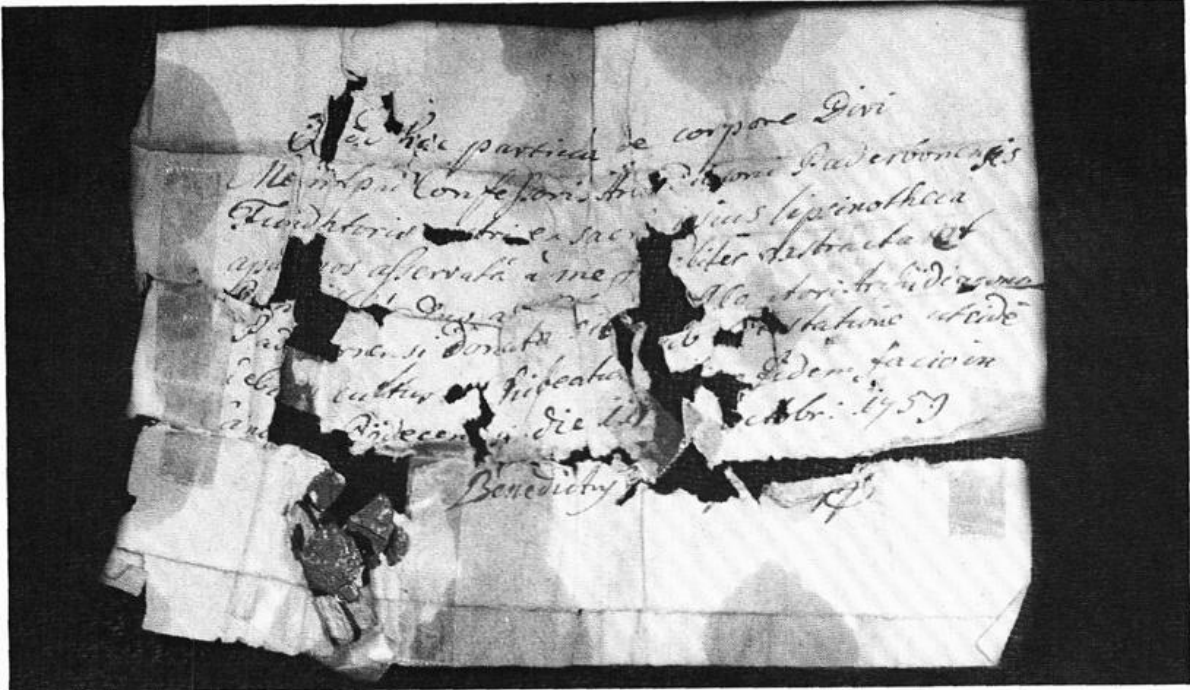


Abb. 3 Urkunde von 1759 aus dem Reliquienkreuz derer von Elmendorff.

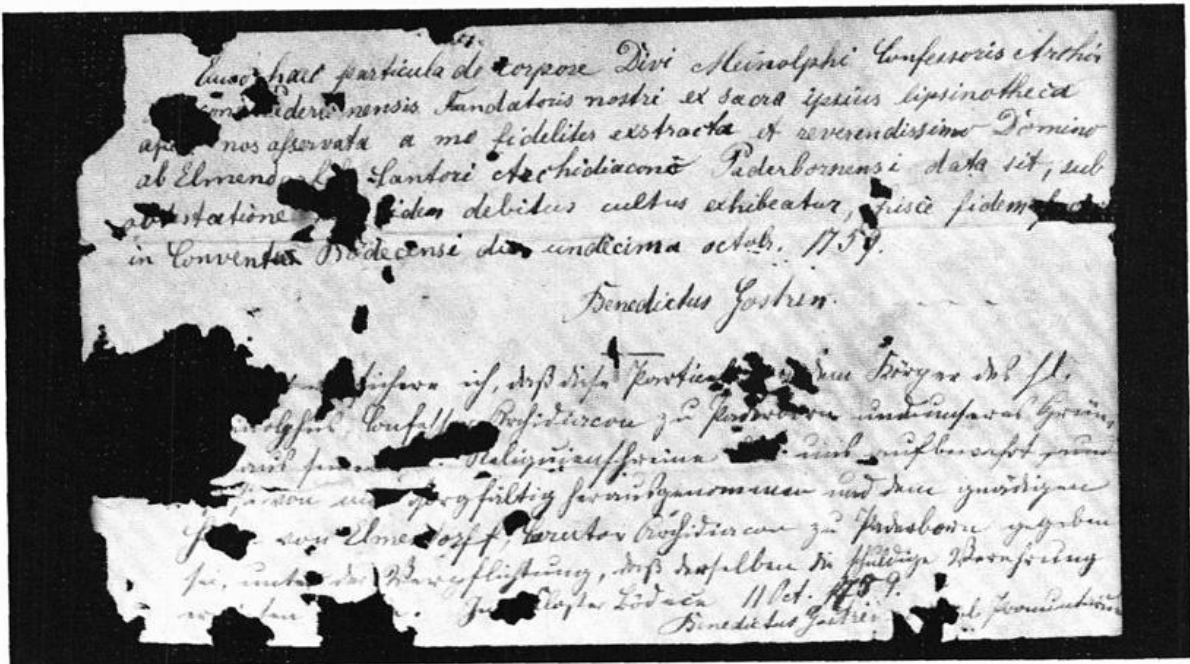


Abb. 4 Kopie und Übersetzung der Urkunde aus dem elmendorffschen Reliquienkreuz.

Das zweite Schriftstück (Abb. 4) ist leichter zu lesen und enthält oben eine Kopie des lateinischen Schriftsatzes und unten die deutsche Übersetzung. Ich gebe beide – soweit leserlich – im Klartext wieder:



Die Urkunde (Abb. 3) lautet:

*Quod haec particula Divi  
Meinolphi Confessoris Archidiaconi Paderbornensis  
Fundatoris nostri ex sacra ipsius lipsinotheca  
ap (ud) nos asservata a me fideliter extracta et  
reverendissimo Domino ab Elmendorff Cantori Arcöhidiacono  
Paderbornensi data sit, sub obtestatione ut eidem  
debitua cultus exhibeatur, hisce fidem facio in  
conventu Bödecensi die undecima octobr 1759.  
Benedictus Goskin*

Übersetzung (Abb. 4):

*(hiermit) versichere ich, daß diese Particul(a)  
(aus) dem Körper des hl. Meinolphus, Confessor u.  
Archidiacon zu Paderborn und unseres Grün(ders)  
... aus seinem ... Reliquienschreine ...  
und aufbewahrt, und (daß diese) sei von mir sorgfältig  
herausgenommen und dem gnädigen Herrn von  
Elmendorff, Cantor Archidiakon zu Paderborn gegeben  
sei, unter der Verpflichtung, daß derselben  
die schuldige Verehrung erwiesen (wer)de.  
Im Closter Bödece, 11. Oct. 1759.  
Benedictus Goskin*

*Das dritte Schriftstück enthält eine Liste mit Namen wie Zeller Lüding von Oythe, Joseph Lange aus Bergstrup etc. Ich vermute, daß es lediglich als Umschlag benutzt wurde. Die erste Urkunde wurde offenbar noch mit dem Federkiel von dem Mönch Benedictus Gosken im Kloster Bödece geschrieben. Später wurde dann – auf anderem Papier mit feiner Stahlfeder – die Kopie nebst Übersetzung angefertigt. Vielleicht war das Original schon beschädigt oder nur schwer leserlich. Aus dem Gesagten geht klar hervor, daß ein geistliches Mitglied der adeligen Familie von Elmendorff diese Reliquie im Jahre 1759 mit einer eindeutigen Auflage erhalten hat. Man kann daher annehmen, daß dieser hohe Geistliche, ein Nachfolger im Amt des heiligen Meinolf, das Kreuz anfertigen ließ, um die Reliquie würdig aufzustellen. Die Freiherrn von Elmendorff saßen seit dem Mittelalter auf Gut Füchtel*

bei Vechta und haben die Geschichte der Stadt mitgeprägt. Auf Haus Füchtel steht eine Kapelle, deren Inneneinrichtung genau dem Rokoko-Stil unseres kleinen Kunstwerks entspricht. Sicherlich war das Kreuz einmal hier aufgestellt. Es könnte aber auch direkt von der Kronenstraße stammen, und zwar aus einem Hause, das kaum je beachtet und kürzlich abgerissen wurde (Abb. 6). Dieses unscheinbare Gebäude ist auf mehreren alten Stadtplänen Vechtas seit dem 18. Jahrhundert als Burgmannshof der Familie Elmendorff eingezeichnet. Es diente lange Zeit als Witwensitz. Vielleicht stand das Reliquienkreuz dort auf einem Hausaltärchen. Wie gelangte es wohl auf den besagten Dachboden? Die Kreuzbalken sind ehemals erneuert worden. Es kann sein, daß das Kreuz einst zur Reparatur gebracht und dann irgendwie vergessen und nicht mehr abgeholt wurde. Auf jeden Fall ist es erfreulich, daß es noch da ist. Es zeugt nicht nur von der vorzüglichen Handwerkskunst unserer Vorfahren, sondern verrät auch einiges über deren Mentalität und Frömmigkeit. Wir „nüchternen Menschen“ des 20. Jahrhunderts stehen ja heute der Reliquienverehrung eher skeptisch gegenüber. Wir pflegen zwar die Gräber unserer Angehörigen und auch die Erinnerung an große Männer der Geschichte. Aber die Knochen eines Heiligen in Stücke zu zerlegen und zwecks Verehrung zu verschicken, das käme uns doch pietätlos vor. Wir wissen auch, daß früher mit Reliquien – oft zum Verdruß der Kirche – allerlei Mißbrauch getrieben wurde. Einen solchen können wir aber in unserem Fall mit Sicherheit ausschließen und müssen uns auch hüten, alles durch die heutige Brille zu sehen. Gefühl und Empfinden waren vor zweihundert Jahren eben doch anders als zu unserer Zeit und sind mit der heutigen Auffassung durchaus nicht gleichzusetzen.“ – Soweit der Bericht von Günter Quasigroch.

Bei dem Kloster Bodece handelte es sich um das von Meinolf 836 gegründete Kanonissenstift Böddeken bei Paderborn. Zur Zeit der Auflösung des Klosters im Jahre 1803 war es von Augustiner Chorherren bewohnt.

Das Reliquienkreuz befindet sich wohl noch im Privatbesitz der Familie Hempelmann. Ein seinerzeit vom Haus Füchtel durch Graf von Merveldt vorgeschlagener Tausch mit einem anderen wertvollen antiken Gegenstand kam nicht zustande.

Welcher Elmendorffer dieses Kreuz erhalten hat ist nicht bekannt. Vermutlich aber war es der Domherr Christoph Andreas Anton von Elmendorff, der Erbauer der Turmkapelle. Er war Domherr zu Paderborn.



*Abb. 6 Am Fuhlenrieden, der heutigen Kronenstrasse, hatte die Familie von Elmendorff einen weiteren Hof. Er war etwas kleiner als die Elmendorffsburg an der Burgstrasse, dafür aber immer im Besitz des Hauses Füchtel. Im Dreißigjährigen Krieg ist dieser Hof in den Wall und die Festung vergraben worden. Nach dem großen Brand von Vechta im Jahre 1684, wurden die Befestigungsanlagen geschleift. In den Jahren 1670 und 1681 ließ von Elmendorff diesen Platz neu vermessen. Er forderte seinen Besitz zurück und scheint seinen Besitzanspruch durchgesetzt zu haben, da auf einer Karte um 1691 dieses Gelände als „Burgmannsgründe“ ausgewiesen wurde. Im 19. Jahrhundert diente dieses neu erstellte Gebäude als Witwensitz des Hauses Füchtel. Über den Drost von Hülsboff ging das Haus auf die Grafen von Merveldt über, die es 1912 an den Gärtner Surdiek verkauften.*

#### **Quellenverzeichnis:**

Franz Hellbernd, Reliquien im Altarstein in Füchtel

Günter Quasigroch, Ein Reliquienkreuz des 18. Jahrhunderts aus dem Besitz der Freiherrn von Elmendorff, unveröffentlichtes Manuskript im Archiv des Heimatbundes Oldenburger Münsterland



*Helmut Ottenjann*

## Ein Engel und ein Heiliger – ein Kelch und ein Orgelprospekt

Historische Gegenstände aus der Region Cloppenburg als  
Sachzeugen ihrer Zeit

Jeder Neubau bedeutet naturgemäß einen „Kehraus“ der alten Inneneinrichtungen, und davon blieben auch die Kirchen des Oldenburger Münsterlandes im Verlauf der Jahrhunderte nicht verschont.

Eine erste Welle der Neugestaltung dieser Art erlebte unsere Region in nachreformatorischer Zeit in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, angetrieben vor allem durch die treibende Kraft der „katholischen Erneuerung“ im Bistum Münster, den barocken Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen. In dieser Epoche entstand aus dem Geiste des Barock eine neue, zeittypische christliche Ikonographie. Sie bewirkte das Auswechseln einer vorwiegend mittelalterlich geprägten Bilderwelt. Dies „Ausräumen“ jahrhundertealter Kultobjekte bedeutete für die Kulturgeschichte einen herben Verlust an ausdeutungsfähigem Quellenmaterial.

Die zweite Welle des Um- und Wegräumens überlieferter, vor allem barockgeprägter Kirchengestaltungen erfaßte in der Epoche des Historismus, der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, unsere Region. Im Gefolge eines mit Blick auf benachbarte protestantische Regionen einzigartigen Booms monumentaler Kirchenbauten im Stil der Neogotik und der Neoromanik erfolgte im Oldenburger Münsterland vor allem ein Abräumen sowie ein Ausverkauf der Sakralgegenstände des 17. und 18. Jahrhunderts; denn nicht weniger als 30 Kirchen vorwiegend mittelalterlicher Bautradition wurden abgerissen und die entsprechenden Nachfolgebauten mit dem neuen Bildprogramm des Historismus ausgerüstet, in der Mehrzahl der Fälle als aufeinander abgestimmte Ensemble-Ausstattung mit Altären, Beichtstühlen, Wand- und Säulenskulpturen, Kanzel, Taufbecken etc. Die neue Bilderwelt ließ der Vor-

gängereinrichtung, dem „Theatrum Sacrum“ des Barock, keinen angemessenen Raum. Damit verlor die Region des Oldenburger Münsterlandes ein zweites Mal einen hinsichtlich künstlerischer und kulturhistorischer Aussagequalität wertvollen Denkmälerbestand.

Kaum nachvollziehbar, aber eine schmerzvolle Tatsache ist es, daß auch unsere Zeit mit ähnlich konsequenter Negierung der handwerklich-künstlerischen Leistung sowie der zeittypischen christlichen Motive der Vorgängergenerationen diese Gegenstandswelt der Historismus-Epoche in ihrer Einheitlichkeit reduzierte oder gar zerstörte. Dies Verhalten unserer Generation der 60er und 70er Jahre könnte als die dritte Welle eines „Bildersturmes“ im Oldenburger Münsterland gewertet werden.

Die in diesem Aufsatz vorgestellten Zeugnisse einer früheren Sakralkunst wurden alle aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang herausgerissen, galten über lange Zeit als verschollen, können aber nun nach ihrem Wiederauffinden erneut als „sprechende Zeitzeugen“ der Kunst-, Kultur- und Frömmigkeitsgeschichte des Oldenburger Münsterlandes befragt werden. Sie gemahnen allerdings auch eindringlich, dem historischen Gegenstand zukünftig die ihm gebührende Achtung zukommen zu lassen und ihn entsprechend seiner Aussagekraft auf Dauer zu konservieren.

### Eine Engel-Skulptur aus Essen

Es ist archivalisch belegt, daß die mittelalterliche Kirche in Essen i.O. - in einem Lageplan des Gutes Vehr aus dem 18. Jahrhundert (Sammlung Museumsdorf Cloppenburg) als einschiffiger Hallenbau mit nebenstehendem Glockenturm dokumentiert - über einen barocken, im Jahre 1700 eingeweihten Hochaltar verfügte. Durch ihn hatte die Essener Dorfkirche einen beherrschenden Raum- und Frömmigkeitsakzent im Sinne des Hochbarock erhalten, gut zwei Generationen früher als die Hauptkirchen der alten Amtsbezirke Cloppenburg und Vechta. Neueste fundierte Kunstgeschichtsanalysen erlauben eindeutige Aussagen über Namen und Standort der Bildhauerwerkstatt, die diesen sowie weitere Hochaltäre der näheren und weiteren Umgebung in der Zeit zwischen 1690 und 1710 verfertigte.

Die allgemeine große Wertschätzung barocker Kirchenausstattungen im katholisch wiedererstarkten Niederstift Münster verschaffte hier - oder am nahegelegenen Rande - mehreren Bildhauerwerkstätten eine





*Abb. 1 Kniender Putto aus der Kirche in Essen (Höhe 35 cm), einst angebracht an der rechten Seite des Hochaltars. Der „Pendant-Engel“ der linken Altarseite gilt als verschollen, war aber vor einigen Jahren noch vorhanden. Die kleinen Flügel sind aus dem Vollholz herausgeschnitzt.*



gesicherte Arbeits- und Existenzgrundlage. Eine für das Niederstift und damit auch für die Region Cloppenburg und Vechta vielbeschäftigte Bildhauerwerkstatt war die des Thomas Jöllemann, eines aus der habsburgischen Monarchie (im Quakenbrücker Kirchenbuch als aus „austriacum“ kommend verzeichnet) eingewanderten Künstlers. Er und seine zwei Söhne begründeten eine erfolgreiche Bildhauertradition. Sein Sohn Johann Heinrich Jöllemann hatte vor 1690 eine Werkstatt in Berge, Amt Fürstenau; der jüngere Sohn Thomas Simon Jöllemann eröffnete ab 1705 eine Bildhauerwerkstatt in Holte, Amt Meppen, Niederstift Münster.

Überliefert ist nun, daß der Bildhauer Johann Heinrich Jöllemann (geb. 1659, gest. 1710), ältester Sohn des „Österreichers“ Thomas Jöllemann, im Jahre 1695 einen Orgelprospekt für die evangelische Kirche in Bippen und 1698 eine Antoniusfigur für die Kirche in Quakenbrück schnitzte; 1690/91 schuf er den Hochaltar und die beiden Seitenaltäre in Malgarten und kurz vor seinem Tode, zwischen 1707 und 1710, den Hochaltar der Stiftskirche in Börstel.

Den bereits zuvor erwähnten Altar der Pfarrkirche in Essen hat Johann Heinrich Jöllemann, Bildhauer aus Berge, im Jahre 1700 als mehretagigen Hochaltar geschaffen. Von ihm haben sich in der Kirche selbst lediglich zwei Apostelfiguren, Petrus und Paulus, erhalten, einst wohl Assistenzfiguren neben dem großen Hochaltarbild.

Für unsere Fragestellung einer Werkstattzuweisung der hier vorgestellten Essener Engelskulptur (Abb. 1), einstmals positioniert auf dem barocken Essener Hochaltar, von besonderer Relevanz ist der Nachweis, daß Johann Heinrich Jöllemann nicht nur das genannte Sakralwerk in Essen geschaffen hat, sondern im Jahre 1694 auch eine mit vier Evangelistenfiguren sowie mit plastisch gestaltetem Blumengirlandendekor verzierte Kanzel in der St. Vituskirche in Damme. Vor wenigen Jahren konnte ich in Dammer Privatbesitz die zierliche Figur eines „Puttos mit Seifenblase“ (Abb. 5), die Allegorie der Vergänglichkeit, entdecken, und aufgrund eines alten, im Archiv des Museumsdorfes Cloppenburg dokumentierten Fotos auch den ursprünglichen Standort dieser Skulptur ermitteln, und zwar am Treppenaufgang der Dammer Kanzel. Dem Kunsthistoriker Reinhard Karrenbrock gelang sodann die Beweisführung, daß dieser „Engel mit Seifenblase“ sowie der Dammer Kanzelkorb selbst ein eindeutiges Produkt der Bildhauerwerkstatt Johann Heinrich Jöllemann darstellen.



*Abb. 2a Essener Putto, Rückansicht. Das faltenreiche Tuch verläuft von der Schulter über die Oberschenkel zum Gesäß.*



*Abb. 2b Essener Putto, Seitenansicht. Das lockige Haupthaar ist allseitig durchgeformt.*



*Abb. 3 Essener Putto. Wie die Fingernagelbetten wurden auch die Fußnagelbetten detailliert ausgeformt.*



*Abb. 4 Essener Putto. Erkennbar ist, daß der Flügel aus dem Vollholz geschnitzt wurde.*



*Abb. 5a Dammer „Seifenblasen-Putto“ auf Sockel aus der Werkstatt des Johann Heinrich Jöllemann/ Berge (s. R. Karrenbrock, Jahrbuch OM 1999).*



*Abb. 5b Dammer „Seifenblasen-Putto“, Seitenansicht. Allegorie der Vergänglichkeit, Flügel aus dem Vollholz geschnitzt.*

Nunmehr ist es nicht sonderlich schwierig, einen direkten Bezug zwischen der Dammer und der gleichfalls im Privatbesitz befindlichen Essener Engel-Skulptur herzustellen und dementsprechend zu folgern, daß beide Putten in ein und derselben Werkstatt geschnitzt wurden, also in der Bildhauerwerkstatt des Johann Heinrich Jöllemann in Berge.

Beide Putten-Darstellungen der Engel in kindhafter, nackter Gestalt mit Flügeln - eine liebenswürdige Erfindung der italienischen Frührenaissance - aus den Kirchen von Damme und Essen (Abb. 5a u. 5b und 1-4), sind aus Eichenholz geschnitzt und vollplastisch gearbeitet; auch das lockige Haupthaar, das faltenreiche Tuch zwischen den Oberschenkeln sowie die kurzen, jeweils aus vier Federlagen bestehenden Flügel dieser Figuren sind in ähnlicher Manier geschnitzt. Während der Dammer Putto „auf einem mit Blüten verzierten Landschaftssockel sitzt“, verharrt der Essener mit erhobenen und betend zusammengelegten Händen in knien-



der Adorantenstellung. Da der „kniende Putto“ an seiner rechten Seite zwei Dübellocher sowie zwei weitere an den Knien aufweist, ist zu folgern, daß er an der rechten Altarseite, vermutlich im zweiten Obergeschoß des Hochaltares, als kleiner Cherubim-Engel seinen schmückenden Platz mit Blick auf eine gemalte oder geschnitzte Szenerie hatte. Es ist erstaunlich, daß dieser „Essener Engel“, obwohl in weit entrückter Ferne plaziert, bis ins Detail durchgeformt wurde; selbst die winzigkleinen Finger- und Fußnagelbetten (Abb. 3) sind stark konturiert geschnitzt. Leider hat diese Puttofigur infolge grobfahrlässiger Entfernung der alten, farbig gefaßten Oberfläche durch „Sandstrahl-Reinigung“ arg gelitten und an künstlerischer Ausdruckskraft viel verloren. Dennoch bezeugt er wie die noch verbliebenen Altar-Assistenzfiguren Petrus und Paulus, daß der um 1700 in der Bildschnitzerwerkstatt des Johann Heinrich Jöllemann geschaffene mehrstöckige Altar der Essener Kirche ein Gesamtkunstwerk von Rang darstellte, eine Meisterleistung hochbarocker Frömmigkeit in der künstlerischen Ausgestaltung eines „Theatrum Sacrum“.

*Nach Fertigstellung des Manuskripts über den „Essener Putto“, aber noch gerade rechtzeitig vor der endgültigen Drucklegung des Aufsatzes spielte uns der Zufall vier weitere eichenholzgeschnitzte Putten-Skulpturen in die Hände (Abb. 6-9). Sensibilisiert für die charakteristische Formensprache der Berger Bildhauerwerkstatt Johann Heinrich Jöllemann war unschwer zu erkennen, daß auch diese Cherubim-Engel in kindhafter, nackter Gestalt mit Flügeln in ein und derselben Werkstatt geschnitzt wurden wie der „Essener Putto“. Da das Ensemble der vier einstmals insgesamt „beflügelten Putten“ wie der „Essener Putto“ gleichfalls im Landkreis Cloppenburg ausfindig gemacht werden konnte und zudem eine frappierende Ähnlichkeit in der Gebärdensprache aller fünf Putten erkennbar ist (lockiges Haupthaar in gleicher Anordnung, faltenreiche Tücher auf den Oberschenkeln, kurze, aus mehreren Federlagen bestehende Flügel etc.), liegt der Schluß nahe, daß auch die neuentdeckten vier Engeldarstellungen ehemals Bestandteil des Essener Hochaltares aus der Bildschnitzerwerkstatt des Johann Heinrich Jöllemann waren. Die Vielzahl an Putten unterschiedlicher Größe und Haltung ist ein Indiz dafür, daß der barocke Altar der Essener Pfarrkirche aus der Zeit um 1700 von beachtlicher Dimension und Auszier gewesen ist, vermutlich um einiges größer und reicher als die ebenfalls in der J. H. Jöllemann-Werkstatt zwischen 1691 und 1708 gefertigten, jedoch mit nur zwei „Putten-Darstellungen“ ausgestatteten Börsteler und Aper Hochaltäre. Glücklicherweise befinden sich die jetzt entdeckten vier Putten-Skulpturen noch im unrestaurierten, mehrfach übermalten Zustand; es ist also noch mög-*



*Abb. 6a Kniender Putto vom Essener Hochaltar (Höhe 73 cm). Dübellöcher der ursprünglichen Befestigung in den Knien, Arme fehlen, faltenreiches Tuch vom Rücken bis zu den Oberschenkeln reichend.*



*Abb. 6b Kniender Putto vom Essener Hochaltar, Rückansicht von Abb. 6a. Flügel abgebrochen, Teile des faltenreichen Tuches abgesägt, spätere Halterung zur Aufhängung im Rücken sichtbar. Dieser Engel könnte der „Pendant-Engel“ zu Abb. 7 sein.*

*lich, die Erstfassung wie auch die im Verlaufe der Zeit ausgeführten Übermalungen dieser Putten schichtweise wieder freizulegen, eine exakte Restaurierungsanalyse durchzuführen und in gewünschter Ausführlichkeit zu dokumentieren.*



*Abb. 7a Kniender Putto vom Essener Hochaltar (Höhe 73 cm). Dübellöcher der ursprünglichen Befestigung in den Knien, Arme fehlen, variierende Armhaltung gegenüber Putto Abb. 6.*



*Abb. 7b Kniender Putto vom Essener Hochaltar, Rückansicht von Abb. 7a. Flügel offensichtlich abgebrochen, Teile des faltenreichen Tuches abgeschnitten, spätere Halterung zur Aufhängung erkennbar. Dieser Engel könnte der „Pendant-Engel“ zu Abb. 6 sein.*

*Die kunsthistorischen Untersuchungen R. Karrenbrocks zum Auftragsumfang und zur unterschiedlichen künstlerischen Leistung der zahlreichen Föllemann-Bildbauer des 17. und 18. Jahrhunderts erbringen den Nachweis, daß der Bildbauer Johann Heinrich Föllemann, ältester Sohn des Thomas Föllemann aus*





*Abb. 8a Putto vom Essener Hochaltar (Höhe 54 cm). Keine Dübellöcher in den Knien, also keine Adorantenposition, das faltenreiche Tuch nur über den Oberschenkeln.*



*Abb. 8b Putto vom Essener Hochaltar, Rückansicht von Abb. 8a. Flügel abgebrochen, Haupthaar vollplastisch ausgeformt. Dieser Engel könnte der „Pendant-Engel“ zu Abb. 9 sein.*

*Quakenbrück, bei seinen Auftragsarbeiten für die Kirchen in Malgarten, Börstel, Essen und Apen von seinem jüngeren Bruder und Bildschnitzer Thomas Simon Jöllemann unterstützt wurde. Künftige Analysen dieser und anderer vergleichbarer Kunstwerke aus der Produktion beider Jöllemann-Brüder werden ihre voneinander abweichenden Kunstfertigkeiten noch deutlich*



*Abb. 9a Geflügelter Putto vom Essener Hochaltar (Höhe 56 cm). Keine Dübellocher in den Knien, also keine Adorantenposition, Arme fehlen, faltenreiches Tuch nur über den Oberschenkeln.*



*Abb. 9b Geflügelter Putto vom Essener Hochaltar, Rückansicht von Abb. 9a. Der noch vorhandene rechte Flügel mit Eisennägeln als Sekundärbefestigung, Haupthaar vollplastisch ausgebildet. Dieser Engel könnte der „Pendant-Engel“ zu Abb. 8 sein.*

*erkennbar werden lassen, damit auch unsere Vermutung, daß der „Dammer Seifenblasen-Putto“ und die fünf Essener Putten zweifelsfrei in derselben Werkstatt (Johann Heinrich Jölleemann) aber vermutlich nicht von ein und demselben Schnitzer gefertigt wurden.*

## Eine steinerne Nepomuk-Skulptur aus Cloppenburg

Im Juli des Jahres 2000 wurde der Stadt Cloppenburg durch den Heimatverein Cloppenburg ein historischer Torso aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die kopflose Sandsteinfigur des hl. Johannes von Nepomuk (Abb. 10), als Eigentum übergeben und von nun an in stete Obhut überantwortet. Über ein Jahrhundert stand diese Skulptur, aus westfälischem Baumberger Sandstein gehauen, als öffentliches Denkmal auf der Cloppenburger Soestebücke in der Mühlenstraße. Obwohl jetzt kopflos, geben alle noch sichtbaren Attribute dieser Sandsteinskulptur zu erkennen, daß es sich hier um die Darstellung des hl. Nepomuk, des meistverehrten Heiligen im 18. Jahrhundert, handelt. Herausgehoben und hoch auf den Sockel gestellt, wurde er einst als Patron und Helfer in Krankheit und Not, als Schützer gegen Wassergefahr und gegen Überfälle auf öffentlichen Wegen und Plätzen, als Lichtgestalt mit Sternreif gegen die Untugenden der Verleumdung und der üblen Nachrede verehrt.

Die leidvolle Geschichte des Geistlichen, Domherren, Kanonikers und Generalvikars Johann von Nepomuk, eine historische Figur der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aus Böhmen, der lange Weg seiner Kanonisierung zum großen Heiligen des 18. Jahrhunderts und die „Irrfahrten“ der Cloppenburger Nepomukstatue vom 18. bis ins 20. Jahrhundert sollen hier nachgezeichnet werden.

Zunächst aber einige Erläuterungen zum „Untergang und Wiederauftauchen“ des Cloppenburger Brückenheiligen: Man darf wohl behaupten, daß in fast allen Kirchen und Kapellen des Oldenburger Münsterlandes seit dem 18. Jahrhundert holzgeschnitzte und farbig gefaßte Nepomuk-Darstellungen an exponierter Stelle gestanden haben. An Bächen und Flüssen errichtete man auf den Brücken zum Gedenken und zum Schutz diesem Heiligen steinerne Denkmäler, im Oldenburger Münsterland heute noch erhalten in Vechta, Dinklage und Löningen (Abb. 17 u. 18). Höchst selten hingegen sind Gemälde mit der Darstellung des hl. Nepomuk oder seiner tragischen Vita; eine Ausnahme ist die szenenreiche Darstellung der Martyrer-Biographie des Johannes von Nepomuk „aus einer Kirche des Oldenburger Münsterlandes“, nachfolgend hier kenntnisreich durch den Würzburger Volkskunde-Professor Dr. Wolfgang Brückner analysiert (s. S. 193).

Da bekanntlich in den zentralen Kirchspielsorten Vechta und Löningen im 18. Jahrhundert zu Ehren des hl. Nepomuk Steinskulpturen aufgestellt wurden, durfte man fragen, warum nicht auch an der Mühlen-





*Abb. 10 Torso der steinernen Nepomuk-Skulptur aus Cloppenburg, die ehemals auf der Brücke über die Soeste in der Mühlenstraße stand; Manskirch-Werkstatt, 1. Hälfte 18. Jahrhundert.*

straßen-Brücke der Stadt Cloppenburg, über die der gesamte „Verkehrstrom“ der alten west-ost-gerichteten flämischen Heerstraße sowie der der nord-süd-orientierten friesisch-westfälischen Handelsstraße geführt wurde. Im Jahre 1934 konnte der damalige Cloppenburg Museumsleiter, Dr. Heinrich Ottenjann, endlich Licht ins Dunkel dieser Fragestellung der Lokalgeschichtsforschung bringen und in der Heimatbeilage der Münsterländischen Tageszeitung („Volkstum und Landschaft“) den wichtigen Hinweis auf die Existenz einer ehemaligen Nepomuk-Skulptur im Bereich der Cloppenburger Mühlenstraßenbrücke publizieren: *„Aus der Soeste ward vor einigen Jahren eine steinerne Figur hervorgezogen, die etwa 200 Jahre alt sein dürfte und den hl. Johannes von Nepomuk darstellt. Leider fehlt der Kopf. Auch ist die Figur, die ursprünglich sicher sehr schön war, stark beschädigt. Sie stand ursprünglich gewiß auf der alten Soestebrücke an der Mühlenstraße. Wenn sie nur heute noch da stände!“* Die hier gemachten Aussagen zum Alter, zur Figurenidentifikation, zur Qualität der Skulptur und zur Standortfrage der wiederentdeckten Nepomuk-Brückenstatue finden durch die nachfolgenden Betrachtungen volle Bestätigung.

Der knappe „Fundbericht“ aus dem Jahre 1934 läßt den Schluß zu, daß zu Beginn der 30er Jahre diese altehrwürdige Nepomuk-Sandsteinskulptur in unmittelbarer Nähe des ursprünglichen Standortes, nämlich an der Ostseite der Soestebrücke in Flußrichtung, also mit Blick gen Westen auf die Brückenbenutzer, wiederentdeckt wurde. Wie einst der hl. Nepomuk im Jahre 1393 den Märtyrertod durch den Sturz in die Moldau erlitt - die seinerzeitige Todesstrafe für Geistliche war das Ertränken - ereilte die Cloppenburger Nepomuk-Skulptur ein ähnliches Schicksal. Dieser „Sturz in die Soeste“ muß wohl schon zur Mitte oder in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfolgt sein, denn die überlieferte, in Privatbesitz befindliche, historische Zeichnung einer neuen Soestenbrücke aus dem Ende des 19. Jahrhunderts, detailreich gezeichnet und farbig hinterlegt durch den seinerzeitigen Oldenburger Bauconducteur Slevogt, nimmt keine Notiz mehr von einer Brückenheiligenskulptur. Nach der jetzigen Restaurierung des kopflosen Nepomuk-Torso wurde sichtbar, daß sich in der Halspartie dieser Skulptur ein tiefes Dübelloch befindet. Da bei der Herstellung derartiger Steinskulpturen - auch aus Gründen der Festigkeit - Kopf und Rumpf traditionell von Anbeginn an immer aus einem Kernstück herausgeschlagen werden, muß der Kopf dieses Nepomuk irgendwann einmal vor seinem Sturz in die Soeste bereits abgeschlagen und sodann wieder „aufgedü-



belt“ worden sein. Öffentlich aufgestellte Denkmäler übten wohl auch schon zu früheren Zeiten auf bestimmte Passanten im Augenblick des Unbeobachtetseins den „Reiz“ des Verschandelns oder des Zerstörens aus.

Man darf voraussetzen, daß die Stadt Cloppenburg vormals Stifter und Eigentümer dieser in aller Öffentlichkeit aufgestellten Heiligenfigur gewesen ist, sich aber offensichtlich nicht erfolgreich bemüht hat, nach dem Sturz des „Nepomuk“ in die Soeste, dies Kunstwerk wieder zu heben und erneut aufzustellen.

In den 30er Jahren wiederentdeckt, gewissermaßen „aus dem Sumpf der Soeste herausgefischt“, hat diesen Torso die Familie des Bürgermeisters Heukamp, damals Eigentümer des direkt an der Soeste und an der Mühlenstraße gelegenen Grundstücks „Vorburg Cloppenburg“. Dem seinerzeitigen Leiter des Cloppenburger Heimatmuseums war diese Entdeckung nicht verborgen geblieben, es gelang ihm jedoch nicht, die Steinskulptur in die Museumssammlung zu überführen. Dies wäre dem Erhaltungszustand der sehr witterungsempfindlichen Sandsteinfigur sicherlich besser bekommen als die unsachgemäße Aufstellung im Gartenbereich. Nachweislich mußte dieser durch langes Lagern im nicht quellreinen Soestewasser stark umweltgeschädigte Torso erst eine längere „Irrfahrt“ durch Cloppenburger Gärten in Kauf nehmen, bevor er durch das Verhandlungsgeschick des jetzigen Bürgermeisters Josef Voet, durch die Tatkraft des Heimatvereins Cloppenburg und vor allem durch das Engagement des Hauptsponsors, Herrn Heinz-Josef Imsiecke, Inhaber der Münsterländischen Tageszeitung, im Jahre 1999 nach glücklicher Sanierung durch die europaweit agierende Bauchemie- und Restaurierungsfirma Bernhard Remmers aus Löningen wieder in die Obhut und Sicherheitsverwahrung der Stadt Cloppenburg, der eigentlichen Eigentümerin dieses jetzt gut 260 Jahre alten Kunstwerkes, zurückkehren konnte.

Zum besseren Verständnis der Ikonographie der Nepomuk-Skulpturen sowie ihrer überragenden Rangstellung im Jahrhundert seiner Heiligsprechung (außer der Muttergottes wurde unter allen Heiligendarstellungen nur der hl. Nepomuk mit dem Nimbus des Sternreifs ausgezeichnet) seien einige Daten und Taten seiner Vita aufgeführt: Geboren wurde Johannes von Nepomuk um 1350 im böhmischen Ort Nepomuk, in dem sein Vater, mit Namen Welflin, Stadtrichter und Bürgermeister war. Im Jahre 1380 wurde Johannes von Nepomuk zum Priester geweiht



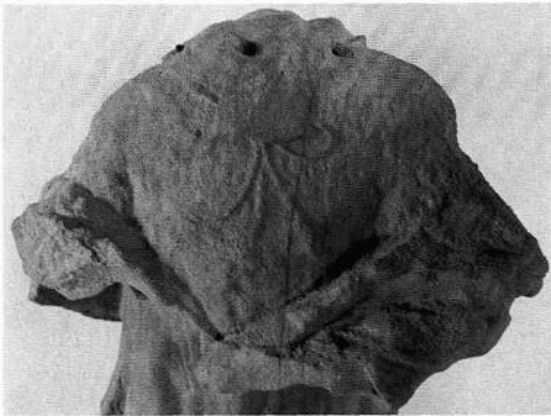




*Abb. 11 Cloppenburger Nepomuk-Skulptur, Seitenansicht. Skulptur stark S-förmig geschwungen.*



*Abb. 12 Cloppenburger Nepomuk-Skulptur, Rückansicht. Hermelinbesetzte Mozetta deutlich erkennbar, ebenso Spitzensaum des Rochetts, Abbruchstellen im Soutane-Bereich.*



*Abb. 13 Cloppenburger Nepomuk-Skulptur, Detail. Bäffchen-Kragen und dünne Kordeln der Mozettabindeung erkennbar.*



*Abb. 14 Cloppenburger Nepomuk-Skulptur, Detail. Sorgfältig durchgestaltete Gewandpartien von Mozetta und Soutane.*

und war Altarist im Prager Veitsdom. Im selben Jahr nahm er das juristische Studium an der Universität Prag auf, und sieben Jahre später wurden ihm die Doktorwürde des Kirchenrechts in Padua und Prag verliehen; seitdem war er Kanoniker von St. Ägydien in Prag und als solcher berechtigt, die sogenannte Mozetta (Almutia), einen mit Hermelinpelzen besetzten Umhang, zu tragen. Eine weitere Stufe seiner Karriereleiter erstieg Johannes von Nepomuk im Jahre 1390 als Erzdiakon von Saaz und Kanoniker von St. Veit in Prag. In der Nacht vom 20. auf den 21. März 1393 wurde er auf Befehl des Böhmenkönigs Wenzel IV. (1361-1419) gefesselt in die Moldau geworfen und ertränkt; der Leichnam wurde im Veitsdom begraben.

Wie die alten Gerichtsprotokolle und auch die im 18. Jahrhundert erfolgte Grabesöffnung sowie die gerichtsmedizinische Obduktion des Jahres 1973 erkennen lassen, wurde Johannes von Nepomuk vor dem Sturz in die Moldau entsprechend der seinerzeit gültigen Inquisitionsregeln „gepeinigt“, um ihn auf diese Weise zu einem Geständnis zu zwingen. Wie die Gerichtsmediziner feststellen konnten, starb er bereits in der Nacht des 20. März an den Folgen dieser Folterung. Die Protokolle des Prozesses und der folgenden Prozeduren wurden von seinem Vorgesetzten, dem böhmischen Erzbischof Jenzenstein, dem Papst in Rom zugeleitet, wo sie heute noch dokumentiert sind. Schon damals im 14. Jahrhundert würdigte ihn der Erzbischof als „heiligen Märtyrer“.

Erstaunlich ist allerdings, daß seine Seligsprechung erst am 31. Mai 1721 erfolgte und die offizielle Kanonisierung zum Heiligen am 19. März 1729 verkündet wurde. Denn schon einige Jahre nach seinem Sturz in die Moldau verbreitete sich die Nachricht, daß Johannes von Nepomuk das Beichtgeheimnis, sein Beichtgespräch mit der Ehefrau des Königs Wenzel, dem König auch auf sein Drängen hin nicht preisgeben wollte und aus diesem Grunde vom König aus rachsüchtigen Motiven zu Tode gefoltert wurde. Die Geschichtsschreibung weiß jedoch auch zu berichten, daß der Kanonikus und Domherr Johannes von Nepomuk, als Generalvikar nach dem Erzbischof der zweithöchste Würdenträger der böhmischen Kirche, von einer Verschwörung der Verwandten des Königs Wenzel gegen ihren König gewußt hat und vielleicht auch deshalb - treu seiner Kirche und seinem Amt ergeben - zum unbeugsamen Schweiger, zum „schweigenden Märtyrer“ wurde. Ob nunmehr das eine oder andere nicht gebrochene Geheimnis ihn zu einem nationalen wie auch abendländisch-europäischen Heiligen werden



ließen, der hl. Johannes von Nepomuk wurde wegen seiner unbeugsamen Haltung gegenüber einer unmenschlichen Obrigkeit zum „Helden und Heiligen“ aufgewertet und dies auch schon in den Jahrhunderten vor seiner Kanonisierung zum Heiligen im Jahre 1729. Ihm zu Ehren wurden schon vor diesem Zeitpunkt, vor allem am Ende des 17. Jahrhunderts, Kirchen und Kapellen errichtet sowie Skulpturen an Brücken und auf Plätzen aufgestellt.

Die endgültige Festlegung einer ikonographischen Typisierung des Nepomuk als Heiligem erbrachte die bekannteste und zugleich früheste Brückenstatue dieses Johannes von Nepomuk, die auch sein erstes monumentales Denkmal überhaupt darstellt (Abb. 15). Es ist die 1683 auf der über die Moldau führenden Prager Karlsbrücke, an der damals vermuteten Stelle seines Sturzes errichtete Bronzefigur, die Gottfried Matthias Freiherr von Wunschwitz als Motivbild aufstellen ließ. Mit diesem Denkmal, einem Gemeinschaftswerk der Bildhauer Matthias Rauchmüller in Wien und Johann Brokhoff in Prag, des Erzgießers Wolf Hieronymus Heroldt in Nürnberg und des Architekten Jean Baptist Mathey in Prag, steht der Heilige erstmals in seinem voll ausgebildeten Gepräge und mit seinen von da an kanonischen Attributen vor uns: um das Haupt den Kranz oder den *Reif* mit fünf oder sechs Sternen (die Zahl von fünf Sternen ergab sich wahrscheinlich als eine Art Kryptogramm aus der Zahl der Buchstaben des Mottos „tacui“ = *ich habe geschwiegen*), mit der *Palme*, dem allgemeinen Kennzeichen des christlichen Märtyrers, und einem *Kruzifixus* in den Händen. Die Kleidung besteht aus einem langen, schwarzen Rock, der sogenannten *Soutane*, dem hüft- oder knielangen weißen, oft spitzengesäumten Chorhemd, dem *Rochett*, und dem aus Pelzstücken, häufig aus Hermelinen zusammengesetzten Schulterumhang, der *Mozetta*, die die Stellung des Nepomuk als Kanonikus und Domherr charakterisiert. Dazu trägt er die priesterliche Kopfbedeckung, das *Birett*.

Diese Nepomuk-Statue auf der Prager Karlsbrücke wurde das vielfältig nachempfundene Vorbild für die tausendfach belegten Nepomuk-Figuren des 18. und 19. Jahrhunderts. Auch die Cloppenburgener Nepomuk-Sandsteinfigur wurde ganz und gar im Kanon dieser typisierten Bildausprägung gestaltet.

Die Kunstgeschichte weiß in neuesten Publikationen zu berichten, daß im Niederstift Münster, und damit auch im Oldenburger Münsterland, in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts vor allem zwei Bildhauerwerkstätten Sandstein-Nepomukfiguren verfertigten: die Coesfelder Werkstatt,





geführt vom Bildhauer Johann Adolf Sasse, und die Werkstatt Manskirch, begründet von Johann Christoph Manskirch, aus Roermond in der niederländischen Provinz Limburg stammend.

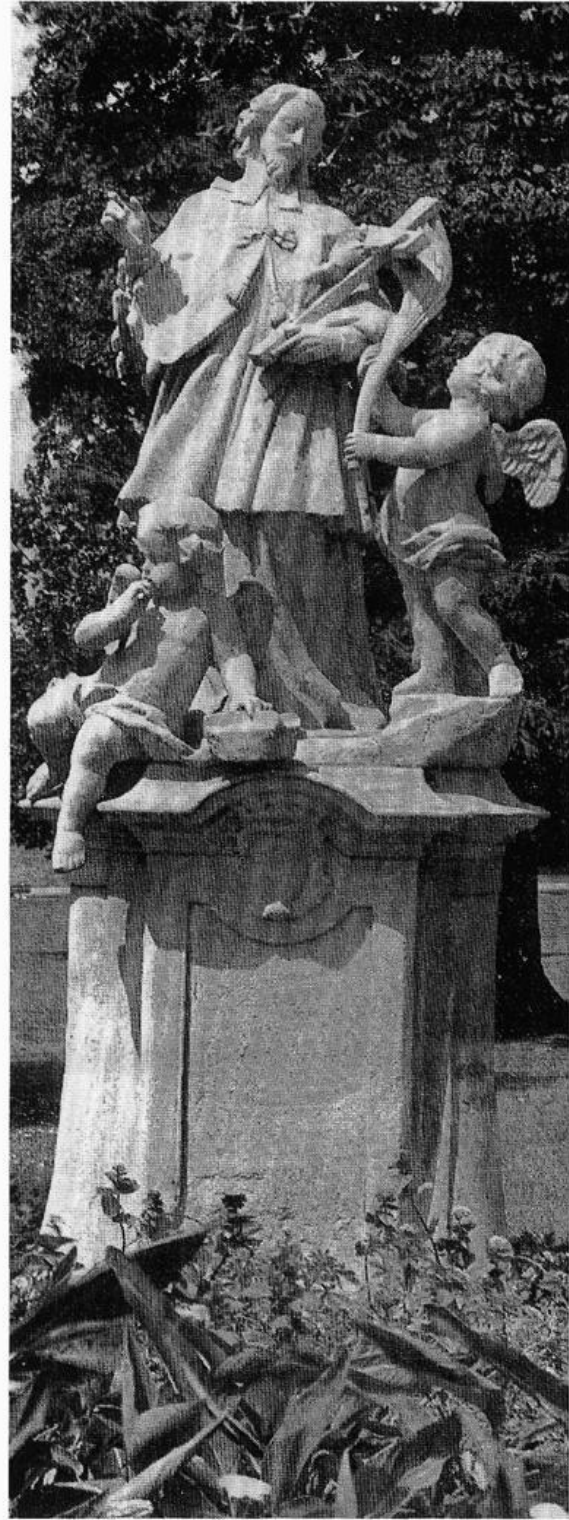
Da das Oldenburger Münsterland zwei künstlerisch bedeutsame Nepomuk-Brückenskulpturen aus der Coesfelder Werkstatt Sasse besitzt, und zwar in Lönigen (Abb. 17) und Vechta (Abb. 18), ist es naheliegend, die Cloppenburger Nepomuk-Figur damit in einen Zusammenhang zu stellen. Über diese Löninger Nepomuk-Skulptur schreibt beispielsweise Reinhard Karrenbrock in seiner neuen Monographie über die Barockskulptur im Oldenburger Münsterland: *„Die an der Hasebrücke in Lönigen aufgestellte, leicht überlebensgroße Figur, zeigt den Heiligen in der für ihn typischen Gewandung eines Weltpriesters: in langer Soutane und halblangem Rochett und mit hermelinbesetzter Mozetta. Auf dem Kopf trägt er als Zeichen seiner priesterlichen Würde das Birett; als Attribute sind ihm das Kreuz und die Palme des Märtyrers beigegeben. Die schlanke, elegantbewegte Figur, die laut Inschrift im Jahre 1724 [also nur drei Jahre nach der Seligsprechung des Heiligen] gestiftet wurde, ist vom Bildhauer recht sicher proportioniert; besonders charakteristisch erscheint das von einem Windzug erfaßte Gewand, das den kontrapostischen Aufbau [Standbein und Spielbein] der Figur deutlich widerspiegelt. Besonders edel ist zudem das leicht nach vorn geneigte Haupt des Heiligen gestaltet.“*

Nicht von R. Karrenbrock beschrieben, aber bedeutsam für unseren Vergleich mit den in den Bildhauerwerkstätten Sasse oder Manskirch geschaffenen Nepomuk-Skulpturen ist die Ausgestaltung der Untergewandkragen und die jeweilige Knüpfweise an der Mozetta, oder um es deutlich zu formulieren: Die Werkstatt Sasse gestaltete den Halsabschluß der Gewandungen stets durch Umlegekragen und durch das Zusammenfügen der Mozetta auf der Brustpartie mit schwerem Kordelgehänge (Abb. 17 u. 18). Dagegen tragen die von Manskirch durchgeformten Nepomukfiguren an der Halspartie immer die seit dieser Zeit auch für katholische Geistliche charakteristischen sogenannten „Bäffchen“, im Volksmund auch als zweiteilige „Mosestäfelchen“ bezeichnet (Abb. 16). Ebenso kennzeichnet die Werkstatt Manskirch eine Mozetta-Bindung zur Brustmitte durch ein schmales gewelltes Schleifchen und eine dünne Kordel mit Quastenbehang. Dies sind Werkstatt-eigenheiten mit Wiederholcharakter und Wiedererkennungswert.

Eine der eindrucksvollsten Sandstein-Nepomukskulpturen ist die um 1740 von Johann Christoph Manskirch aus Baumberger Sandstein ge-



*Abb. 15 Bronze-Statuette des hl. Nepomuk auf der Karlsbrücke in Prag, geschaffen von Johann Brokboff, 1683.*



*Abb. 16 Nepomuk-Gruppe, Münster, Aasee-Wiese, um 1740, geschaffen von Johann Christoph Manskirch.*



Abb. 17 Nepomuk-Skulptur, Lönningen, an der Hasebrücke, aus der Werkstatt Johann Adolf Sasse, 1724.



Abb. 18 Nepomuk-Skulptur, Vechta, an der Propstei, aus der Werkstatt Johann Adolf Sasse, 1737.



schaffene, in Münster heute auf der Aawiese stehende Nepomukgruppe (Abb. 16). Sie zeigt den Heiligen mit hinterfangenem Sternennimbus; das Untergewand hat die zeittypischen „Bäffchen“ sowie die für die Manskirch-Werkstatt typische Schleifenbindung der Mozetta. All diese aufgezählten Formendetails sind - trotz starker Verwitterungsspuren - beim Cloppenburgener Nepomuktorso wiederzuentdecken: Im Nacken der Skulptur sind die eingelassenen Enden des eisernen Reifens - des Heiligennimbus - sichtbar, einst mit fünf oder sechs Sternen besetzt, die symbolisch auf die Buchstabenzahl des lateinischen Wortes verweisen, welches das Nepomuk-Schicksal verdeutlicht: entweder fünf Sterne für das Wort *tacui* = *ich habe geschwiegen* oder sechs Sterne, die dem Wort *tacuit* = *er hat geschwiegen* entsprechen. — Die Cloppenburgener Figur zeigt andeutungsweise immer noch die zwei „Mosestäfelchen“ oder „Bäffchen“, die mit Pelztrotteln behaftete Mozetta und die Schleifen-Kordelbindung; ferner sind das Rochett mit Spitzensaum sowie die Soutane in der Art der Nepomukfigur auf der Karlsbrücke in Prag oder ähnlich den aus der Manskirch-Werkstatt stammenden Nepomuk-Figuren gestaltet. — Das Kontrapost mit Stand- und Spielbein, die im Profil stark S-förmig geschwungene Figur, die in der Linken das Kreuz und in der Rechten die Märtyrerpalme haltende Pose sind in gleicher Art auch bei den Manskirch-Nepomukfiguren anzutreffen. — Aus der Drehung der Figur ist zu erahnen, daß der Kopf des Cloppenburgener Nepomuk zum Kreuz blickend leicht nach links geneigt war. — Laut chemischer Analyse der Restaurierungswerkstatt Bernhard Remmers/Löningen ist diese Figur - wie die Mehrzahl aller Sandsteinskulpturen der westfälischen Region - aus dem weichen Baumberger Sandstein gehauen.

In der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde die weithin gerühmte Manskirch-Werkstatt durch den Wittelsbacher Bischof und Kurfürsten Clemens August, der gleichzeitig Bischof von Münster war, mit zahlreichen Großaufträgen - auch für das Niederstift Münster - bevorzugt und beauftragt. Diese Bildhauerwerkstatt verfertigte u.a. die Sandsteinreliefs am Jagdschloß Clemenswerth; sie erhielt den Großauftrag zur Neuausstattung der Gymnasialkirche zu Meppen, gleichzeitig führte sie zahlreiche Aufträge für viele Kirchen und Kapellen im benachbarten Hümmling aus.

Die zuvor von R. Karrenbrock geäußerte Ansicht, daß der Einfluß der Manskirch-Bildhauerwerkstatt nicht bis in die Region Cloppenburg gelangt sei, ist unzutreffend; denn der Cloppenburgener Nepomuk-Tor-

so ist ein Kunstwerk gerade aus dieser berühmten Werkstatt. Auch aus diesem Grund ist die Rettung des Cloppenburgers Nepomuk ein Zugewinn für die regionale Kunstgeschichte.

Wie einst an der Cloppenburgers Soestebrücke steht nun der Nepomuk-Torso wieder auf einem Sockel, gestiftet vom ehemaligen Cloppenburgers Engelbert Thoben, Brühl, innerhalb des Rathauses, herausgehoben als Patron und Helfer in Krankheit und Tod. Für den historischen Nepomuk galt: Getreu in Wort und Tat. Dies Motto hat auch für unsere Zeit, auch für die Bürger und Räte der Stadt Cloppenburg, ungebrochene Gültigkeit und ist als zeitgemäßer Sinnspruch in den neuen Nepomuk-Sockel eingemeißelt worden. Daraus erwächst der Wunsch, daß gerade jetzt bei der Neugestaltung der Soestepartie zwischen Mühlenstraße und Krankenhaus erneut eine modern gestaltete, von der Allgemeinheit „begreifbare“ und sinnstiftende Skulptur des Johannes von Nepomuk Aufstellung finden möge.

### Der goldene Meßkelch von Krapendorf/Cloppenburg

Vasa sacra, eucharistische goldene und silberne Gefäße zur Feier der Heiligen Messe, aus mittelalterlichen Jahrhunderten sind im Oldenburger Münsterland eine große Seltenheit. Fehden, Beutezüge oder Feuersbrünste, die auch unsere Region nicht verschonten, waren häufig Ursache einer starken Reduzierung der ehemals großen Anzahl wertvoller Liturgiegeräte, eine andere Ursache mit sicherlich ähnlichen Folgen war das Einschmelzen dieser Wertmetallgegenstände, um dadurch Neuanschaffungen zu finanzieren. Meßkelche aus mittelalterlich-gotischer Zeit sind im Oldenburger Münsterland heute nur noch aus der St. Viktor-Kirche in Damme (ein zierlicher Meßkelch mit einem aufgenieteten Christuskreuz, vermutlich aus der Zeit der Kircheneinweihung um 1435) sowie aus der Kirchspielskirche St. Andreas in Krapendorf, damals auch die zuständige Pfarrkirche für die Burgstadt Cloppenburg, bekannt (Abb. 19). Während der Dammer Kelch im Liturgiegeräte-Bestand von St. Viktor auch gegenwärtig noch vorhanden ist und entsprechend gehütet wird, hat der künstlerisch hochwertige und mit identifizierbarer Widmungsinschrift ausgestattete Krapendorfer/Cloppenburgers Meßkelch seinen ursprünglichen „Heimat-Standort“ verlassen müssen. Über einen langen Zeitraum galt dies kostbare Eucharistiegefäß sogar als „verschollen“ und stand für Vergleichsstudien und Fotodokumentationen nicht zur Verfügung.





*Abb. 19 Goldener Meßkelch (Höhe 18,7 cm), ursprünglich aus der St. Andreas-Pfarrkirche in Krapendorf/Cloppenburg mit gotisch geprägtem Nodus, um 1480.*



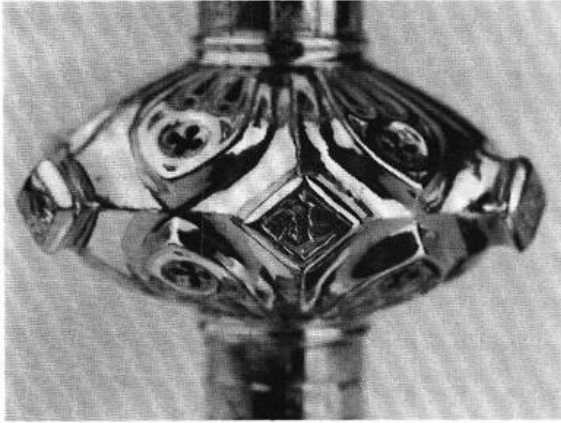


Abb. 20 Gotischer Nodus mit gotischem Buchstaben „f“.

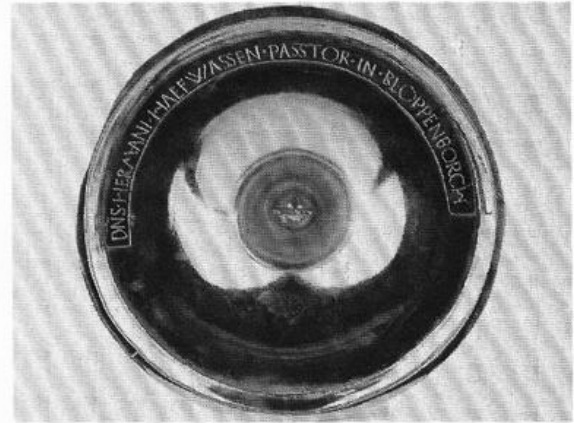


Abb. 21 Widmungsinschrift des Kelches (s. S. 184).



Abb. 22 Schachbrettmuster oberhalb des Nodus.

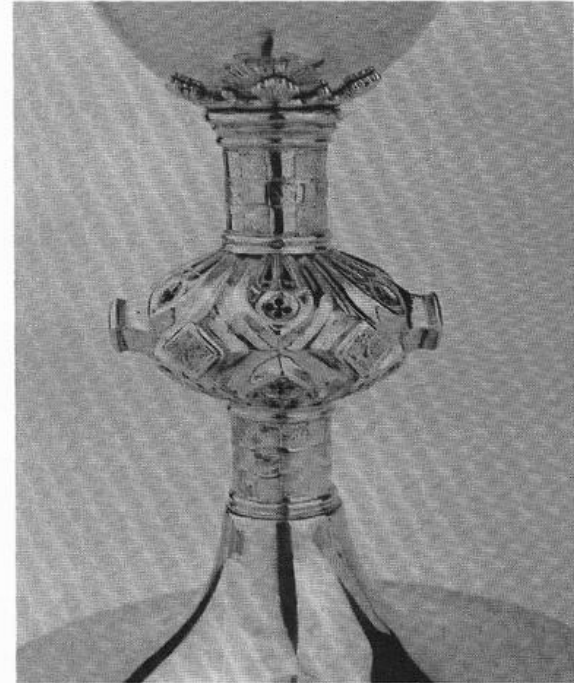


Abb. 23 Schaft des gotischen Kelches (Nodus: Höhe 2,8 cm, Ø 5,8 cm).

Aber nun ist dies für die Kirchen-, Kunst- und Regionalgeschichte eminent bedeutungsvolle Kleinkunstdenkmal glücklicherweise wieder aufgetaucht: Es befindet sich in der Obhut und im Besitz der katholischen St. Marien-Kirche in Varrelbusch. Dem Pfarrer dieser Kirchengemeinde, Kunibert Busenhagen, verdanken wir die Möglichkeit, dies mittelalterliche Kultgerät, Kelch mit Patene, studieren und fotografieren zu dürfen.

In der Zeit gleich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges war manche im Gründungsstadium befindliche Pfarrgemeinde in der Notsituation, keine ausreichend würdigen Liturgiegeräte zur Verfügung zu haben oder beschaffen zu können. Entsprechend dem christlichen Grundsatz „Wer hat, der gebe“ wanderte der Krapendorfer Meßkelch damals in die bedürftige Varrelbuscher Kirche, die dieses Juwel mittelalterlichen Kunsthandwerks bis heute verantwortungsbewußt nutzt und sichert.

Dank einer markant gezeichneten Inschrift auf der Unterseite des Kelchfußes kann ein vielfältiger lokalgeschichtlicher Bezug hergestellt werden (Abb. 21). Die Inschrift lautet: „D[o]N[at]ione]S [Kelch und Patene] - HERMANI - HALFWASSEN - PASSTOR - IN - KLOPPENBORCH“. Hieraus wird deutlich, daß dieser Kelch eine Stiftung des Hermann Halfwassen, seines Zeichens Pastor in „Cloppenburg“, darstellt. Die Stiftungsgabe ist Ausdruck des Wohlstandes dieses Stifters und zugleich Dank für diesen Wohlstand. Im Pfarrarchiv St. Andreas sind mehrere urkundliche Belege überliefert, die Hermann Halfwassen als Pfarrer der Kirche zu Krapendorf bezeugen (Oldenburger Urkundenbuch). Die Inschrift des Krapendorfer Kelches ist also hinsichtlich der Ortsangabe unpräzise, denn die alte Stadtgemeinde Cloppenburg gehörte bis zur Gründung der St. Josefs-Pfarre in den 60er Jahren unserer Zeit über Jahrhunderte zur Kirchspielspfarre St. Andreas in Krapendorf. Dementsprechend hätte es in der Inschrift exakt formuliert heißen müssen: Pastor in Krapendorf! Es gilt festzuhalten, daß der von Pastor Halfwassen um 1480 gestiftete Meßkelch bis in die Jahre um 1945/50, also mehr als viereinhalb Jahrhunderte zur Eucharistiefeier in der Krapendorfer St. Andreas-Kirche Verwendung fand und entsprechend lange dort „gehegt und gepflegt“ wurde.

Der Krapendorfer Meßkelch ist in all seinen Form- und Zierelementen ganz und gar gemäß dem Formenkanon der Spätgotik gestaltet: Der runde, bis auf ein eingraviertes Kreuz (ähnlich dem Malteser-Kreuz) unverzierte Fuß (14,3 cm Ø) weist eine Schrägzarge mit einem Kreuzchenfries auf. Der obere Rand des zur Mitte ansteigenden Fußes ist mit einem Doppelprofilband eingefast. Der runde Schaft wird von einem Nodus in zwei gleich hohe Abschnitte geteilt, die mit demselben Schachbrettmuster in Ritztechnik dekoriert sind. Der gedrückte Nodus (Knauf) am Schaft ist mit sechs rautenförmigen Griffknoten oder Zapfen (Rotuln) versehen, deren Vorderseiten gravierte Buchstaben in gotischer Schrift zeigen, entsprechend dem griechischen Alphabet als „Je-

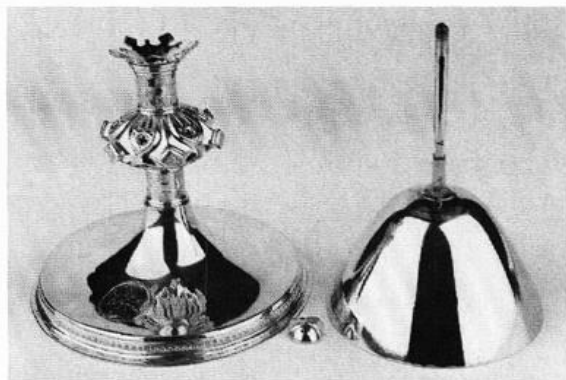


Abb. 24 Fuß und Schaftteil sowie aufsetzbarer verschraubbarer Kelchteil.

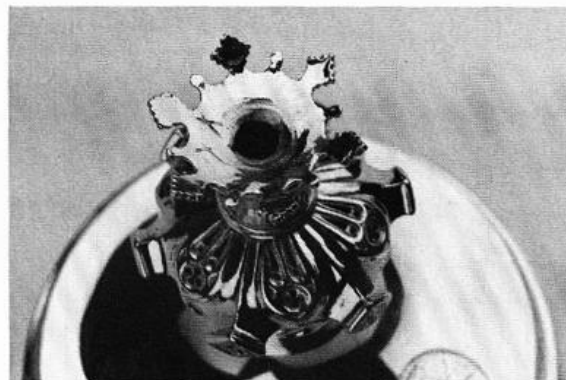


Abb. 25 Blick auf Bogenkranz mit Blattnasen und Öffnung für Cuppa-Stange.

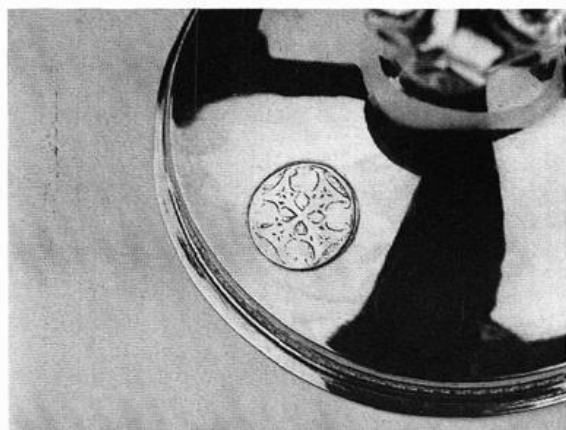


Abb. 26 Eingraviertes Kreuz (Signal) auf dem Fuß des Messkelches.

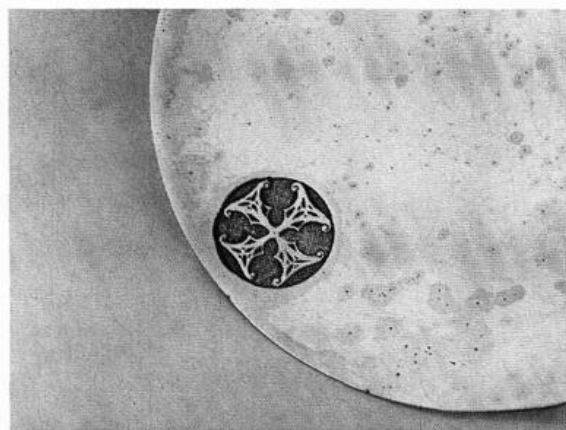


Abb. 27 Eingraviertes Kreuzsignal auf der Patene, gleiche Form wie auf dem Fuß des Messkelches.

sus“ zu entziffern. Die auf der Ober- und Unterseite des Nodus befindlichen spitzbogigen und lanzettförmigen Buckel weisen durchbrochene Maßwerkfenster auf (Abb. 23). Auf dem Schaft ruht der schalenförmige, unverzierte Cuppakorb, der aus einem Bogenkranz mit Blatt-Nasen besteht. Für die Messkelche wurden in der Regel nur Edelmetalle verarbeitet, die dem kostbaren Inhalt gerecht wurden.

Zu einem Kelch gehört die Patene, die den Kelch abdeckt. Im Falle des Krapendorfer Kelches ist die Originalpatene (12,7 cm Ø) aus dem Ende des 15. Jahrhunderts noch vorhanden und mit demselben Kreuzsymbol versehen wie am Fuß des Messkelches (Abb. 26). In gotischer Zeit hatte die Patene stets die Form eines flachen Tellers. Bei spätmit-



telalterlichen Patenen fehlt fast nie das eingravierte, in einen Kreis eingeschriebene Kreuz (Signakel) als Christus-Symbol.

Höchst selten veröffentlicht ist die innere Konstruktion dieser Kelche, und im Falle des Krapendorfer Meßkelches wird ersichtlich, daß ein am Fußpunkt der Cuppa angelöteter vierkantiger Stab in den Schaft des Kelches eingeführt und mittels eines Gewindes und einer Flügelschraube beide Kelchteile fest zusammengefügt werden (Abb. 24). Diese Konstruktion erlaubt ein Demontieren und ein entsprechend schnelles Reinigen beider Kelchteile.

Spätgotische Meßkelche der Krapendorfer Form sind in unterschiedlicher Form und Auszier in Nordwesteuropa allüberall anzutreffen; viele Vergleichsbeispiele sehr ähnlich gestalteter Meßkelche des westfälischen Kulturraumes lassen den Schluß zu, daß der Krapendorfer Kelch gegen Ende des 15. Jahrhunderts von einem Goldschmied der Region Osnabrück/Münster gefertigt wurde.

Es ist ein erfreulicher Zugewinn für die Kulturgeschichte der engeren und weiteren Region, daß der derzeitige „Heimatstandort“ des Krapendorfer Liturgiegefäßes nun öffentlich bekannt ist und dies wertvolle Kultgerät des Mittelalters wieder befragt und bestaunt werden kann.

### Zeichnung eines Orgelprospektes für die Barßeler Kirche, 1775

Die Rekatholisierung des Niederstiftes Münster in nachreformatorischer Zeit bewirkte auch eine Neubelebung der geistlichen Kirchenmusik und demzufolge eine „Renaissance“ des Orgelbaus, vor allem im 18. Jahrhundert. Jedoch konnten nur wenige alte Orgeln oder Orgelprospekte die Neuerungswellen der Kircheneinrichtungen des 19. und 20. Jahrhunderts überleben. Ein Glanzstück dieser spätbarocken Orgelbaukunst - die größte Orgel des Niederstifts überhaupt - ist die zunächst für das Franziskanerkloster in Vechta zwischen 1766 und 1770 geschaffene und nach der Säkularisation dieses Klosters später in der klassizistischen Saalkirche zu Lönigen wiedererrichtete Orgel der Hildesheimer Werkstatt Johann Gottlieb Müller.

Archivalisch überliefert ist, daß auch die katholische Pfarrkirche in Barßel nach 1775 eine neue Orgel angeschafft hat, die aber im Zuge eines totalen Neubaus der Kirche nach 1854 verloren ging. Der im Pfarrarchiv der Barßeler Kirche dokumentierte Orgel-Kaufvertrag sowie eine jüngst wiederentdeckte Originalzeichnung (Abb. 28) dieser spätbarocken Bar-

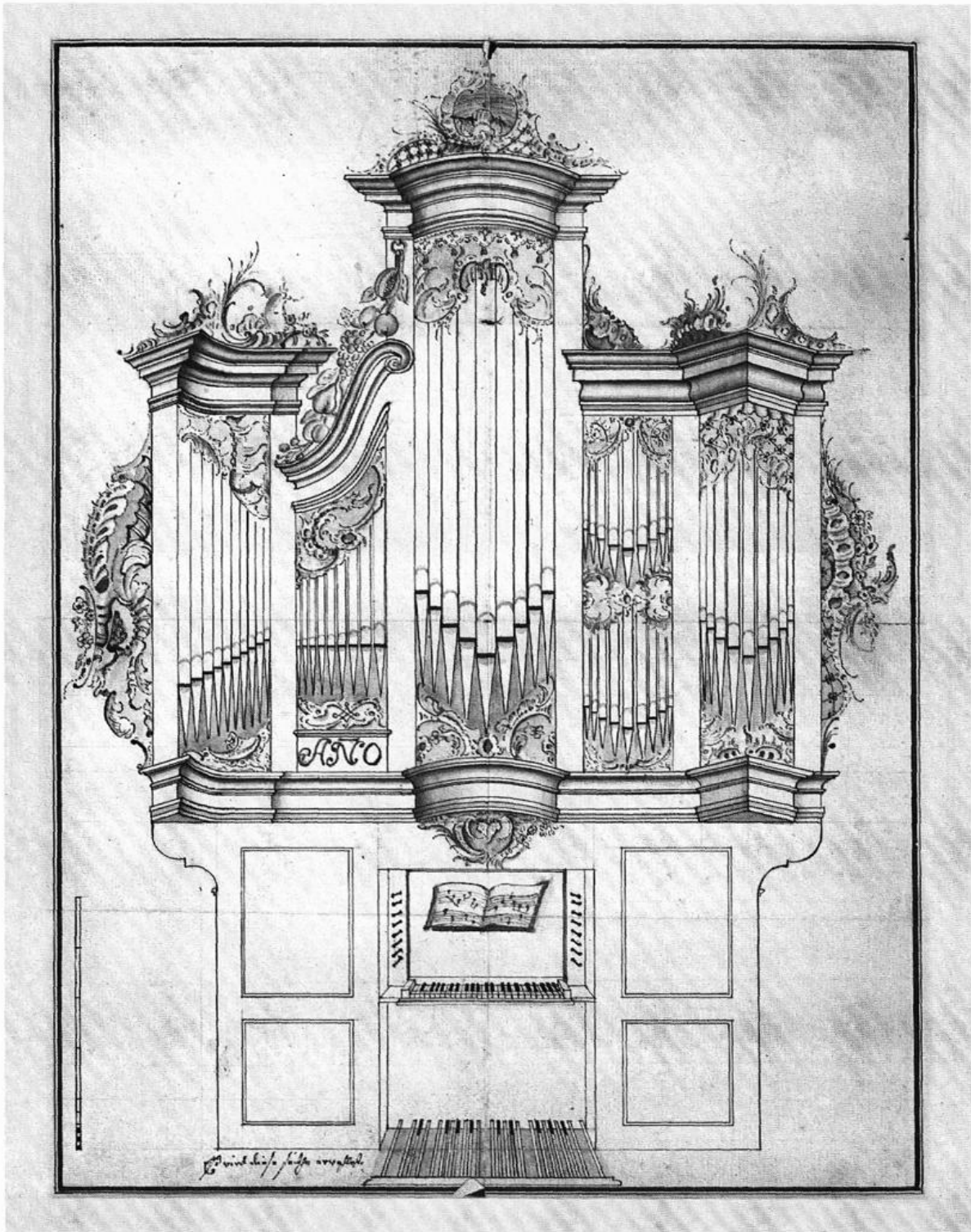


Abb. 28 „Orgelprospekt-Riss“ für die katholische Pfarrkirche in Barsinghausen, la-  
vierte Tuschzeichnung des Wittmunder Orgelbaumeisters Hinrich Jost Mü-  
ller, 1775; zwei unterschiedliche Entwurfszeichnungen miteinander kompo-  
niert (s. Abb. 29 u. 30)

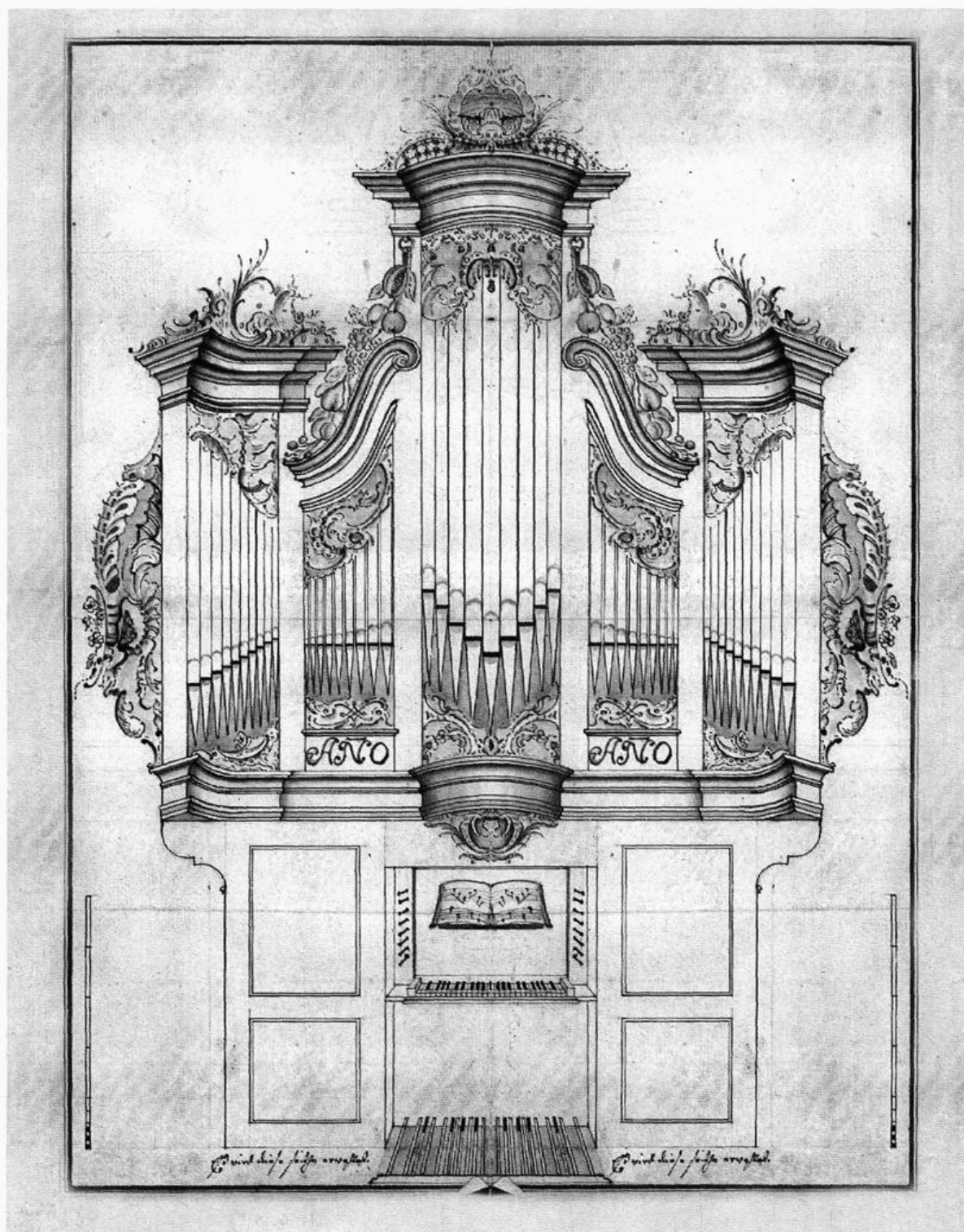
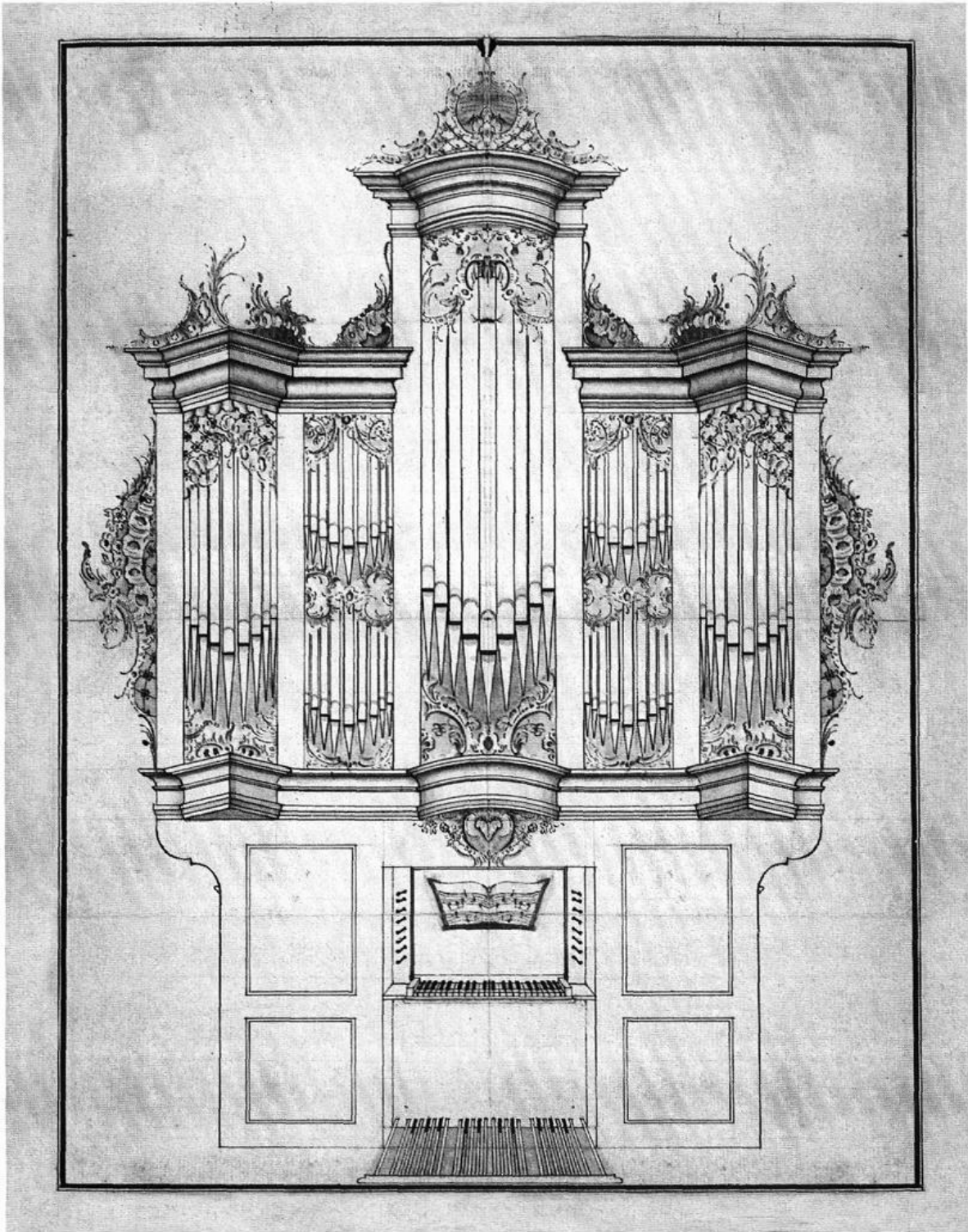


Abb. 29 Die auf der linken Seite (Abb. 28) ausgeführte halbe Entwurfszeichnung zu einer Gesamtansicht zusammengefügt. Für diese schwungvoll barocke Orgelprospekt-Ausführung der Werkstatt Müller-Wittmund entschied sich 1775 der Barßeler Kirchenvorstand.





*Abb. 30 Die auf der rechten Seite (Abb. 28) ausgeführte halbe Entwurfszeichnung zu einer Gesamtansicht zusammengesetzt. Diese in der Architektur strenger gegliederte Orgelprospekt-Ausführung der Werkstatt Müller-Wittmund fand 1775 nicht die Zustimmung des Barßeler Kirchenvorstandes.*

ßeler Orgel ermöglichen es nun, genauere Kenntnisse sowohl von der Disposition als auch von der Architektur sowie der Auszier eines beeindruckenden Orgelwerkes des 18. Jahrhunderts zu gewinnen.

Aufgrund der exakten Recherchen über den „Orgelbau im westlichen Niedersachsen“ durch Winfried Schleppehorst sind wir über die Disposition der Barßeler Orgel - ausgeführt vom Wittmunder Orgelbaumeister Hinrich Jost Müller (geb. 1740 in Fürstenau) - bis in alle Einzelheiten genauestens unterrichtet. Im Kaufvertrag vom 20.06.1775 heißt es:

## Disposition:

Manual c, Cis-c <sup>'''</sup>		Brustwerk C, Cis-c <sup>'''</sup>	Pedal angehängt C-d'
1. Principal	8'	1. Rohrflaute	8'
2. Quintadena	16'	2. Flaute Douce	4'
3. Viole Gamm	8'	3. Octav	2'
4. Gedact	8'	4. Walt-Flaute	2'
5. Octav	4'	5. Cymbal 3 Chor	
6. Rohrflaute	4'	6. Vox humana	8'
7. Quinte	3'		
8. Sesquialter 3 Chor			
9. Mixtur 4 Chor			
10. Dulciane	16' B+D		
11. Trompete	8' B+D		

Manualkoppel, ein Tremulant, 2 Sperrventile.

„zu 6 Pfd. Blei 1 Pfd. Zinnen Zusatz beigeschmolzen: die in praesentatione zu stehen kommende pfeiffen werden mit besten Englischen Zinnen folio überzogen“.

1 neuer und drei alte Bälge zu 2+2 übereinander in den Turm verlegt.  
Preis bei Übernahme der alten Orgel: 800 Rthl. (F)

Die Fertigstellung der Orgel konnte zwei Jahre nach Vertragsunterzeichnung im Jahre 1777 als vollzogen angezeigt werden.

Bei genauerer Analyse der vom Orgelbaumeister Müller als „Abriß“ deklarierten Zeichnung bemerkt man, daß er seinerzeit zwei halbe Originalprospekt-Zeichnungen miteinander zu einer Zeichnung vereinigte (Abb. 28), so daß dem Entscheidungsgremium der Barßeler Kirche damals zwei Vorschläge (Abb. 29 und 30) zur Auswahl unterbreitet wurden. Wie vom Orgelbaumeister auf dem „Abriß“ bemerkt, wählte man die linke Hälfte der Orgelprospekt-Darstellung, jetzt rekonstruiert zu einem Gesamtbild (Abb. 29). Auf der Rückseite des Papiers steht zudem

noch handschriftlich vermerkt: „Notandum, dieser abriß ist nur mit einer Clavur gezeichnet, die Orgel muß aber mit zwey Clavurs gemacht werden.“

Die Barßeler wählten also seinerzeit einen Prospekt, der durch reich profilierte und schwungvolle Barock-Gesimse charakterisiert war. In den Ecken der Pfeifenfelder, an den Seiten der Prospekttrahmungen sowie auf dem Gesims sind reiche Schnitzereien im Stilkanon des zeittypischen Rokoko angebracht: C-Bögen, Rocailles, Fruchtgehänge und Kartuschen.

Will man sich heute einen dreidimensionalen Eindruck dieser Orgelzierweise im Stil des Rokoko verschaffen, dann lohnt sich das Studium des noch erhaltenen Löninger Orgelprospekts, erstellt in den Jahren 1766 bis 1770 und - wie oben bemerkt - anfänglich geschaffen für die Orgel der Kirche des Vechtaer Franziskanerklosters, ein herausragendes Meisterwerk des Hildesheimer Orgelbaumeister Johann Gottlieb Müller (1727 in der Andreas-Kirche zu Hildesheim getauft). Zwischen dem Hildesheimer Orgelbaumeister Müller sowie der Wittmunder Müller-Werkstatt bestanden jedoch, wie die Orgelgeschichtswissenschaft nachweisen kann, keine verwandtschaftlichen Beziehungen.

Die lavierte Tuschzeichnung des Barßeler Orgelprospekts enthält noch einen auf den ersten Blick nicht sichtbaren, aber bei Beleuchtung des geschöpften Büttenpapiers (Format: 37,1 cm x 26,6 cm) deutlichen Hinweis auf die Herstellungsregion dieses Zeichenpapiers; dort ist zu erkennen: „J. Honi & zoon“ sowie zusätzlich das Signet einer Glint-Zaunanlage, alles bekannte Wasserzeichen einer niederländischen Papierfabrik.

Unser Beitrag zur historischen Erhellung dreidimensionaler und zweidimensionaler heimischer Denkmäler soll unterstreichen, daß den jeweiligen Eigentümern oder Besitzern ein hohes Maß an Verantwortlichkeit zur Rettung und Sicherung derartiger Geschichtsquellen obliegt, denn durch sie werden kulturhistorische Phänomene unserer Region erhellt.



**Literatur:**

Rainer Brandel u. Géza Jászai, Imagination des Unsichtbaren, 1200 Jahre bildende Kunst im Bistum Münster, Bd. 1 u. 2, Ausstellung Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Münster 1993

Hans Galen u. Helmut Ottenjann (Hg.), Westfalen in Niedersachsen, Kulturelle Verflechtungen Münster - Osnabrück - Emsland - Oldenburger Münsterland, Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1993

B. Hepe u.a., Johannes von Nepomuk, Variationen über ein Thema, Ausstellung Museum Hörter-Corvey 1973

Reinhard Karrenbrock, Barockskulptur im Oldenburger Münsterland, Bildwerke der Zeit zwischen 1600 und 1810, Oldenburgische Landschaft, Bd. 4, Oldenburg 1998

Reinhard Karrenbrock, Ein unbekannter Putto aus der hochbarocken Ausstattung der St. Viktor-Kirche in Damme, in: Jahrbuch Oldenburger Münsterland 48, Cloppenburg 1999, S. 89 ff.

Walter Kloppenburg, Zwischen Hase und Hunte, Cloppenburg 1994 (S. 232: Ansicht der alten Kirche zu Essen)

Georg Müller-Jürgens, Vasa Sacra Oldenburgica, in: Oldenburger Jahrbuch 55, Oldenburg 1955, S. 89 ff.

Oldenburger Urkundenbuch, Bd. VIII - Südoldenburg, Nr. 173, 179, 216, 246

Heinrich Ottenjann, Zur Geschichte Cloppenburgs, in: Heimatblätter der Münsterländischen Tageszeitung, „Volkstum und Landschaft“, Cloppenburg, August 1934, S. 87 f.

Alfred Pohlmann u. Birgit Schulte, Die Bilder sind nützlich, die Andacht zu wecken, Ein Führer zu Wegemalen und Kapellen in Münster, Münster 1990

Johannes Schilling (Hg.), Nordelbien - Glauben: Nordelbiens Schätze 800 - 2000, Ausstellungskatalog Kieler Schloß, Neumünster 2000

Winfried Schleppehorst, Der Orgelbau im westlichen Niedersachsen, Bd. 1: Orgeln und Orgelbauer im ehemaligen Niederstift Münster sowie in den Grafschaften Lingen und Bentheim, Bramsche 1975

**Fotos:** Archiv Heimatbund Oldenburger Münsterland

Wolfgang Brückner

## Ein frühes Nepomuk-Gemälde aus dem Oldenburger Münsterland

Das Museumsdorf Cloppenburg besitzt ein Ölgemälde des hl. Johannes von Nepomuk, das laut Inventarbuch „aus einer Kirche des Oldenburger Münsterlandes“ stammt und heute in der Kirche Klein Escherde des Freilichtmuseums aufgehängt ist. Ohne den modernen Rahmen 92,5 cm hoch und 77,5 cm breit, ist es weder signiert noch datiert und stellt eine auf den ersten Blick verwirrende Ikonographie vor, die bislang noch der Entzifferung harrte. Dieses Aufschlüsseln dürfte auch die ungefähre Datierung fixieren helfen, da stilistische Eigenheiten lediglich ganz allgemein auf die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts verweisen.

Was ist also zu sehen? In simultaner Darstellung werden drei Stationen aus der Vita und der Verehrung des Heiligen vorgeführt, ablesbar im entgegengesetzten Uhrzeigersinn. Als dominante Gestalt des Bildes tritt in Größe und Beleuchtung aus dem relativen Dunkel der Gesamtkomposition ein stehender Engel hervor. Daneben sind nur noch die beiden Häupter des Heiligen und das Reliquiar leuchtend hervorgehoben. Der Engel umfaßt den kniend mit Rosenkranz betenden Heiligen und reicht ihm zugleich die Martyrerpalme. Er befindet sich dabei auf einer Wolke zu seinen Füßen, während Johannes Nepomuk, noch ohne Heiligenschein, auf einem Stück Erde kniet. Neben ihm liegen Gebetbuch und ein langer Stab mit einfachem Goldknauf, dahinter sein Pilgerhut. Jedenfalls trägt er nicht die Insignien eines hohen Prager Kanonikus, der er war und wie wir ihn als Brückenheiligen dargestellt kennen, sondern den einfachen schwarzen Mantel oder Umhang zur Soutane des Weltgeistlichen. Er kniet nämlich als Pilger vor dem Gnadenbild der Madonna von Altbunzlau.

Dieses ist hier zwar ohne die sonst üblicherweise mit abgebildete Bekrönung wiedergegeben, jedoch eindeutig an der Haltung des Jesuskinde mit dem hängenden Arm identifizierbar. Jenes „Palladium Bohemiae“ bildet den heutigen Kultgegenstand der ältesten tschechischen





Ölgemälde mit der Darstellung verschiedener Lebensstationen des hl. Nepomuk, entstanden zwischen 1721 und 1726. „Ein Zeugnis der Kultpropaganda zwischen Seligsprechung und Heiligsprechung.“

Gemälde u. Foto: Slg. Nieders. Freilichtmuseum Cloppenburg.

Wallfahrt in der Erzdiözese Prag: Stará Boleslav am Ort der Ermordung des Herzogs Wenzel 929. Es ist ein Metallrelief des späten 15. Jahrhunderts, das im Dreißigjährigen Krieg und auch später noch mehrfach





*Detail aus dem Gemälde der Nepomuk-Vita: Schrifttafel mit lateinischer Inschrift: „...entsühnend vermodern sie (die Gebeine). Aus dem Verwesten kommt durch diese Saat die unversehrte Zunge zum Vorschein.“*

nach Prag und Wien flüchten oder von protestantischen Kriegsherrn wieder ausgelöst werden mußte, das heißt im Verlaufe der Gegenreformation zu einem Signum der Katholizität wurde. Darum entstand die



Sage, es sei von der hl. Ludmilla, der Großmutter Wenzels aus dem Metall von heidnischen Götterbildern gegossen worden, weshalb es zeitlich auch mit der legendarischen Vita des Johannes von Nepomuk (um 1350-1393) in Verbindung gebracht werden konnte. Danach machte der Heilige angesichts der angedrohten Sanktionen eine Wallfahrt nach Altbunzlau, um seine Sterbestunde Maria zu empfehlen. Dies gestaltete die ausschmückende Ikonographie des 18. Jahrhunderts zu Engels- oder gar Marienvisionen aus. In Österreich hat dieses Thema der berühmte Kremser-Schmidt zwischen 1750 und 1787 sechsmal an prominenter Stelle gemalt und damit den marianischen Aspekt der konfessionspolitischen Szene besonders hervorgehoben. Unserer Konstellation der Engelsgesten am nächsten kommt die Ausführung 1772 für Stift Melk, heute als Leihgabe im Stephansdom Wien.

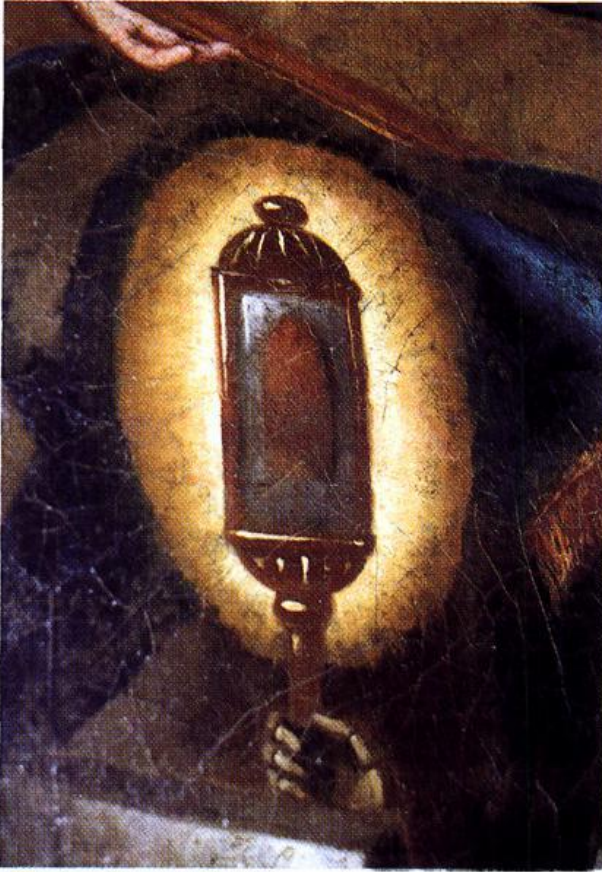
Hier ist es der einzelne übermächtige Engel, der Martyrium und Tod offenbart, aber auch den Hinweis mit der Linken auf den Beistand Mariens gibt. Die Vollendung ist nun zu unterst im Wasser dargestellt: der wegen seiner Wahrung des Beichtgeheimnisses gefesselte und in der Moldau ertränkte Heilige, dessen totes Haupt fünf Sterne umgeben. Sie bilden bisweilen ein Kryptogramm, wenn sie mit den fünf Buchstaben „tacui“ versehen sind: „ich habe geschwiegen“. Die Legende läßt ihn in dieser Haltung am Ufer des Flusses angeschwemmt und durch Lichtzeichen auffindbar sein, weshalb die Prediger der Heiligsprechungsfeierlichkeiten in barocker Manier vom „liegend obsiegenden Helden“ sprachen. Das war zugleich die Aufbahrungs- und Ausstellungsart seiner Reliquien und vor allem der wächsernen „Sekundärleiber“ sowie der Darstellungen vieler zum Teil lebensgroßer Andachtsbilder des Heiligen nach dem Totenbildnis als Vera effigies. Die jedem Touristen bekannteste bekleidete Figur im Glassarg befindet sich auf dem Hochaltar der Asam-Kirche in München. Auch dort, wie bei den genannten Gemälden, wird er stets mit Rochett und Almutia (auch Mozetta genannt) dargestellt. Nur die frühen Kupferstiche zeigen ihn in einfacher Soutane, wie im Falle unseres Gemäldes in beiden Darstellungen, wobei sich diese Bekleidung beim Brückensturz auch auf der Fahne der Heiligsprechungsfeiern in Rom von 1729 findet. Es muß sich also um eine Komposition aus der Frühzeit der offiziellen Verehrung handeln.

Dies legt auch der letzte Teil der Darstellung nahe. Ein Totengerippe, bedeckt mit einem Leichentuch, hält das leuchtende Reliquiar der un-

verwesten Zunge empor. Dazu heißt es auf der im oberen Teil unleserlich gewordenen Schrifttafel: „... Piacla Putrescunt, Integra de Putri hoc Spermate Lingua Venit“, sinngemäß ergänzend zu übersetzen: „... entsühnend vermodern sie (die Gebeine). Aus dem Verwesten kommt durch diese Saat die unversehrte Zunge zum Vorschein“. Bei der Exhumierung des Leichnams im Jahre 1719 für den Seligsprechungsprozeß, der 1721 erfolgreich abgeschlossen wurde, fiel aus dem Schädel jenes Stück des „rückgebildeten, eingetrockneten Hirngewebes“ (wie Anatomen 1973 geurteilt haben), das man seinerzeit für die Zunge des Toten hielt. Sie befindet sich seit 1726 in einem zu Wien gefertigten kostbaren sternförmigen Reliquiar. Es war 1979 auf der großen Nepomukausstellung in Salzburg erstmalig außerhalb Prags zu sehen und erstaunte durch sein exaktes Vorbild der vielen im südlichen Mitteleuropa landläufigen Nepomukzungen aus Wachs. Wie in eine Monstranz ist ein zweiter goldener Behälter eingeschlossen, dessen Vorderseite ganz aus Bergkristall besteht und den Blick auf die senkrecht stehende Reliquie freigibt. Genau dieser Teil, wie er zwischen 1719 und 1726 allein existierte, ist auf unserem Gemälde zu einem Ostensorium mit Fuß und Schaft ausgebildet zu sehen, wie er sonst nur auf der römischen Fahne zur Heiligsprechung von 1729 und einem Augsburger Thesenblatt von 1736 erscheint. Auch dies wieder scheint mir ein Hinweis auf die Frühgeschichte der offiziellen Verehrung zu sein. Der kirchlich noch nicht approbierte Kult begann in Böhmen und Wien schon kurz vor 1700 mit der Errichtung von Brückenfiguren und einer Immaculata-Bruderschaft an St. Stephan 1709, die sich nach der Heiligsprechung 1729 endgültig in Nepomukbruderschaft umbenennen durfte.

Die Kultverbreitung im Reich besorgten vornehmlich die Jesuiten, die, selbst oft Beichtväter der Mächtigen, St. Johannes von Nepomuk zu ihrem zweiten Ordenspatron erwählten. Auf ihren Wegen könnte zum Beispiel unser Bild ins Münsterland gekommen sein, aber natürlich auch über die engen süddeutschen Adelsverbindungen, zumal in Böhmen die katholisch-habsburgische Oberschicht den Kult entwickelt und vorangetrieben hatte. Das Gemälde in Cloppenburg halte ich für ein Zeugnis der „Kultpropaganda“ zwischen Selig- und Heiligsprechung. Es dürfte daher aus den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts stammen.





*Detail aus dem Gemälde  
der Nepomuk-Vita:  
Reliquiar mit der Zunge  
des hl. Nepomuk. „Bei der  
Exhumierung des Leichnams  
im Jahre 1719 fiel aus dem  
Schädel jenes Stück, das man  
seinerzeit für die Zunge des  
Toten hielt.“*

**Literatur:**

- Johannes von Nepomuk. Ausstellung des Adalbert Stifter Vereins in München, Passau und Wien anlässlich der 250jährigen Wiederkehr der Seligsprechung. Passau 1971. -  
250 Jahre hl. Johannes von Nepomuk. Katalog der IV. Sonderschau des Dommuseums Salzburg 1979. -  
Johanna von Herzogenberg: Johannes von Nepomuk in der Druckgraphik des 18. Jahrhunderts. In: Alte und moderne Kunst 25 (1980), S. 15-21. -  
Franz Matsche: Sekundärleiber des heiligen Johannes von Nepomuk. Effigies und Wachsfigur im Heiligenkult. In: Jahrbuch für Volkskunde NF 6 (1983), S. 107-148. -  
Emil Valasek: Altbunzlau. In: Marienlexikon I, 1988, S. 113. -  
Lotbar Altmann: Johannes v. Nepomuk. In: Marienlexikon III, 1991, S. 409f. -  
Johannes von Nepomuk 1393 - 1993, hg. v. Reinhold Baumstark, Johanna von Herzogenberg und Peter Volk. Bayerisches Nationalmuseum München 1993 (zur Ausstellung im Kloster Strahov und in München)

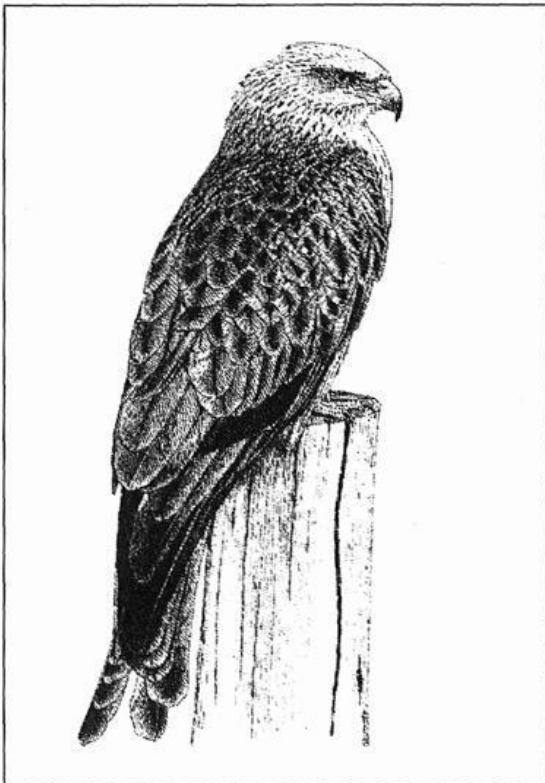
*Heinz Kosanke*

## Vogel des Jahres: Der Rotmilan

Der Naturschutzbund Deutschland (NABU) hat den Rotmilan zum „Vogel des Jahres 2000“ gewählt. Die Gattung *Milvus* umfaßt nur zwei Arten, den Schwarzen Milan (*Milvus migrans*) sowie den Rotmilan (*Milvus milvus*).

### Lebensraum

Beide Arten kommen auch in Mitteleuropa vor. Der Rotmilan bewohnt Spanien, Italien und Südosteuropa, Frankreich und den Westteil Osteuropas sowie Mitteleuropa, wo etwa 90% der weltweit nur ca. 23.000 Rotmilan-Brutpaare leben. Etwa 15.000 leben in Deutschland. In Niedersachsen umfaßt der Bestand ca. 1.000 Brutpaare, die Landesteile südöstlich einer Linie Dümmer-Verden-Winsen sind nahezu flächendeckend besiedelt. In Nordwest-Niedersachsen sind die Vor-



*Der Rotmilan.  
Abbildung aus Heckenroth (1997).*